This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

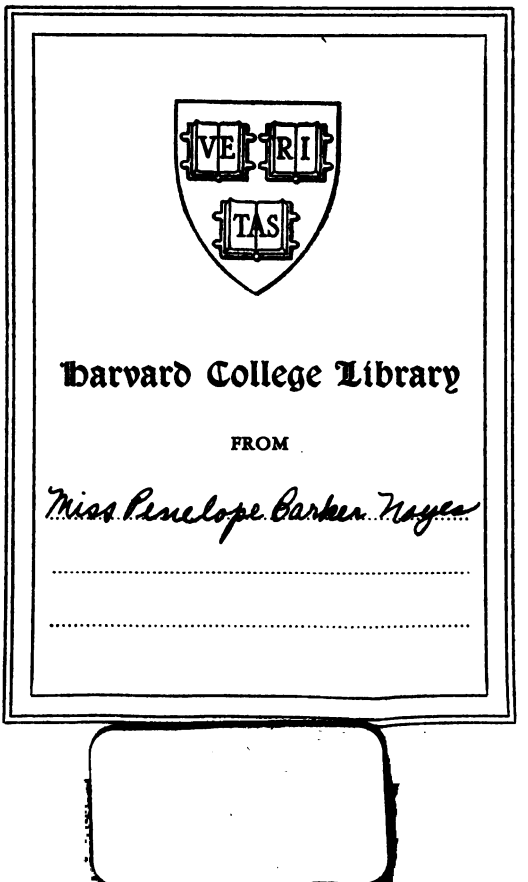
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN WS7N 1

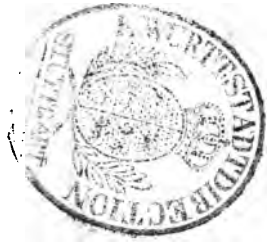
WIDENER
HN WS7N 1

1 586.26.3


VE RI
TAS
Harvard College Library
FROM
Miss Penelope Barker Noyes

40.252

Novalis Schriften.



29-126-
Y3

Friedrich von Hardenberg, oder

Novalis

Schriften.

JUSTIN WINSOR,
CAMBRIDGE, MASS.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck und Fr. Schlegel.

Vierte vermehrte Auflage.

Erster Theil.

Stuttgart.
Chr. Hausmann's Antiquariats-Buchhandlung.
1837.

48586.26.3

HARVARD COLLEGE
MAY 8 1919
LIBRARY

Vorrede

zur ersten Auflage.

Wir übergeben dem Leser hiermit, was wir, den Umständen nach, von den hinterlassenen Fragmenten unsers Freundes durch den Druck bekannt machen konnten. Obgleich diese beiden Bände nicht Alles enthalten, was der Bekanntmachung würdig war, so drücken sie doch vollkommen das Gemüth des Verfassers aus, oder seine innere Geschichte, so wie sie alles berühren, worüber er etwas gedacht und erfahren hat. Darum haben wir es auch für besser gehalten, diese Bogen durch keine Geschichte seines Lebens zu vermehren, weil jeder Befreundete die Andeutungen des veränderten Gemüths finden, und ohne weiteres die Geschichte seines Lebens, was er sein Leben nennen konnte, verstehen wird. Es kann hier

nicht unsere Absicht seyn, nachfolgende Werke zu empfehlen, oder zu beurtheilen, weil es wohl möglich seyn dürfte, daß jedes Urtheil, was schon jetzt hervorträte, ein zu frühzeitiges und unreifes wäre; denn ein Geist von dieser Originalität muß erst begriffen, sein Wollen verstanden und seine liebevolle Absicht gefühlt und erwiedert seyn, so daß wir wohl erst, wenn seine Ideen andre Geister befruchtet und neue Ideen erzeugt haben, aus dem geschichtlichen Zusammenhange sehen können, wo er selber stand, und wie er sich zu seinem Zeitalter verhielt. Ich will daher nur kurz von dem Inhalte dieser beiden Bände sprechen.

Den ersten Theil nimmt ein Roman ein, welchen der Verfasser unvollendet hinterließ. Ich habe versucht, in einem kurzen Berichte den Lesern eine Andeutung des Plans zu geben, von dem ich aber nicht weiß, in wiefern ich ihn selber getroffen oder verfehlt habe. Unter einzelnen Bemerkungen und Ideen über dieses Buch zu seiner weitern Ausarbeitung findet sich auch folgende Stelle: „Meine Erzählungen und romantischen Arbeiten sind noch zu grell und zu hart gezeichnet, derbe Striche und Umrisse, nackt und unausgeführt; es fehlt ihnen jener sanfte, run-

dende Hauch, jene Fülle der Ausarbeitung, Mitteltinten, feine verbindende Züge, eine gewisse Haltung, Ruhe und Bewegung in einander, individuelle Beschlossenheit und Fremdheit, Geschmeidigkeit und Reichthum des Styls, ein Ohr und eine Hand für reizende Periodenketten."

Die Hymnen an die Nacht sind hier aus dem Athenäum wieder abgedruckt. Mit diesen Gedichten war der Verfasser selbst in Ansehung der Ausführung am meisten von allen seinen Arbeiten zufrieden.

Die kleinern Gedichte, die nachfolgen, sind bis jetzt nicht gedruckt gewesen; so wie die geistlichen Lieder, welche der Leser zum Theil schon aus dem Schlegel'schen Musenalmanach kennt, hier durch neue vermehrt erscheinen. Diese Lieder waren der Anfang eines christlichen Gesangbuches, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigsten Momente und Ansichten des Christenthums schreiben wollte.

Die Lehrlinge zu Sais enthalten den Anfang eines physikalischen Romans, welchen der Dichter zwar schon vor einigen Jahren in dieser Gestalt angefangen, aber niemals weiter ausgeführt hat.

Die größere Hälfte des zweiten Theils besteht aus Fragmenten vermischten Inhalts. Die Freunde des

Verfassers werden hier die meisten derjenigen, die unter dem Namen Blüthenstaub im Athenäum abgedruckt waren, unter verschiedene Abtheilungen zerstreut, wieder finden, so wie einige von denen, welche „Glauben und Liebe“ überschrieben waren, und in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie mitgetheilt wurden; wenige sind aus größern Aufsätzen abgerissen, die meisten aber aus den Papieren unsers verstorbenen Freundes, in verschiedenen Zeiten niedergeschrieben, gesammelt. Er hatte den Plan zu einem eigenen encyklopädischen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten. Aus dem Entwurfe dieses Werkes, welches, wie es scheint, nur aus dergleichen abgerissenen Sätzen bestehen sollte und konnte, sind die meisten dieser Gedanken genommen. Mein Freund Fr. Schlegel hat hauptsächlich die Auswahl getroffen, und ich habe den Versuch gemacht, sie in verschiedenen Abtheilungen in eine Art von Ordnung zu bringen, die vielleicht eben nicht strenger seyn konnte. Man wird uns nicht den Vorwurf machen können, daß wir zu viele dieser Fragmente, oder unter diesen solche, bekannt gemacht haben, die der Verfasser

niemals für den Druck bestimmt hatte; denn wir haben nach strenger Prüfung nur diejenigen ausgewählt, die uns die wichtigeren schienen, auch wurden wir überdieß von den Nachweisungen und Andeutungen unsers Freundes geleitet, der seine Papiere oftmals von neuem durchsah und Bemerkungen dazu schrieb; doch muß ich gestehen, daß der größte Theil der Fragmente nur aus Rücksicht auf den Raum zurückgeblieben ist, der sonst wohl eine Stelle in diesen Büchern hätte finden sollen. Der Verfasser selbst war gleichgültig darüber, was von ihm öffentlich erschien, und was zurück blieb; so, daß auch in diesem Betracht die Bekanntmachung vieler von diesen Fragmenten als keine Anmaßung erscheinen darf, da er sie nur für eine spätere Bekanntmachung aufbehalten hatte, wie er selbst am Schluß dieser Fragmente sagt: „Nur weniges ist reif zum Druck, und nur als Fragment brauchbar; sehr vieles gehört zu einer großen, wichtigen Idee. Ich glaube nicht, daß etwas Unwichtiges unter dem Undurchstrichenen ist. Das Angestrichene wollte ich in eine Sammlung neuer Fragmente aufnehmen und dazu ausarbeiten. Das Uebrige sollte bis zu einer weitern Ausführung warten. Durch Fortschreiten wird so vieles entbehr-

lich, so manches erscheint in einem andern Lichte, so daß ich vor der Ausführung der großen Idee nicht gern etwas Einzelnes ausgearbeitet hätte. Als Fragment erscheint das Unvollkommene noch am erträglichsten, und also ist diese Form der Mittheilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig ist und doch einzelne merkwürdige Ansichten zu geben hat."

Jedem Verehrer der Wissenschaft und Kunst sollte diese Erscheinung wichtig und anziehend seyn, wenn er auch über vieles anders dächte, und anderes ihm fremd und unverständlich dünkte; ein näher befreundetes Gemüth wird in den verschiedensten Gedanken denselben Geist ahnen und sehen; dieses wird ohne nähere Bezeichnung die Ideen finden, die wie aus einem Mittelpunkte alle übrigen verständlich machen; ein solcher wird allenthalben die durchbrechende Liebe wahrnehmen, und sich nicht von einzelnen Widersprüchen stören lassen, die dem Menschen so nothwendig sind, wie aller Krieg; er wird endlich diese Sammlung so brauchen, wie ein vertrauter Freund des Verfassers sie ansehen muß: als ein Buch der Erweckung und Andacht, als Texte zu Reden,

Abhandlungen und Predigten, als ein Buch, das viele andere Bücher und Bemühungen erst verständlich, wenn nicht gar unnütz macht.

L. T.

Vorrede

zur dritten Auflage.

Die Freunde dieser Schriften haben schon oft gewünscht, einige Nachrichten von den Lebensumständen des Verfassers zu erhalten. Wenn sich auch in wenigen Büchern das Gemüth des Verfassers so klar und rein abspiegelt, wie in dem seinigen, so ist es doch natürlich, daß der Leser etwas von den äußern Umgebungen und den Schicksalen des Autors zu erfahren wünscht, welchen er liebt; diejenigen Freunde des Novalis, welche ihn nicht persönlich gekannt haben, mögen daher nachsichtsvoll die wenigen Nachrichten aufnehmen, die ich aus den Erinnerungen eines zwar vertrauten, aber nur kurzen Umganges mit dem Verewigten sammeln konnte.

Der Baron von Hardenberg, der Vater des Verfassers, war Direktor der Sächsischen Salinen. In der Jugend war er Soldat gewesen, und behielt auch noch im Alter eine Vorliebe für diesen Stand. Er war ein rüstiger, unermüdet thätiger Mann, von offnem, starkem Charakter, ein ächter Deutscher. Sein frommer Sinn machte ihn zum Mitglied der Herrnhutischen Gemeine, doch blieb sein Wesen heiter, derb und bieder. Seine Mutter gehörte zu derselben frommen Gemeine: ein Muster edler Frömmigkeit und christlicher Milde, mit welchen sie in der schönsten Ergebenheit das Schicksal trug, in wenigen Jahren einen Kreis von blühenden, gebildeten und hoffnungsreichen Kindern aussterben zu sehn.

Am zweiten Mai im Jahre 1772 ward Friedrich v. Hardenberg (Novalis) auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld geboren. Eine Schwester ausgenommen, welche ein Jahr früher geboren wurde, war er der älteste von eilf Geschwistern. Die Familie bestand aus sieben Söhnen und vier Töchtern, welche alle durch Geist und Gemüth ausgezeichnet waren, und welche die schönste und freieste Liebe verband, und sie mit eben dieser freien Liebe, so, daß jeder sich seiner Eigenthümlichkeit bewußt blieb,

den Eltern verknüpfte. Friedrich v. Hardenberg war in seinen ersten Kinderjahren sehr schwächlich, doch ohne an eigentlichen oder schweren Krankheiten zu leiden. Er war träumerisch still und verrieth nur wenig Geist, er entfernte sich von andern Knaben, und nur die außerordentliche Liebe, mit welcher er sich ganz seiner Mutter hingab, zeichnete ihn vor seinen andern Geschwistern aus. Diese Mutter, die ältere Schwester und zwei Brüder, die nur wenig jünger waren, als er, waren seine einzigen Gesellschafter. Im neunten Jahr überfiel ihn eine gefährliche Ruhr, die eine völlige Atonie des Magens zur Folge hatte, welche nur durch eine langwierige Cur und die schmerzhaftesten Reizmittel gehoben werden konnte. Nun schien sein Geist wie aus einem Schlafe zu erwachen, und er zeigte sich plötzlich als ein muntres, thätiges und geistreiches Kind. Sein Vater, der durch seine weitläuftigen Geschäfte oft abgerufen wurde, und viele Zeit seines Lebens auf Reisen zubrachte, mußte den wichtigsten Theil seiner Erziehung der Mutter und den Hofmeistern überlassen. Die sanfte Ruhe, die schöne Religiosität der Mutter, so wie die fromme Stimmung beider Eltern, welche sich natürlich auch dem gan-

zen Hause mittheilte, machten auf sein Gemüth die tiefsten Eindrücke, welche ihm sein ganzes Leben hindurch beglückten. Er war nun sehr fleißig, so daß er schon im zwölften Jahre ziemliche Kenntnisse im Lateinischen und einige vom Griechischen besaß; Gedichte zu lesen war die Erholung seiner müßigen Stunden. Vor allen liebte er Mährchen, und er übte sich schon früh, dergleichen zu erfinden und seinen Brüdern zu erzählen. Ein sonderbares poetisches Spiel setzte er mit diesen (mit Erasmus und Carl) einige Jahre fort: jeder von ihnen stellte nehmlich einen Genius vor, der eine den des Himmels, der andere des Wassers, der dritte der Erde; Sonntags Abends erzählte ihnen dann Novalis die mannigfaltigsten und wunderbarsten Begebenheiten aus diesen verschiedenen Reichen. Aus dieser Zeit finden sich auch noch einige Gedichte von ihm.

Er ergab sich einem vielleicht übertriebenen Fleiße, und las vorzüglich die Geschichte mit außerordentlicher Begierde. Im Jahr 1789 besuchte er ein Gymnasium und im Herbst des folgenden Jahres ging er um zu studiren nach Jena. Hier blieb er bis 1794, und besuchte nun mit seinem Bruder Erasmus die

Universität Leipzig. Im folgenden Jahr ging er nach Wittenberg und vollendete dort seine Studien.

In diesen Jahren trat, beim Ausbruch des französischen Krieges auf einige Zeit eine gewaltsame Unterbrechung ein, indem sich eine plötzliche Kriegslust seiner so gewaltsam bemeisterte, daß nur die vereinten Bitten seiner Eltern und Verwandten ihn wieder beruhigen konnten.

Zur nämlichen Zeit machte er auch Friedrich Schlegels Bekanntschaft, dessen wärmster Freund er bald wurde; auch Fichte lernte er kennen, und diese beiden Geister hatten einen großen und bleibenden Einfluß auf sein ganzes Leben. Er studirte nach einiger Zeit die Wissenschaftslehre mit unermüdlichem Eifer. Nachdem er Wittenberg verlassen hatte, ging er nach Arnstadt in Thüringen, um sich in praktischen Geschäften unter dem Kreis-Amtmann Just zu üben. Dieser treffliche Mann wurde bald einer seiner vertrautesten Freunde. Es war nicht gar lange nach seiner Ankunft in Arnstadt, als er auf einem benachbarten Landgute Sophie v. K. kennen lernte. Der erste Anblick dieser schönen und wunderbar lieblichen Gestalt entschied für sein ganzes Leben, so man kann sagen, daß die Empfindung, welche ihn

durchdrang und beseelte, der Inhalt seines ganzen Lebens ward. Schon in Kindergestalten prägt sich zuweilen ein Ausdruck ab, den wir, weil er zu holdselig und geistig lieblich ist, überirdisch oder himmlisch nennen müssen, und gewöhnlich befällt uns bei diesen verklärten und fast durchsichtigen Angesichtern die Furcht, daß sie zu zart und feingewebt für dieses Leben sind, daß es der Tod oder die Unsterblichkeit ist, die uns so bedeutend aus den glänzenden Augen anschaut; und nur zu oft macht ein schnelles Hinwelken unsre ahnende Furcht zur Wahrheit. Noch ergreifender sind diese Gestalten, wenn sie die Kindheit glücklich zurückgelegt haben und der Jungfrau entgegen blühen. Alle diejenigen, welche diese wunderbare Geliebte unsers Freundes gekannt haben, kommen darin überein, daß es keine Beschreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmlischen Anmuth sich dieses überirdische Wesen bewegt, und welche Schönheit sie umglänzt, welche Rührung und Majestät sie umkleidet habe. Novalis ward zum Dichter so oft er nur von ihr sprach. Sie hatte dreizehn Jahre beschlossen, als er sie kennen lernte; der Frühling und der Sommer von 1795 war die Blüthezeit seines Lebens; jede Stunde, die er seinen Geschäf-

ten abgewinnen konnte, brachte er in Grüningen zu, und im Spätherbst desselben Jahres erhielt er von Sophiens Eltern das Jawort für die Zukunft. Bald darauf ward Sophie tödtlich krank an einem Fieber, welches mit Seitenstichen verbunden war, und ob sie gleich nach einigen Wochen wieder hergestellt wurde, so behielt sie doch einen Schmerz in der Seite, der ihr durch seine Unleidlichkeit manche schöne Stunde verdarb. Novalis war durch die Krankheit seiner angebeteten Geliebten sehr angegriffen worden, doch beruhigte ihn nachher die Aussage ihres Arztes, der diese Schmerzen für unbedeutend hielt.

Kurz nach ihrer Genesung ging er nach Weißenfels, und wurde bei dem Departement, von welchem sein Vater Direktor war, als Auditor angestellt. Der Winter von $17^{95}/_{96}$ verflog ihm unter Geschäften, und die Nachrichten aus Grüningen waren fast immer beruhigend, im Frühjahre 1796 reisete er einige mal hin, und fand seine Braut dem Anschein nach gesund. In dieser Zeit aber war sein Bruder Erasmus erkrankt, so daß er die Studien aufgeben mußte, und sich in einer entfernteren Gegend dem Jagd- und Forstwesen widmete. Der nächste Bruder Carl war Soldat und mußte in die-

sem Frühjahre in das Feld ziehn. So lebte Novalis ruhig in dem Hause seiner Eltern, mit diesen vorzüglich und seinen beiden ältesten Schwestern (die übrigen Geschwister waren noch unerwachsen), als er im Sommer, indem er sich der Aussicht auf seine nahende Verbindung mit Sophien erfreute, plötzlich die Nachricht erhielt, daß sie in Jena sey, und sich dort habe operiren lassen. Es war ihr Wille gewesen, daß er ihre Krankheit, so wie die gefährliche Operation, nur wann sie vorüber sey, erfahren solle; sie litt an einem gefährlichen Lebergeschwür. Er eilte nach Jena, und fand sie sehr leidend; der Arzt, der den Ruf des geschicktesten hatte, ließ nur eine sehr langsame Genesung hoffen, ob es sich gleich zur Besserung anließ. Doch mußte die Operation bald wiederholt werden, und nun fürchtete der Arzt, daß die Kranke nicht Kräfte genug haben möchte, um die Heilung möglich zu machen. Mit hohem Muth und unbeschreiblicher Geduld ertrug Sophie alle diese Leiden; Novalis tröstete sie. Seine Eltern waren zugegen und hofften nichts so sehnlich, als die Genesung des liebenswürdigen Wesens; auch seine beiden Brüder waren zurückgekommen, und Alle suchten dem Trauernden und der Leidenden hülf-

reich zu seyn. Im December wünschte Sophie wieder nach Grüningen zu reisen. Novalis bat seinen Bruder Erasmus, die Reise mit ihr zu machen, und dieser begleitete sie mit ihrer Mutter und Schwester, welche sie in Jena gepflegt hatten, nach dem Orte ihres Aufenthaltes, worauf er sich wieder nach dem Forstinstitut in Franken zurück begab.

Novalis war abwechselnd in Weißenfels und Grüningen; er mußte es sich aber mit Schmerzen gestehn, daß er Sophien bei jedem Besuche kränker fand. Am Schluß des Januars 1797 kam auch sein Bruder Erasmus sehr krank nach Weißenfels zurück, und die Stimmung des Hauses war sehr traurig, da man den Tod zweier so innig geliebten Wesen täglich erwarten mußte.

Der 17te März war der funfzehnte Geburtstag seiner Geliebten, und den 19ten gegen Mittag entschlummerte sie in den Armen ihrer Schwester nnd ihrer treuen sie innig liebenden Erzieherin, einer Mlle. Danscour. Niemand wagte die Nachricht Novalis mitzutheilen, endlich übernahm es sein Bruder Carl. Der Trauernde verschloß sich, und nach drei durchweinten Tagen und Nächten reisete er nach Arnstadt, um dort bei seinen treuen Freunden dem

geliebten Orte näher zu seyn, der jetzt die Ueberreste des theuersten Wesen verbarg. Schon am 14ten April verließ auch sein Bruder Erasmus diese Welt. Novalis schrieb seinem Bruder Carl, der nach Nieder-Sachsen eine Reise hatte machen müssen, diesen Todesfall: Sey getrost, Erasmus hat überwunden, die Blüthen des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewig zusammen zu setzen. —

In dieser Zeit lebte Novalis nur seinem Schmerze; es ward ihm natürlich, die sichtbare und unsichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten, und Leben und Tod nur noch durch die Sehnsucht nach diesem zu trennen. Zugleich aber ward ihm auch das Leben ein verklärtes, und sein ganzes Wesen zerfloß wie in einen hellen bewußtvollen Traum eines höheren Daseyns. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der innigen Liebe und der frommen Todessehnsucht erklären sich sein Wesen und alle seine Vorstellungen, auch ist es wohl möglich, daß diese Zeit durch tiefe Trauer den Keim des Todes in ihm pflanzte, wenn es nicht überall schon sein bestimmtes Schicksal war, uns so früh entrissen zu werden.

Er blieb viele Wochen in Thüringen und kam

getröstet und wahrhaft verklärt zu seinen Geschäften zurück, die er eifriger als je betrieb, ob er sich gleich als einen Fremdling auf Erden betrachtete. In diese Zeit, einiges früher, vieles später, vorzüglich in den Herbst dieses Jahres, fallen die meisten jener Aufsätze, die wir auszugsweise unter dem Titel „Fragmente“ dem Publikum mitgetheilt haben, eben so die Hymnen an die Nacht.

Im Dezember dieses Jahres ging er nach Freyberg. Hier erwachte durch Bekanntschaft und Lehre des berühmten Werner seine Liebe zur Physik und zum Bergbau von neuem. Hier lernte er Julie v. Ch. kennen, und vielleicht mag es jedem andern, außer seinen vertrauten Freunden, sonderbar dünken, daß er sich schon im Jahre 1798 mit ihr verlobte. Sophie (wie wir auch aus seinen Werken sehen) blieb der Mittelpunkt seiner Gedanken, als eine Abgeschiedene verehrte er sie fast mehr, als da sie ihm noch sichtbar nahe war, aber er glaubte doch, daß Liebenswürdigkeit und Schönheit ihm gewissermaßen jenen Verlust ersetzen könnten. Er schrieb um diese Zeit „Glauben und Liebe,“ „den Blüthenstaub,“ auch einige andre Fragmente, wie „die Lehrlinge zu Sais.“

Im Frühjahr 1799 starb Sophiens Erzieherin, wovon Novalis tief gerührt wurde, weil er wußte, daß sie nur aus Sehnsucht zu ihrer geliebten Sophie gestorben sey. Er kehrte bald darauf zu seinem Vater zurück, und wurde unter diesem als Assessor und Amtshauptmann des Thüringischen Kreises angestellt.

Jetzt besuchte er wieder Jena fleißig, wo er A. W. Schlegels Bekanntschaft machte und den genialischen Ritter aufsuchte, den er vorzüglich liebte und dessen seltenes Talent im Experimentiren bewunderte. Im Sommer dieses Jahres sah ich ihn zuerst, als ich meinen Freund Wilh. Schlegel in Jena besuchte, und unsre Bekanntschaft wurde sogleich zur vertrautesten Freundschaft. Es waren schöne Tage, die wir mit Schlegel, Schelling und einigen andern Freunden verlebten. Auf meiner Rückreise besuchte ich ihn in seinem Hause und lernte seine Familie kennen. Hier las er mir die Lehrlinge zu Sais und manche seiner Fragmente. Er begleitete mich dann nach Halle, und wir genossen in Giebichenstein im Reichardtschen Hause noch einige sehr heitre Stunden. Um diese Zeit war in ihm der erste Gedanke zum Osterdingen entstanden. Damals hatte er auch einige von seinen geistlichen Liedern schon gedichtet,

sie sollten einen Theil eines christlichen Gesangbuches ausmachen, welches er mit einer Sammlung von Predigten begleiten wollte. Er war übrigens in seinen Berufsarbeiten sehr fleißig, alles was er that, that er mit Liebe, und auch das Geringste war ihm nicht unbedeutend.

Als ich im Herbst 1799 meinen Aufenthalt in Jena nahm, und auch Friedrich Schlegel dort wohnte, besuchte uns Novalis bald, und sah seine Freunde bald auf kürzere, bald auf längere Zeit. Seine ältere Schwester verheirathete sich in diesem Jahre und die Hochzeit ward auf einem Gute in der Nähe von Jena gefeiert. Nach dieser Vermählung hielt sich unser Freund lange an einem einsamen Orte in der güldnen Aue in Thüringen, am Fuße des Kyffhäuser Berges auf, und in dieser Einsamkeit wurde ein großer Theil des Ofterdingen ausgearbeitet. Er lebte damals vorzüglich in der Gesellschaft von zwei Männern, eines Schwagers seiner Braut, des jezigen Generals von Thielemann, und des jezigen Generals von Funk, den er durch jenen hatte kennen lernen. Der Umgang und die Freundschaft dieses letztern war ihm in mehr als einer Hinsicht werth, er konnte die Bibliothek dieses geistvollen Mannes

benutzen, in deſſen Chroniken er ſchon im Frühjahr zuerſt auf die Sage von Oſterdingen geſtoßen war. Durch die treffliche Biographie des Kaiſers Friedrich II. von G. v. Funk ward er für dieſen Regenten begeiſtert, welchen er in ſeinem Roman als das Muſter eines Königes darſtellen wollte.

Im Jahre 1800 war N. wieder in Weißenfels, und am 23ſten Februar ſchrieb er mir: „Mein Roman iſt in vollem Gange; zwölf Druck-Bogen ſind ohngefähr fertig. Der ganze Plan ruht ziemlich ausgeführt in meinem Kopfe. Es werden zwei Bände werden; der erſte iſt in drei Wochen hoffentlich fertig. Er enthält die Andeutungen und das Fußgeſtell des zweiten Theils. Das Ganze ſoll eine Apotheoſe der Poeſie ſeyn. Heinrich von Oſterdingen wird im erſten Theile zum Dichter reif, und im zweiten als Dichter verklärt. Er wird mancherlei Aehnlichkeiten mit dem Sternhald haben, nur nicht die Leichtigkeit; doch iſt dieſer Mangel vielleicht dem Inhalt nicht ungünſtig. Es iſt ein erſter Verſuch in jeder Hinſicht, die erſte Frucht der bei mir wieder erwachten Poeſie, um deren Erſtehung Deine Bekanntſchaft das größeſte Verdienſt hat. Unter Speculanten war ich ganz Speculation geworden. Es

ſind einige Lieder darin, nach meiner Art. Ich gefalle mir ſehr in der eigentlichen Romanze. — Ich werde mannichfachen Nutzen von meinem Roman haben, — der Kopf wimmelt mir von Ideen zu Romanen nnd Luſtſpielen. Sollt' ich dich bald ſehn, ſo bring' ich eine Erzählung und ein Mährchen aus meinem Roman zur Probe mit." —

Er kam mit dem erſten Frühjahr zu uns, und bald darauf noch einmal, indem er uns den erſten Theil des Ofterdingen in derſelben Geſtalt mittheilte, in welcher ihn das Publikum kennt.

Als ich im Sommer 1800 Jena verließ, beſuchte ich wieder meinen Freund auf einige Zeit in ſeinem väterlichen Hauſe in Weißenfels. Ich fand ihn wohl und heiter, auch ſein Anſehn unverändert, obgleich die Seinigen etwas beſorgt waren, und Bläſſe ſo wie zunehmende Magerkeit an ihm bemerken wollten. Er ſelbſt war auf ſeine Diät noch aufmerkſamer als ſonſt, er trank wenigen oder keinen Wein, genoß faſt keine Fleiſchſpeiſen, und nährte ſich hauptſächlich von Milch und Vegetabilien. Wir gingen oder ritten täglich ſpazieren; beim ſchnellen Hinanklimmen der Hügel, bei jeder auch gewaltſamen Bewegung konnte ich keine Schwäche der Bruſt oder

kürzern Athem an ihm wahrnehmen, und ich suchte daher seine Gewohnheit zu bestreiten, weil ich seine Entwöhnung von Wein und stärkenden Nahrungsmitteln für irrig und für falsche Aengstlichkeit hielt. Er war begeistert von Planen seines künftigen Glücks, seine Wohnung war schon eingerichtet, denn im August wollte er seine Verbindung mit seiner Braut feyern; eben so gern sprach er von der baldigen Vollendung des Osterdingen und anderer Bücher; sein Leben schien sich in die reichste Thätigkeit und Liebe auszubreiten. Als ich von ihm Abschied nahm, konnte ich durchaus nicht ahnen, daß ich ihn nicht wieder sehn würde.

Indem er im August nach Freyberg zu seiner Hochzeit reisen wollte, fing er an Blut auszuwerfen, welches die Aerzte aber nur für hämorrhoidalisch und unbedeutend erklärten. Doch griff es ihn an, und noch mehr als es sich periodisch wiederholte. Seine Verheirathung wurde aufgeschoben, und im Anfang des Oktober reisete er mit seinem Bruder und seinen Eltern nach Dresden. Diese verließen ihn dort, um ihre verheirathete Tochter in der Oberlausitz zu besuchen, sein Bruder Carl blieb in Dresden mit ihm zurück. Er wurde augenscheinlich schwä-

cher, und als er im Anfang Novembers erfuhr, daß ein jüngerer Bruder von vierzehn Jahren durch Unvorsichtigkeit ertrunken sey, zog ihm der plötzliche Schreck einen heftigen Blutsturz zu, worauf seine Aerzte gleich erklärten, daß sein Uebel unheilbar sey. Bald darauf kam seine Braut nach Dresden.

Als er schwächer ward, wünschte er einmal mit großer Sehnsucht seinen Aufenthalt mit einem südlichern Clima vertauschen zu können; er machte den Plan, zu einem seiner geliebten Freunde, Herbert, welcher in Klagenfurt wohnte, zu reisen; aber die Aerzte widerriethen diese Veränderung, vielleicht weil er schon zu schwach und erschöpft war, um diese Anstrengung ertragen zu können. So verfloß dieses Jahr, und im Januar 1801 wurde der Wunsch wieder bei seinen Eltern zu seyn so lebhaft in ihm, daß er Ende dieses Monats sich nach Weißenfels zurück begab.

Hier wurden die geschicktesten Aerzte von Leipzig und Jena zu Rathe gezogen, aber sein Zustand verschlimmerte sich mit jeder Woche, doch war er, wie in seiner ganzen Krankheit, fast ohne Schmerzen. Er arbeitete noch in seinen Geschäften, und schrieb außerdem vieles für sich in seinen Heften

nieder, auch versuchte er einiges Poetische, so ist z. B. das zweite Sonnett unter seinen vermischten Gedichten aus dieser Periode. Er las sehr fleißig in der Bibel, auch vieles von Zinzendorfs und Lavaters Schriften.

Je mehr er sich seinem Ende näherte, um so gewisser hoffte er auf eine baldige Genesung, denn der Husten verminderte sich, und, die Mattigkeit abgerechnet, hatte er kein Gefühl von Krankheit. Mit der Hoffnung und der Sehnsucht zum Leben schien auch neues Talent und frische Kraft in ihm aufzugehn; er dachte mit verjüngter Liebe an alle seine projektirten Arbeiten, er nahm sich vor, den Osterdingen ganz von neuem umzuschreiben, und kurz vor seinem Tode sagte er einmal: jetzt habe ich erst erfahren, was Poesie ist; unzählige, und ganz andre Lieder und Gedichte, als die ich bisher geschrieben habe, sind in mir aufgegangen. — Vom 19ten März ab, dem Todestag seiner Sophie, wurde er auffallend schwächer; viele seiner Freunde besuchten ihn, und eine große Freude empfand er, als am 21sten März sein treuer und ältester Freund, Friedrich Schlegel, von Jena zu ihm kam. Mit diesem unterhielt er sich viel, vorzüglich über die beiderseis-

tigen Arbeiten. In diesen Tagen war er sehr lebhaft und seine Nächte waren ruhig, auch genoß er eines ziemlich gesunden Schlafes. Am 25sten früh um sechs Uhr ließ er sich von seinem Bruder einige Bücher reichen, um etwas nachzuschlagen, dann bestellte er sein Frühstück und sprach mit Munterkeit bis acht; gegen neun Uhr bat er seinen Bruder ihm auf dem Clavier etwas vorzuspielen, worüber er einschlief. Friedrich Schlegel trat bald darauf in das Zimmer und fand ihn ruhig schlafen; dieser Schlaf währte bis nach zwölf Uhr, worauf er ohne die mindeste Bewegung verschied, und unverändert im Tode seine gewöhnliche freundliche Miene hatte, als wenn er noch lebte.

So starb, ehe er noch das neun und zwanzigste Jahr vollendet hatte, unser Freund, an dem man eben so sehr seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein philosophisches Genie, wie sein Dichtertalent lieben und bewundern muß. Da er seiner Zeit so vorgeeilt war, so durfte sich das Vaterland außerordentliche Dinge von ihm versprechen, wenn ihn dieser frühe Tod nicht übereilt hätte; doch haben seine unvollendeten nachgelassenen Schriften schon viel gewirkt, und viele seiner großen Gedanken werden noch in

Zukunft begeistern, und edle Gemüther und tiefe Denker werden von den Funken seines Geistes erleuchtet und entzündet werden.

Novalis war groß, schlank und von edlen Verhältnissen. Er trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, welches damals weniger auffiel, als es jetzt geschehen würde; sein braunes Auge war hell und glänzend, und die Farbe seines Gesichtes, besonders der geistreichen Stirn, fast durchsichtig. Hand und Fuß war etwas zu groß und ohne feinen Ausdruck. Seine Miene war stets heiter und wohlwollend. Für denjenigen, der nur die Menschen nach dem Maße unterscheidet, in welchem sie sich vordrängen, oder durch gesuchten Anstand, durch das was die Mode verlangt zu imponiren oder aufzufallen suchen, verlor sich Novalis in der Menge; dem geübteren Auge aber bot er die Erscheinung der Schönheit dar. Der Umriß und der Ausdruk seines Gesichtes kam sehr dem Evangelisten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer sehn, die Nürnberg und München aufbewahrt.

Sein Gespräch war lebhaft und laut, seine Geberde großartig, ich habe ihn nie ermüdet gesehn;

wenn wir die Unterhaltung auch tief in die Nacht hinein fortsetzten, brach er nur willkürlich ab, um zu ruhen, und las auch dann noch ehe er einschlief. Langeweile kannte er nicht, selbst in drückenden Gesellschaften unter mittelmäßigen Köpfen, denn er entdeckte gewiß irgend eine Person, die ihm eine noch fremde Kenntniß mittheilte, die er brauchen konnte, so geringfügig sie auch seyn mochte. Seine Freundlichkeit, seine offne Mittheilung machten, daß er allenthalben geliebt war; seine Virtuosität in der Kunst des Umganges war so groß, daß geringere Köpfe es niemals wahrgenommen haben, wie sehr er sie übersahe. Wie er auch am liebsten die Tiefen des Gemüthes im Gespräch enthüllte, als begeistert von den Regionen unsichtbarer Welten sprach, so war er doch fröhlich wie ein Kind, scherzte in unbefangener Heiterkeit und gab sich selbst den Scherzen der Gesellschaft hin. Ohne Eitelkeit, gelehrten Hochmuth, entfremdet jeder Affektation und Heuchelei, war er ein ächter, wahrer Mensch, die reinste und lieblichste Verkörperung eines hohen unsterblichen Geistes.

Seine eigentlichen Studien waren seit vielen Jahren Philosophie und Physik gewesen. In der

letzten sind seine Wahrnehmungen, Combinationen und Ahnungen oft seiner Zeit voraus geeilt. In der Philosophie hatte er vorzüglich Spinoza und Fichte studirt; aber er suchte nachher eine eigne Bahn, die Philosophie mit der Religion zu vereinigen, und so wurden ihm, was wir von den Neu-Platonikern besitzen, so wie die Schriften der Mystiker, sehr wichtig. Seine Kenntniße in der Mathematik, so wie in den Künsten der Mechanik, vorzüglich aber in der Bergwergskunde waren ausgezeichnet; dagegen hatte er sich nur wenig für die eigentlichen Künste interessirt. Die Musik liebte er sehr, obgleich er nur oberflächliche Kenntniß von ihr hatte; zur Skulptur und Malerei ward sein Gemüth nur wenig hingezogen, ob er gleich über alle diese Künste die originellsten Ideen und die höchsten Ahnungen aussprechen konnte. So erinnere ich mich z. B. eines Streites über die Landschaftsmalerei, in welchem ich seine Ansicht nicht fassen konnte, die aber nachher aus eignem reichen poetischen Gemüth der vortreffliche Landschaftsmaler Friedrich in Dresden großentheils wirklich gemacht hat. In der Poesie war er eigentlich eben so Fremdling, er hatte nur wenige Dichter gelesen und sich

mit der Kritik und den hergebrachten Systemen der Dichtkunst nicht beschäftigt. Göthe war lange sein Studium gewesen, vor allen andern Werken hatte er den Wilhelm Meister geliebt, so wenig man dieß auch aus seinem strengen Urtheil über dieses Werk in seinen Fragmenten schließen sollte. Er verlangte von der Poesie das Nächste, Gemüth und Begeisterung, und daher kam es, daß, wie ihm viele Meisterwerke unbekannt waren, er auch nicht an Nachahmung oder fremder Autorität litt; so wie ihm viele Schriften, die der Kenner nicht hoch stellen kann, lieb und theuer seyn konnten, weil er in ihnen, wenn auch mit schwachen Farben, jenes Ursprüngliche, Nächste und Bedeutungsvolle sah, dem er vorzüglich nachstrebte. Jene Erzählungen, die wir in neuern Zeiten Mährchen genannt haben, kamen mit ihrer wunderlichen Weise seinen Vorstellungen am meisten entgegen; er sah in ihnen tiefern Sinn und suchte ihn auf die vielseitigste Art in eigenen Dichtungen auszusprechen. Ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Mähr-

chen, und jene Region, die die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath. So erfand er, von Beispielen unbestochen, einen neuen Weg der Darstellung; und in der Vielseitigkeit der Beziehung, in der Ansicht der Liebe und dem Glauben an sie, die ihm zugleich Lehrerin, Weisheit und Religion ist, darin, daß ein einziger großer Lebens-Moment und Ein tiefer Schmerz und Verlust das Wesen seiner Poesie und Anschauung wurde, gleicht er unter den Neueren allein dem erhabenen Dante, und singt uns wie dieser einen unergründlichen mystischen Gesang, sehr verschieden von jenem mancher Nachahmer, welche die Mystik wie ein Ornament glauben an- und ablegen zu können. Daher ist auch sein Roman bewußt und unbewußt, nur Darstellung seines Gemüths und Schicksals, wie er denn selbst seinen Heinrich im Fragment des zweiten Theiles sagen läßt: — — „Daß Schicksal und Gemüth Namen Eines Begriffes sind.“

So kann uns sein Leben selbst mit Recht wunderbar erscheinen, und ein sonderbarer Schauer, wie bei einem Mährchen, erfaßt uns, wenn wir hören, daß jetzt von seinen vielen Geschwistern nur noch

zwei Brüder leben, und die edle Mutter, die seit einigen Jahren auch den Gatten betrauert, in Einsamkeit nur ihrem Schmerze und der Religion mit stiller Ergebung sich widmet.

Heinrich von Ofterdingen.

Erſter Theil.

Die Erwartung.

Zueignung.

Du haſt in mir den edlen Trieb erregt,
Tief in's Gemüth der weiten Welt zu ſchauen;
Mit Deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das ſicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahnungen haſt Du das Kind gepflegt,
Und zogſt mit ihm durch fabelhafte Auen;
Haſt, als das Urbild zartgeſinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchſten Schwung bewegt.

Was feſſelt mich an irdiſche Beſchwerden?
Iſt nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und ſchirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für Dich der edlen Kunſt mich weih'n;
Denn Du, Geliebte, willſt die Muſe werden,
Und ſtiller Schutzgeiſt meiner Dichtung ſeyn.

In ewigen Verwandlungen begrüßt
Uns des Gesangs geheime Macht hienieden;
Dort segnet sie das Land als ew'ger Frieden,
Indeß sie hier als Jugend uns umfließt.

Sie ist's, die Licht in unsre Augen gießt,
Die uns den Sinn für jede Kunst beschieden,
Und die das Herz der Frohen und der Müden
In trunk'ner Andacht wunderbar genießt.

An ihrem vollen Busen trank ich Leben;
Ich ward durch sie zu allem, was ich bin,
Und durfte froh mein Angesicht erheben.

Noch schlummerte mein allerhöchster Sinn;
Da sah ich sie als Engel zu mir schweben,
Und flog, erwacht, in ihrem Arm dahin.

Erſtes Kapitel.

Die Eltern lagen ſchon und ſchliefen, die Wanduhr ſchlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenſtern ſauſte der Wind; abwechſelnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager, und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben, ſagte er zu ſich ſelbſt; fern ab liegt mir alle Habſucht: aber die blaue Blume ſehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So iſt mir noch nie zu Muthe geweſen: es iſt, als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinüber geſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert; und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menſchen geſehn; doch weiß ich nicht, warum nur ich von ſeinen Reden ſo ergriffen worden

bin; die Andern haben ja das nämliche gehört, und Keinem ist so etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustande reden kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich ein so tiefes inniges Treiben: das kann und wird Keiner verstehn. Ich glaubte, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe und dächte; mir ist seitdem alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Mir ist gerade so, als wollten sie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen ansehen, was sie mir sagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, so könnte ich viel besser alles begreifen. Sonst tanzte ich gern, jetzt denke ich lieber nach der Musik. — Der Jüngling verlor sich allmählig in süße Fantasien und entschlummerte. Da träumte ihm erst von unabsehlichen Fernen, und wilden unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Thiere sah er; er lebte mit mannigfaltigen Menschen, bald im Kriege, im wilden Getümmel, in stillen Hütten. Er gerieth in Gefangenschaft und in die schmählichste Noth. Alle Empfindungen stiegen bis

zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; starb und kam wieder, liebte bis zur höchsten Leidenschaft, und war dann wieder auf ewig von seiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es stiller in seiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunklen Walde allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felsenschlucht, die bergan stieg. Er mußte über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom herunter gerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Oeffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felsen gehauenen Ganges zu seyn schien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer großen Weitung, aus der ihm schon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes stieg, und oben in unzählige Funken zerstäubte, die sich unten in einem großen Becken sammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das

mindeste Geräusch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauspiel. Er näherte sich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieser Flüssigkeit überzogen, die nicht heiß sondern kühl war, und die an den Wänden nur ein mattes, bläulichtes Licht von sich warf. Er tauchte seine Hand in das Becken, und benetzte seine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geistiger Hauch, und er fühlte sich innigst gestärkt und erfrischt. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn sich zu baden, er entkleidete sich und stieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflösse ihn eine Wolke des Abendroths; eine himmlische Empfindung überströmte sein Inneres; mit inniger Wollust strebten unzählbare Gedanken in ihm sich zu vermischen; neue, nie gesehene Bilder entstanden, die auch in einander flossen, und zu sichtbaren Wesen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements schmiegte sich wie ein zarter Busen ihm an. Die Fluth schien eine Auflösung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge sich augenblicklich verkörperten.

Berauscht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, schwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felsen hineinfloß. Eine Art von süßem Schlummer befiel

ihn, in welchem er unbeschreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand sich auf einem weichen Rasen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll, und sich darin zu verzehren schien. Dunkelblaue Felsen mit bunten Adern erhoben sich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume, und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blüthenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte, und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete.

Er war zu entzückt, um unwillig über dieſe Störung zu ſeyn; vielmehr bot er ſeiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiederte ihre herzliche Umarmung.

Du Langſchläfer, ſagte der Vater, wie lange ſitze ich ſchon hier und feile. Ich habe deinetwegen nicht hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn ſchlafen laſſen. Aufs Frühſtück habe ich auch warten müſſen. Klüglich haſt du den Lehrſtand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indeß ein tüchtiger Gelehrter, wie ich mir habe ſagen laſſen, muß auch Nächte zu Hülfe nehmen, um die großen Werke der weiſen Vorfahren zu ſtudiren.

Lieber Vater, antwortete Heinrich, werdet nicht unwillig über meinen langen Schlaf, den ihr ſonſt nicht an mir gewohnt ſeyd. Ich ſchlief erſt ſpät ein, und habe viele unruhige Träume gehabt, bis zuletzt ein anmuthiger Traum mir erſchien, den ich lange nicht vergeſſen werde, und von dem mich dünkt, als ſey er mehr als bloßer Traum geweſen. Lieber Heinrich, ſprach die Mutter, du haſt dich gewiß auf den Rücken gelegt, oder beim Abendſegen fremde Gedanken gehabt. Du ſiehſt auch noch ganz wunderlich aus. Iß und trink, daß du munter wirſt.

Die Mutter ging hinaus, der Vater arbeitete emſig fort, und ſagte: Träume ſind Schäume, mögen

auch die hochgelahrten Herren davon denken, was sie wollen, und du thust wohl, wenn du dein Gemüth von dergleichen unnützen und schädlichen Betrachtungen abwendest. Die Zeiten sind nicht mehr, wo zu den Träumen göttliche Gesichte sich gesellten, und wir können und werden es nicht begreifen, wie es jenen auserwählten Männern, von denen die Bibel erzählt, zu Muthe gewesen ist. Damals muß es eine andere Beschaffenheit mit den Träumen gehabt haben, so wie mit den menschlichen Dingen.

In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr Statt. Die alten Geschichten und Schriften sind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntniß von der überirdischen Welt, so weit wir sie nöthig haben, zu Theil wird; und statt jener ausdrücklichen Offenbarungen redet jetzt der heilige Geist mittelbar durch den Verstand kluger und wohlgesinnter Männer und durch die Lebensweise und die Schicksale frommer Menschen zu uns. Unsre heutigen Wunderbilder haben mich nie sonderlich erbaut, und ich habe nie jene großen Thaten geglaubt, die unsre Geistlichen davon erzählen. Indeß mag sich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl, jemanden in seinem Vertrauen irre zu machen. — Aber, lieber Vater, aus welchem Grunde seyd Ihr

…en entgegen, deren seltsame Verwand-
…leichte, zarte Natur doch unser Nach-
…wißlich rege machen müssen? Ist nicht je-
…ch der verworrenste Traum, eine sonderliche
…einung, die auch ohne noch an göttliche Schi-
…ang dabei zu denken, ein bedeutsamer Riß in den
geheimnißvollen Vorhang ist, der mit tausend Fal-
ten in unser Inneres hereinfällt? In den weisesten
Büchern findet man unzählige Traumgeschichten von
glaubhaften Menschen, und erinnert Euch nur noch
des Traums, den uns neulich der ehrwürdige Hof-
kaplan erzählte, und der Euch selbst so merkwürdig
vorkam.

Aber, auch ohne diese Geschichten, wenn Ihr
zuerst in Eurem Leben einen Traum hättet, wie wür-
det Ihr nicht erstaunen, und Euch die Wunderbar-
keit dieser uns nur alltäglich gewordenen Begeben-
heit gewiß nicht abstreiten lassen! Mich dünkt der
Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit
und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freie Erholung
der gebundenen Fantasie, wo sie alle Bilder des Le-
bens durcheinander wirft, und die beständige Ernst-
haftigkeit des erwachsenen Menschen durch ein fröh-
liches Kinderspiel unterbricht. Ohne die Träume
würden wir gewiß früher alt, und so kann man den
Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben

gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten. Gewiß ist der Traum, den ich heute Nacht träumte, kein unwirksamer Zufall in meinem Leben gewesen, denn ich fühle es, daß er in meine Seele wie ein weites Rad hineingreift, und sie in mächtigem Schwunge forttreibt.

Der Vater lächelte freundlich und sagte, indem er die Mutter, die eben hereintrat, ansah: Mutter, Heinrich kann die Stunde nicht verläugnen, durch die er in der Welt ist. In seinen Reden kocht der feurige wälsche Wein, den ich damals von Rom mitgebracht hatte, und der unsern Hochzeitabend verherrlichte. Damals war ich auch noch ein andrer Kerl. Die südliche Luft hatte mich aufgethaut, von Muth und Lust floß ich über, und du warst auch ein heißes köstliches Mädchen. Bei deinem Vater gings damals herrlich zu; Spielleute und Sänger waren weit und breit herzugekommen, und lange war in Augsburg keine lustigere Hochzeit gefeiert worden.

Ihr spracht vorhin von Träumen, sagte die Mutter, weißt du wohl, daß du mir damals auch von einem Traume erzähltest, den du in Rom gehabt hattest, und der dich zuerst auf den Gedanken gebracht, zu uns nach Augsburg zu kommen, und

um mich zu werben? Du erinnerst mich eben zur rechten Zeit, sagte der Alte; ich hatte diesen seltsamen Traum ganz vergessen, der mich damals lange genug beschäftigte; aber gerade er ist mir eben ein Beweis dessen, was ich von den Träumen gesagt habe. Es ist unmöglich, einen geordneteren und helleren zu haben; noch jetzt entsinne ich mich jedes Umstandes ganz genau; und doch, was hat er bedeutet? Daß ich von dir träumte, und mich bald darauf von Sehnsucht ergriffen fühlte, dich zu besitzen, war ganz natürlich: denn ich kannte dich schon. Dein freundliches holdes Wesen hatte mich gleich anfangs lebhaft gerührt, und nur die Lust nach der Fremde hielt damals meinen Wunsch nach deinem Besitz noch zurück. Um die Zeit des Traumes war meine Neugierde schon ziemlich gestillt, und nun konnte die Neigung leichter durchdringen.

Erzählt uns doch jenen seltsamen Traum, sagte der Sohn. Ich war eines Abends, fing der Vater an, umhergestreift. Der Himmel war rein, und der Mond bekleidete die alten Säulen und Mauern mit seinem bleichen schauerlichen Lichte. Meine Gesellen gingen den Mädchen nach, und mich trieb das Heimweh und die Liebe ins Freie. Endlich ward ich durstig und ging ins erste beste Landhaus hinein, um einen Trunk Wein oder Milch zu fordern. Ein

alter Mann kam heraus, der mich wohl für einen verdächtigen Besuch halten mochte. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und als er erfuhr, daß ich ein Ausländer und ein Deutscher sey, lud er mich freundlich in die Stube, und brachte eine Flasche Wein. Er hieß mich niedersitzen, und fragte mich nach meinem Gewerbe. Die Stube war voller Bücher und Alterthümer. Wir geriethen in ein weitläufiges Gespräch; er erzählte mir viel von alten Zeiten, von Mahlern, Bildhauern und Dichtern. Noch nie hatte ich davon reden hören. Es war mir, als sey ich in einer neuen Welt ans Land gestiegen. Er wies mir Siegelsteine und andre alte Kunstarbeiten; dann las er mir mit lebendigem Feuer herrliche Gedichte vor, und so verging die Zeit, wie ein Augenblick. Noch jetzt heitert mein Herz sich auf, wenn ich mich des bunten Gewühls der wunderlichen Gedanken und Empfindungen erinnere, die mich in dieser Nacht erfüllten. In den heidnischen Zeiten war er wie zu Hause, und sehnte sich mit unglaublicher Inbrunst in dieß graue Alterthum zurück. Endlich wies er mir eine Kammer an, wo ich den Rest der Nacht zubringen könnte, weil es schon zu spät sey, um noch zurückzukehren. Ich entschlief bald, und da dünkte mich's, ich sey in meiner Vaterstadt und wanderte aus dem Thore. Es war als müßte

ich irgendwohin gehen, um etwas zu bestellen, doch wußte ich nicht wohin, und was ich verrichten solle. Ich ging nach dem Harze mit überaus schnellen Schritten, und wohl war mir, als sey es zur Hochzeit. Ich hielt mich nicht auf dem Wege, sondern immer feldein durch Thal und Wald, und bald kam ich an einen hohen Berg. Als ich oben war, sah ich die goldne Aue vor mir, und überschauete Thüringen weit und breit, also, daß kein Berg in der Nähe umher mir die Aussicht wehrte. Gegenüber lag der Harz mit seinen dunklen Bergen, und ich sah unzählige Schlösser, Klöster und Ortschaften. Wie mir nun da recht wohl erinnerlich ward, fiel mir der alte Mann ein, bei dem ich schlief, und es gedäuchte mir, als sey das vor geraumer Zeit geschehn, daß ich bei ihm gewesen sey. Bald gewahrte ich eine Stiege, die in den Berg hineinging und ich machte mich hinunter. Nach langer Zeit kam ich in eine große Höhle, da saß ein Greis in einem langen Kleide vor einem eisernen Tische, und schaute unverwandt nach einem wunderschönen Mädchen, das in Marmor gehauen vor ihm stand. Sein Bart war durch den eisernen Tisch gewachsen, und bedeckte seine Füße. Er sah ernst und freundlich aus, und gemahnte mich wie ein alter Kopf, den ich am Abend bei dem Manne gesehen hatte.

Ein glänzendes Licht war in der Höhle verbreitet. Wie ich so stand und den Greis ansah, klopfte mir plötzlich mein Wirth auf die Schulter, nahm mich bei der Hand und führte mich durch lange Gänge mit sich fort. Nach einer Weile sah ich von weitem eine Dämmerung, als wollte das Tageslicht einbrechen. Ich eilte darauf zu, und befand mich bald auf einem grünen Plane; aber es schien mir alles ganz anders, als in Thüringen. Ungeheuere Bäume mit großen glänzenden Blättern verbreiteten weit umher Schatten. Die Luft war sehr heiß, und doch nicht drückend. Ueberall Quellen und Blumen, und unter allen Blumen gefiel mir Eine ganz besonders, und es kam mir vor, als neigten sich die andern gegen sie.

Ach! liebster Vater, sagt mir doch, welche Farbe sie hatte, rief der Sohn mit heftiger Bewegung.

Dessen entsinne ich mich nicht mehr, so genau ich mir auch sonst alles eingeprägt habe.

War sie nicht blau?

Es kann seyn, fuhr der Alte fort, ohne auf Heinrichs seltsame Heftigkeit Achtung zu geben. Soviel weiß ich nur noch, daß mir ganz unaussprechlich zu Muthe war, und ich mich lange nicht nach meinem Begleiter umsah. Wie ich mich endlich zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er mich aufmerksam be-

trachtete, und mir mit inniger Freude zulächelte. Auf welche Art ich von diesem Orte wegkam, erinnere ich mich nicht mehr. Ich war wieder oben auf dem Berge. Mein Begleiter stand bei mir, und sagte: du hast das Wunder der Welt gesehn. Es steht bei dir, das glücklichste Wesen auf der Welt und noch über das ein berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht, was ich dir sage: wenn du am Tage Johannis gegen Abend wieder hieher kommst, und Gott herzlich um das Verständniß dieses Traumes bittest, so wird dir das höchste irdische Loos zu Theil werden; dann gieb nur Acht auf ein blaues Blümchen, was du hier oben finden wirst, brich es ab, und überlaß dich dann demüthig der himmlischen Führung. Ich war darauf im Traume unter den herrlichsten Gestalten und Menschen, und unendliche Zeiten gaukelten mit mannichfaltigen Veränderungen vor meinen Augen vorüber. Wie gelöst war meine Zunge, und was ich sprach, klang wie Musik. Darauf ward alles wieder dunkel und eng und gewöhnlich; ich sah deine Mutter mit freundlichem, verschämten Blick vor mir; sie hielt ein glänzendes Kind in ihren Armen, und reichte mir es hin; als auf einmal das Kind zusehends wuchs, immer heller und glänzender ward, und sich endlich mit blendend weißen Flügeln über uns erhob, uns beide

in seinen Arm nahm, und so hoch mit uns flog, daß die Erde nur wie eine goldene Schüssel mit dem saubersten Schnitzwerk aussah. Dann erinnere ich mich nur, daß wieder jene Blume und der Berg und der Greis vorkamen; aber ich erwachte bald darauf, und fühlte mich von heftiger Liebe bewegt. Ich nahm Abschied von meinem gastfreien Wirth, der mich bat, ihn oft wieder zu besuchen, was ich ihm zusagte, und auch Wort gehalten haben würde, wenn ich nicht bald darauf Rom verlassen hätte, und ungestüm nach Augsburg gereist wäre.

Zweites Kapitel.

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längst einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen sollen. Einige gute Freunde des alten Ofterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeschäften dahin reisen, Da faßte die Mutter den Entschluß, bei dieser Gelegenheit jenen Wunsch auszuführen, und es lag ihr dieß um so mehr am Herzen, weil sie seit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit stiller und in sich gekehrter war als sonst.

Sie glaubte, er sey mißmüthig oder gar krank, und eine weite Reise, der Anblick neuer Menschen und Länder, und wie sie verstohlen ahnete, die Reize einer jungen Landsmännin, würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen so theilnehmenden und lebensfrohen Menschen aus ihm machen, wie er sonst gewesen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er schon lange, nach den Erzählungen seiner Mutter und mancher Reisenden, wie ein irdisches Paradies sich gedacht, und wohin er oft vergeblich sich gewünscht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden seiner Vaterstadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenige Bücher waren ihm zu Gesichte gekommen. Bei der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und still zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürstlichen Lebens dürfte sich schwerlich mit den Anehmlichkeiten messen, die in spätern Zeiten ein bemittelter Privatmann sich und den Seinigen ohne Verschwendung verschaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthschaften und Habseligkeiten, die der Mensch zum manchfachen

Dienſt ſeines Lebens um ſich her verſammelt, deſto zarter und tiefer. Sie waren den Menſchen werther und merkwürdiger. Zog ſchon das Geheimniß der Natur und die Entſtehung ihrer Körper den ahnenden Geiſt an: ſo erhöhte die ſeltnere Kunſt ihrer Bearbeitung, die romantiſche Ferne, aus der man ſie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da ſie ſorgfältiger bewahrt oft das Beſitzthum mehrerer Geſchlechter wurden, die Neigung zu dieſen ſtummen Gefährten des Lebens. Oft wurden ſie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines beſondern Segens und Schickſals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weit verbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine liebliche Armuth ſchmückte dieſe Zeit mit einer eigenthümlichen ernſten und unſchuldigen Einfalt, und die ſparſam vertheilten Kleinodien glänzten deſto bedeutender in dieſer Dämmerung, und erfüllten ein ſinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr iſt, daß erſt eine geſchickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der ſichtbaren Welt offenbart, und ſich hier ein neues höheres Auge aufzuthun ſcheint, ſo war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthſchaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere und wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere

Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen scheint, wie in einem Zwischenreiche, eine höhere, geistige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unsers Wohnplatzes, die an unterirdischen und überirdischen Schätzen reichsten Gegenden in der Mitte zwischen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, so hat sich auch zwischen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunstreichen, vielwissenden- und begüterten Weltalter eine tiefsinnige und romantische Zeit niedergelassen, die unter schlichtem Kleide eine höhere Gestalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und also vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte, und itzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegenging. Er nahm Abschied von seinen Gespielen und seinem Lehrer, dem alten weisen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem stillen Gebete entließ. Die Landgräfin war seine Pathin: er war oft auf der Wartburg bei ihr gewesen. Auch jetzt beurlaubte er sich bei seiner Beschützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm schied.

In wehmüthiger Stimmung verließ Heinrich seinen Vater und seine Geburtsstadt. Es war ihm jetzt erst deutlich, was Trennung sey; die Vorstellungen von der Reise waren nicht von dem sonderbaren Gefühle begleitet gewesen, was er jetzt empfand, als zuerst seine bisherige Welt von ihm gerissen, und er wie auf ein fremdes Ufer gespült ward. Unendlich ist die jugendliche Trauer bei dieser ersten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdischen Dinge, die dem unerfahrenen Gemüth so nothwendig und unentbehrlich, so fest verwachsen mit dem eigenthümlichsten Daseyn und so unveränderlich, wie dieses, vorkommen müssen. Wie eine erste Ankündigung des Todes bleibt die erste Trennung unvergeßlich, und wird, nachdem sie lange wie ein nächtliches Gesicht den Menschen beängstigt hat, endlich bei abnehmender Freude an den Erscheinungen des Tages, und zunehmender Sehnsucht nach einer bleibenden sichern Welt, zu einem freundlichen Wegweiser und einer tröstenden Bekanntschaft. Die Nähe seiner Mutter tröstete den Jüngling sehr. Die alte Welt schien noch nicht ganz verloren, und er umfaßte sie mit verdoppelter Innigkeit. Es war früh am Tage, als die Reisenden aus den Thoren von Eisenach fortritten, und die Dämmerung begünstigte Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward,

deſto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekannten Gegenden; und als auf einer Anhöhe die verlaſſene Landſchaft von der aufgehenden Sonne auf einmal erleuchtet wurde, ſo fielen dem überraſchten Jüngling alte Melodien ſeines Innern in den trüben Wechſel ſeiner Gedanken ein. Er ſah ſich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geſchaut, und die er oft ſich mit ſonderbaren Farben ausgemalt hatte. Er war im Begriff, ſich in ihre blaue Fluth zu tauchen. Die Wunderblume ſtand vor ihm, und er ſah nach Thüringen, welches er jetzt hinter ſich ließ mit der ſeltſamen Ahnung hierüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher ſie itzt reiſten, in ſein Vaterland zurückkommen, und als reiſe er daher dieſem eigentlich zu. Die Geſellſchaft, die anfänglich aus ähnlichen Urſachen ſtill geweſen war, fing nach gerade an aufzuwachen, und ſich mit allerhand Geſprächen und Erzählungen die Zeit zu verkürzen. Heinrichs Mutter glaubte ihren Sohn aus den Träumereien reißen zu müſſen, in denen ſie ihn verſunken ſah, und fing an ihm von ihrem Vaterlande zu erzählen, von dem Hauſe ihres Vaters und dem fröhlichen Leben in Schwaben. Die Kaufleute ſtimmten mit ein und bekräftigten die mütterlichen Erzählungen, rühmten die Gaſtfrei-

heit des alten Schwaning, und konnten nicht aufhören die schönen Landsmänninen ihrer Reisegefährtin zu preisen. Ihr thut wohl, sagten sie, daß ihr euren Sohn dorthin führt. Die Sitten eures Vaterlandes sind milder und gefälliger. Die Menschen wissen das Nützliche zu befördern, ohne das Angenehme zu verachten. Jedermann sucht seine Bedürfnisse auf eine gesellige und reizende Art zu befriedigen. Der Kaufmann befindet sich wohl dabei, und wird geehrt. Die Künste und Handwerker vermehren und veredeln sich, dem Fleißigen dünkt die Arbeit leichter, weil sie ihm zu manchfachen Annehmlichkeiten verhilft, und er, indem er eine einförmige Mühe übernimmt, sicher ist, die bunten Früchte mannigfacher und belohnender Beschäftigungen dafür mitzugenießen. Geld, Thätigkeit und Waaren erzeugen sich gegenseitig, und treiben sich in raschen Kreisen, und das Land und die Städte blühen auf. Je eifriger der Erwerbfleiß die Tage benutzt, desto ausschließlicher ist der Abend den reizenden Vergnügungen der schönen Künste und des geselligen Umgangs gewidmet. Das Gemüth sehnt sich nach Erholung und Abwechselung, und wo sollte es diese auf eine anständigere und reizendere Art finden, als in der Beschäftigung mit den freien Spielen und Erzeugnissen seiner edelsten Kraft, des bildenden

Tiefsinnes. Nirgends hört man so anmuthige Sänger, findet so herrliche Mahler, und nirgends sieht man auf den Tanzsälen leichtere Bewegungen und lieblichere Gestalten. Die Nachbarschaft von Welschland zeigt sich in dem ungezwungenen Betragen und den einnehmenden Gesprächen. Euer Geschlecht darf die Gesellschaften schmücken, und ohne Furcht vor Nachrede mit holdseligem Bezeigen einen lebhaften Wetteifer, die Aufmerksamkeit zu fesseln, erregen. Die rauhe Ernsthaftigkeit und die wilde Ausgelassenheit der Männer macht einer milden Lebendigkeit und sanfter bescheidener Freude Platz, und die Liebe wird in tausendfachen Gestalten der leitende Geist der glücklichen Gesellschaften. Weit entfernt, daß Ausschweifungen und unziemende Grundsätze dadurch sollten herbeigelockt werden, scheint es, als flöhen die bösen Geister die Nähe der Anmuth, und gewiß sind in ganz Deutschland keine unbescholtenere Mädchen und keine treuere Frauen, als in Schwaben.

Ja, junger Freund, in der klaren warmen Luft des südlichen Deutschlands werdet ihr eure ernste Schüchternheit wohl ablegen; die fröhlichen Mädchen werden euch wohl geschmeidig und gesprächig machen. Schon euer Name, als Fremder, und eure nahe Verwandtschaft mit dem alten Schwaning, der die Freude jeder fröhlichen Gesellschaft ist, werden

die reizenden Augen der Mädchen auf euch ziehen; und wenn ihr eurem Großvater folgt, so werdet ihr gewiß unserer Vaterstadt eine ähnliche Zierde in einer holdseligen Frau mitbringen, wie euer Vater. Mit freundlichem Erröthen dankte Heinrichs Mutter für das schöne Lob ihres Vaterlandes und die gute Meinung von ihren Landsmänninen, und der gedankenvolle Heinrich hatte nicht umhin gekonnt aufmerksam und mit innigem Wohlgefallen der Schilderung des Landes, dessen Anblick ihm bevorstand, zuzuhören. Wenn ihr auch, fuhren die Kaufleute fort, die Kunst eures Vaters nicht ergreifen, und lieber, wie wir gehört haben, euch mit gelehrten Dingen befassen wollt: so braucht ihr doch nicht Geistlicher zu werden, um Verzicht auf die schönsten Genüsse dieses Lebens zu leisten. Es ist eben schlimm genug, daß die Wissenschaften in den Händen eines so von dem weltlichen Leben abgesonderten Standes, und die Fürsten von so ungeselligen und wahrhaft unerfahrnen Männern berathen sind. In der Einsamkeit, in welcher sie nicht selbst Theil an den Weltgeschäften nehmen, müssen ihre Gedanken eine unnütze Wendung erhalten, und können nicht auf die wirklichen Vorfälle passen. In Schwaben trefft ihr auch wahrhaft kluge und erfahrne Männer unter den Laien, und ihr mögt nun wählen, welchen Zweig

menschlicher Kenntnisse ihr wollt: so wird es euch nicht an den besten Lehrern und Rathgebern fehlen. Nach einer Weile sagte Heinrich, dem bei dieser Rede sein Freund der Hofkaplan in den Sinn gekommen war: wenn ich bei meiner Unkunde von der Beschaffenheit der Welt Euch auch eben nicht abfällig seyn kann in dem, was ihr von der Unfähigkeit der Geistlichen zur Führung und Beurtheilung weltlicher Angelegenheiten behauptet, so ist mirs doch wohl erlaubt, euch an unsern trefflichen Hofkaplan zu erinnern, der gewiß ein Muster eines weisen Mannes ist, und dessen Lehren und Rathschläge mir unvergeßlich seyn werden.

Wir ehren, erwiederten die Kaufleute, diesen trefflichen Mann von ganzem Herzen, aber dennoch können wir nur insofern eurer Meinung Beifall geben, daß er ein weiser Mann sey, wenn ihr von jener Weisheit sprecht, die einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel angeht. Haltet ihr ihn für eben so weltklug, als er in den Sachen des Heils geübt und unterrichtet ist, so erlaubt uns, daß wir euch nicht beistimmen. Doch glauben wir, daß dadurch der heilige Mann nichts von seinem verdienten Lobe verliert; da er viel zu vertieft in der Kunde der überirdischen Welt ist, als daß er nach Einsicht und Ansehn in irdischen Dingen streben sollte.

Aber, sagte Heinrich, sollte nicht jene höhere Kunde ebenfalls geschickt machen, recht unpartheiisch den Zügel menschlicher Angelegenheiten zu führen? sollte nicht jene kindliche unbefangene Einfalt sicherer den richtigen Weg durch das Labyrinth der hiesigen Begebenheiten treffen, als die durch Rücksicht auf eigenen Vortheil irregeleitete und gehemmte, von der unerschöpflichen Zahl neuer Zufälle und Verwikelungen geblendete Klugheit? Ich weiß nicht, aber mich dünkt ich sähe zwei Wege, um zur Wissenschaft der menschlichen Geschichte zu gelangen. Der eine mühsam und unabsehlich, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der andere fast Ein Sprung nur, der Weg der innern Betrachtung. Der Wanderer des ersten muß eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden, wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anschaut, und sie in ihrem lebendigen, mannichfaltigen Zusammenhange betrachten, und leicht mit allen übrigen, wie Figuren auf einer Tafel, vergleichen kann. Ihr müßt verzeihen, wenn ich wie aus kindischen Träumen vor euch rede; nur das Zutrauen zu eurer Güte und das Andenken meines Lehrers, der den zweiten Weg mir als seinen eignen von weitem gezeigt hat, machte mich so dreist.

Wir gestehen euch gern, sagten die gutmüthigen Kaufleute, daß wir eurem Gedankengange nicht zu folgen vermögen: doch freut es uns, daß ihr so warm euch des trefflichen Lehrers erinnert, und seinen Unterricht wohl gefaßt zu haben scheint.

Es dünkt uns, ihr habt Anlage zum Dichter. Ihr sprecht so geläufig von den Erscheinungen eures Gemüths, und es fehlt euch nicht an gewählten Ausdrücken und passenden Vergleichungen. Auch neigt ihr euch zum Wunderbaren, als dem Elemente der Dichter.

Ich weiß nicht, sagte Heinrich, wie es kommt. Schon oft habe ich von Dichtern und Sängern sprechen gehört, und habe noch nie einen gesehen. Ja, ich kann mir nicht einmal einen Begriff von ihrer sonderbaren Kunst machen, und doch habe ich eine große Sehnsucht, davon zu hören. Es ist mir, als würde ich manches besser verstehen, was jetzt nur dunkle Ahnung in mir ist. Von Gedichten ist mir oft erzählt worden, aber nie habe ich eins zu sehen bekommen, und mein Lehrer hat nie Gelegenheit gehabt, Kenntnisse von dieser Kunst einzuziehen. Alles, was er mir davon sagte, habe ich nicht deutlich begreifen können. Doch meinte er immer, es sey eine edle Kunst, der ich mich ganz ergeben würde, wenn ich sie einmal kennen lernte. In alten Zeiten

sey sie weit gemeiner gewesen, und habe jedermann einige Wissenschaft davon gehabt, jedoch Einer vor dem Andern. Sie sey noch mit andern verloren gegangenen, herrlichen Künsten verschwistert gewesen. Die Sänger hätte göttliche Gunst hochgeehrt, so daß sie, begeistert durch unsichtbaren Umgang, himmlische Weisheit auf Erden in lieblichen Tönen hätten verkündigen können.

Die Kaufleute sagten darauf: Wir haben uns freilich nie um die Geheimnisse der Dichter bekümmert, wenn wir gleich mit Vergnügen ihrem Gesange oft zuhörten. Es mag wohl wahr seyn, daß eine besondere Gestirnung dazu gehört, wenn ein Dichter zur Welt kommen soll; denn es ist gewiß eine recht wunderbare Sache mit dieser Kunst. Auch sind die andern Künste gar sehr davon unterschieden und lassen sich weit eher begreifen. Bei den Malern und Tonkünstlern kann man leicht einsehn, wie es zugeht, und mit Fleiß und Geduld läßt sich beides lernen. Die Töne liegen schon in den Saiten, und es gehört nur eine Fertigkeit dazu, diese zu bewegen, und jene in einer reizenden Folge aufzuwecken. Bei den Bildern ist die Natur die herrlichste Lehrmeisterin. Sie erzeugt unzählige schöne und wunderliche Figuren, giebt die Farben, das Licht und den Schatten, und so kann eine geübte

Hand, ein richtiges Auge, und die Kenntniß von der Bereitung und Vermischung der Farben, die Natur auf das Vollkommenste nachahmen. Wie natürlich ist daher auch die Wirkung dieser Künste, das Wohlgefallen an ihren Werken, zu begreifen. Der Gesang der Nachtigall, das Sausen des Windes, und die herrlichen Lichter, Farben und Gestalten gefallen uns, weil sie unsere Sinne angenehm beschäftigen; und da unsere Sinne dazu von der Natur, die auch jenes hervorbringt, so eingerichtet sind, so muß uns auch die künstliche Nachahmung der Natur gefallen. Die Natur will selbst auch einen Genuß von ihrer großen Künstlichkeit haben, und darum hat sie sich in Menschen verwandelt, wo sie nun selber sich über ihre Herrlichkeit freut, das Angenehme und Liebliche von den Dingen absondert, und es auf solche Art allein hervorbringt, daß sie es auf manchfaltigere Weise und zu allen Zeiten und aller Orten haben und genießen kann. Dagegen ist von der Dichtkunst sonst nirgends äußerlich etwas anzutreffen. Auch schafft sie nichts mit Werkzeugen und Händen; das Auge und das Ohr vernehmen nichts davon: denn das bloße Hören der Worte ist nicht die eigentliche Wirkung dieser geheimen Kunst. Es ist alles innerlich, und wie jene Künstler die äußern Sinne mit angenehmen

Empfindungen erfüllen, so erfüllt der Dichter das inwendige Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiß jene geheimen Kräfte in uns nach Belieben zu erregen, und giebt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen. Wie aus tiefen Höhlen steigen alte und künftige Zeiten, unzählige Menschen, wunderbare Gegenden und die seltsamsten Begebenheiten in uns herauf, und entreißen uns der bekannten Gegenwart. Man hört fremde Worte, und weiß doch was sie bedeuten sollen. Eine magische Gewalt übet die Sprüche des Dichters aus; auch die gewöhnlichen Worte kommen in reizenden Klängen vor und berauschen die festgebannten Zuhörer.

Ihr verwandelt meine Neugierde in heiße Ungeduld, sagte Heinrich. Ich bitte euch, erzählt mir von allen Sängern, die ihr gehört habt. Ich kann nicht genug von diesen besonderen Menschen hören. Mir ist auf einmal, als hätte ich irgend wo schon davon in meiner tiefsten Jugend reden hören, doch kann ich mich schlechterdings nichts mehr davon entsinnen. Aber mir ist das, was ihr sagt, so klar, so bekannt, und ihr macht mir ein außerordentliches Vergnügen mit euren schönen Beschreibungen.

Wir erinnern uns selbst gern, fuhren die Kaufleute fort, mancher frohen Stunden, die wir in

Welschland, Frankreich und Schwaben in der Gesellschaft von Sängern zugebracht haben, und freuen uns, daß ihr so lebhaften Antheil an unsern Reden nehmet. Wenn man so in Gebirgen reist, spricht es sich mit doppelter Annehmlichkeit, und die Zeit vergeht spielend. Vielleicht ergötzt es euch, einige artige Geschichten von Dichtern zu hören, die wir auf unsern Reisen erfuhren. Von den Gesängen selbst, die wir gehört haben, können wir wenig sagen, da die Freude und der Rausch des Augenblicks das Gedächtniß hindert viel zu behalten, und die unaufhörlichen Handelsgeschäfte manches Andenken auch wieder verwischt haben.

In alten Zeiten muß die ganze Natur lebendiger und sinnvoller gewesen seyn, als heut zu Tage. Wirkungen, die jetzt kaum noch die Thiere zu bemerken scheinen, und die Menschen eigentlich allein noch empfinden und genießen, bewegten damals leblose Körper; und so war es möglich, daß kunstreiche Menschen allein Dinge verrichteten und Erscheinungen hervorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich und fabelhaft dünken. So sollen vor uralten Zeiten in den Ländern des jetzigen griechischen Kaiserthums, wie uns Reisende berichten, die diese Sage noch dort unter dem gemeinen Volke angetroffen haben, Dichter gewesen seyn, die durch den seltsamen

Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen verborgenen Geister aufgeweckt, in wüsten, verödeten Gegenden den todten Pflanzensaamen erregt, und blühende Gärten hervorgerufen, grausame Thiere gezähmt und verwilderte Menschen zu Ordnung und Sitte gewöhnt, sanfte Neigungen und Künste des Friedens in ihnen rege gemacht, reißende Flüsse in milde Gewässer verwandelt, und selbst die todtesten Steine in regelmäßige tanzende Bewegungen hingerissen haben. Sie sollen zugleich Wahrsager und Priester, Gesetzgeber und Aerzte gewesen seyn, indem selbst die höhern Wesen durch ihre zauberische Kunst herabgezogen worden sind, und sie in den Geheimnissen der Zukunft unterrichtet, das Ebenmaaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächse und aller Kreaturen ihnen offenbart haben. Seitdem sollen, wie die Sage lautet, erst die manchfaltigen Töne und die sonderbaren Sympathieen und Ordnungen in die Natur gekommen seyn, indem vorher alles wild, unordentlich und feindselig gewesen ist. Seltsam ist nur hierbei, daß zwar diese schönen Spuren zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menschen geblieben sind, aber entweder ihre Kunst, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur ver-

loren gegangen ist. In jenen Zeiten hat es sich unter andern einmal zugetragen, daß einer jener sonderbaren Dichter oder mehr Tonkünstler — wiewohl die Musik und Poesie wohl ziemlich eins seyn mögen und vielleicht eben so zusammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daß also dieser Tonkünstler übers Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher seine Habe unter einander zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschlossen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an, und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte sie bewegen: denn sie fürchteten sich, daß er ihre bösliche

That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten hölzernen Instrumente, vor ihren Augen freiwillig ins Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht und sie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen, und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dieß geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluthen tauchten tanzende Schaaren von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein, mit festverstopften Ohren, und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunklen Abgrund hin, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte aber kaum die glänzenden Wogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor,

und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder, Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meers allein, und klagte in süßen Tönen über seine verlornen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meer fröhlich daher gerauscht, und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bei dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden und hatte sich in einem mörderischen Kampf geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerrissenen Kleidern ans Land; und so kehrten durch die Hülfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

Drittes Kapitel.

Eine andere Geschichte, fuhren die Kaufleute nach einer Pause fort, die freilich nicht so wunderbar und auch aus spätern Zeiten ist, wird euch vielleicht doch gefallen, und euch mit den Wirkungen jener sonderbaren Kunst noch bekannter machen. Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit strömten Menschen herzu, um Theil an der Herrlichkeit seines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Festen an Ueberfluß köstlicher Waaren des Gaumens, noch an Musik, prächtigen Verzierungen und Trachten, und tausend abwechselnden Schauspielen und Zeitvertreiben, noch endlich an sinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen und unterrichteten Männern zur Unterhaltung und Beseelung der Gespräche, und an schöner, anmuthiger Jugend von beiden Geschlechtern, die die eigentliche Seele reizender Feste ausmachen. Der alte König, der sonst ein strenger und ernster Mann war, hatte zwei Neigungen, die der wahre Anlaß dieser prächtigen Hofhaltung waren, und denen sie ihre schöne Einrichtung zu danken hatte. Eine war die Zärtlichkeit für seine Tochter, die ihm als Andenken seiner

früh verstorbenen Gemahlin und als ein unaussprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menschlichen Geistes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu erschaffen. Die andere war eine wahre Leidenschaft für die Dichtkunst und ihre Meister. Er hatte von Jugend auf die Werke der Dichter mit innigem Vergnügen gelesen; an ihre Sammlung aus allen Sprachen grossen Fleiß und große Summen gewendet, und von jeher den Umgang der Sänger über alles geschätzt. Von allen Enden zog er sie an seinen Hof und überhäufte sie mit Ehren. Er ward nicht müde ihren Gesängen zuzuhören, und vergaß oft die wichtigsten Angelegenheiten, ja die Bedürfnisse des Lebens über einem neuen, hinreißenden Gesang. Seine Tochter war unter Gesängen aufgewachsen, und ihre ganze Seele war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnsucht. Der wohlthätige Einfluß der beschützten und geehrten Dichter zeigte sich im ganzen Lande, besonders aber am Hofe. Man genoß das Leben mit langsamen, kleinen Zügen wie einen köstlichen Trank, und mit desto reinerem Wohlbehagen, da alle niedrige, gehässige Leidenschaften wie Mißtöne von der sanften harmonischen Stimmung verscheucht wurden, die in allen Gemüthern herrschend war. Frie-

den der Seele und innres seliges Anschauen einer selbst geschaffenen, glücklichen Welt war das Eigenthum dieser wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erschien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehemalige Feindin der Menschen. Es schien, als hätten die Geister des Gesanges ihrem Beschützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als seine Tochter, die alles besaß, was die süßeste Einbildungskraft nur in der zarten Gestalt eines Mädchens vereinigen konnte. Wenn man sie an den schönen Festen unter einer Schaar reizender Gespielen im weißen glänzenden Gewande erblickte, wie sie den Wettgesängen der begeisterten Sänger mit tiefem Lauschen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Locken des Glücklichen drückte, dessen Lied den Preis gewonnen hatte; so hielt man sie für die sichtbare Seele dieser herrlichen Kunst, die jene Zauberspräche beschworen hätten, und hörte auf, sich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in diesem irdischen Paradiese schien jedoch ein geheimnißvolles Schicksal zu schweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieser Gegenden betraf die Vermählung der aufblühenden Prinzessin, von der die Fortdauer dieser seligen Zeiten und das Verhängniß des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm selbst schien diese Sorge lebhaft am Herzen zu

liegen, und doch zeigte sich keine Aussicht zu einer Vermählung für sie, die Aller Wünsche angemessen gewesen wäre. Die heilige Ehrfurcht für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzessin zu besitzen. Man betrachtete sie wie ein überirdisches Wesen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die sich mit Ansprüchen auf sie am Hofe gezeigt hatten, schienen so tief unter ihr zu seyn, daß kein Mensch auf den Einfall kam, die Prinzessin oder der König werde die Augen auf einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abstandes hatte sie auch allmählig alle verscheucht, und das ausgesprengte Gerücht des ausschweifenden Stolzes dieser königlichen Familie schien Andern alle Lust zu benehmen, sich ebenfalls gedemüthigt zu sehn. Ganz ungegründet war auch dieses Gerücht nicht. Der König war bei aller Milde beinah unwillkührlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung seiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder unerträglich machte. Ihr hoher, einziger Werth hatte jenes Gefühl in ihm immer mehr bestätigt. Er war aus einer uralten morgenländischen Königsfamilie entsprossen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nachkommenschaft des berühmten Helden

Rustan gewesen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von seiner Verwandtschaft mit den ehmaligen übermenschlichen Beherrschern der Welt vorgesungen, und in dem Zauberspiegel ihrer Kunst war ihm der Abstand seiner Herkunft von dem Ursprunge der andern Menschen, die Herrlichkeit seines Stammes, noch heller erschienen, so daß es ihn dünkte, nur durch die edlere Klasse der Dichter mit dem übrigen Menschengeschlechte zusammenzuhängen. Vergebens sah er sich mit voller Sehnsucht nach einem zweiten Rustan um, indem er fühlte, daß das Herz seiner aufblühenden Tochter, der Zustand seines Reichs und sein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Absicht sehr wünschenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptstadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der sich ausschließlich mit der Erziehung seines einzigen Sohnes beschäftigte, und nebenher den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Mensch war ernst, und ergab sich einzig der Wissenschaft der Natur, in welcher ihn sein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dieß friedliche und blühende Land gezogen, und begnügte sich den wohlthätigen Frieden, den der König um sich her verbreitete, in der Stille zu genießen. Er benutzte sie,

die Kräfte der Natur zu erforschen, und diese hinreißenden Kenntnisse seinem Sohne mitzutheilen, der viel-Sinn dafür verrieth, und dessen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimnisse anvertraute. Die Gestalt des jungen Menschen schien gewöhnlich und unbedeutend, wenn man nicht einen höhern Sinn für die geheimere Bildung seines edlen Gesichts und die ungewöhnliche Klarheit seiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn ansah, desto anziehender ward er und man konnte sich kaum wieder von ihm trennen, wenn man seine sanfte, eindringende Stimme und seine anmuthige Gabe zu sprechen hörte. Eines Tages hatte die Prinzessin, deren Lustgärten an den Wald stießen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, sich allein zu Pferde in den Wald begeben, um desto ungestörter ihren Fantasien nachhängen und einige schöne Gesänge sich wiederholen zu können. Die Frische des hohen Waldes lockte sie immer tiefer in seinen Schatten, und so kam sie endlich an das Landgut, wo der Alte mit seinem Sohne lebte. Es kam ihr die Lust an Milch zu trinken; sie stieg ab, band ihr Pferd an einen Baum und trat ins Haus, um sich einen Trunk Milch auszubitten. Der Sohn war gegenwärtig, und erschrak beinah über diese zauberhafte Erscheinung eines majestätischen weiblichen Wesens,

das mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt, und von einer unbeschreiblich anziehenden Durchsichtigkeit der zartesten, unschuldigsten und edelsten Seele beinah vergöttlicht wurde. Während er eilte, ihre wie Geistergesang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit bescheidner Ehrfurcht entgegen, und lud sie ein, an dem einfachen Heerde, der mitten im Hause stand, und auf welchem eine leichte blaue Flamme ohne Geräusch emporspielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr gleich beim Eintritt der mit tausend seltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen und eine seltsame Heiligkeit des Ortes auf, welcher Eindruck noch durch den schlichtgekleideten ehrwürdigen Greis und den bescheidenen Anstand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt sie gleich für eine zum Hof gehörige Person, wozu ihre kostbare Tracht und ihr edles Betragen ihm Anlaß genug gab. Während der Abwesenheit des Sohnes befragte sie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter besonders einige alte, sonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Heerde standen, und er war bereitwillig sie auf eine anmuthige Art damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Krug voll frischer Milch zurück, und reichte ihr denselben mit unge-

künsteltem und ehrfurchtsvollem Wesen. Nach einigen anziehenden Gesprächen mit beiden, dankte sie auf die lieblichste Weise für die freundliche Bewirthung, bat erröthend den Alten um die Erlaubniß, wieder kommen und seine lehrreichen Gespräche über die vielen wunderbaren Sachen genießen zu dürfen, und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben, da sie merkte, daß Vater und Sohn sie nicht kannten. Ohnerachtet die Hauptstadt so nahe lag, hatten beide, in ihre Forschung vertieft, das Gewühl der Menschen zu vermeiden gesucht, und es war dem Jüngling nie eine Lust angewandelt, den Festen des Hofes beizuwohnen; besonders da er seinen Vater höchstens auf eine Stunde zu verlassen pflegte, um zuweilen im Walde nach Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen umher zu gehn, und die Eingebungen des stillen Naturgeistes durch den Einfluß seiner manchfaltigen äußeren Lieblichkeiten zu vernehmen. Dem Alten, der Prinzessin und dem Jüngling war die einfache Begebenheit des Tages gleich wichtig. Der Alte hatte leicht den neuen tiefen Eindruck bemerkt, den die Unbekannte auf seinen Sohn machte. Er kannte diesen genau, um zu wissen, daß jeder tiefe Eindruck bei ihm ein lebenslänglicher seyn würde. Seine Jugend und die Natur seines Herzens mußten die erste Empfindung dieser Art zur

unüberwindlichen Neigung machen. Der Alte hatte lange eine solche Begebenheit herannahen sehen. Die hohe Liebenswürdigkeit der Erscheinung flößte ihm unwillkührlich eine innige Theilnahme ein, und sein zuversichtliches Gemüth entfernte alle Besorgnisse über die Entwickelung dieses sonderbaren Zufalls. Die Prinzessin hatte sich nie in einem ähnlichen Zustande befunden, wie der war, in welchem sie langsam nach Hause ritt. Es konnte vor der einzigen helldunklen, wunderbar beweglichen Empfindung einer neuen Welt kein eigentlicher Gedanke in ihr entstehen. Ein magischer Schleier dehnte sich in weiten Falten um ihr klares Bewußtseyn. Es war ihr, als würde sie sich, wenn er aufgeschlagen würde, in einer überirdischen Welt befinden. Die Erinnerung an die Dichtkunst, die bisher ihre ganze Seele beschäftigt hatte, war zu einem fernen Gesange geworden, der ihren seltsam lieblichen Traum mit den ehemaligen Zeiten verband. Wie sie zurück in den Palast kam, erschrak sie beinahe über seine Pracht und sein buntes Leben, noch mehr aber bei der Bewillkommnung ihres Vaters, dessen Gesicht zum erstenmale in ihrem Leben eine scheue Ehrfurcht in ihr erregte. Es schien ihr eine unabänderliche Nothwendigkeit, nichts von ihrem Abenteuer zu erwähnen. Man war ihre schwärmerische Ernsthaf-

tigkeit, ihren in Fantasien und tiefes Sinnen verlornen Blick schon zu gewohnt, um etwas Außerordentliches darin zu bemerken. Es war ihr jetzt nicht mehr so lieblich zu Muthe; sie schien sich unter lauter Fremden, und eine sonderbare Bänglichkeit begleitete sie bis an den Abend, wo das frohe Lied eines Dichters, der die Hoffnung pries, und von den Wundern des Glaubens an die Erfüllung unsrer Wünsche mit hinreißender Begeisterung sang, sie mit süßem Trost erfüllte und in die angenehmsten Träume wiegte. Der Jüngling hatte sich gleich nach ihrem Abschiede in den Wald verloren. An der Seite des Weges war er in Gebüschen bis an die Pforten des Gartens ihr gefolgt, und dann auf dem Wege zurückgegangen. Wie er so ging, sah er vor seinen Füßen einen hellen Glanz. Er bückte sich darnach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite außerordentlich funkelte, und auf der andern eingegrabene unverständliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn für einen kostbaren Karfunkel, und glaubte ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hause, als wäre sie noch dort, und brachte den Stein seinem Vater. Sie wurden einig, daß der Sohn den andern Morgen auf den Weg zurückgehen und warten sollte,

ob der Stein gesucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könne; sonst wollten sie ihn bis zu einem zweiten Besuche der Unbekannten aufheben, um ihr ihn selbst zu überreichen. Der Jüngling betrachtete fast die ganze Nacht den Karfunkel und fühlte gegen Morgen ein unwiderstehliches Verlangen, einige Worte auf den Zettel zu schreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wußte selbst nicht genau, was er sich bei den Worten dachte, die er hinschrieb:

Es ist dem Stein ein räthselhaftes Zeichen
Tief eingegraben in sein glühend Blut,
Er ist mit einem Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man sieht um jenen tausend Funken streichen,
Um dieses woget eine lichte Fluth,
In jenem liegt des Glanzes Licht begraben,
Wird dieses auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daß der Morgen anbrach, so begab er sich schon auf den Weg und eilte der Pforte des Garten zu.

Unterdessen hatte die Prinzessin Abends beim Auskleiden den theuern Stein in ihrem Halsbande vermißt, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, dessen Besitz ihr die Freiheit ihrer Person sicherte, indem sie damit nie in fremde Gewalt, wider ihren Willen, gerathen konnte.

Dieser Verlust befremdete sie mehr, als daß er

sie erschreckt hätte. Sie erinnerte sich, ihn gestern bei dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte fest, daß er entweder im Hause des Alten, oder auf dem Rückwege im Walde verloren gegangen seyn müsse; der Weg war ihr noch in frischem Andenken, und so beschloß sie gleich früh den Stein aufzusuchen, und ward bei diesem Gedanken so heiter, daß es fast das Ansehen gewann, als sey sie gar nicht unzufrieden mit dem Verluste, weil er Anlaß gäbe, jenen Weg sogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging sie durch den Garten nach dem Walde, und weil sie eilfertiger ging als gewöhnlich, so fand sie es ganz natürlich, daß ihr das Herz lebhaft schlug und ihr die Brust beklomm. Die Sonne fing eben an, die Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die sich mit sanftem Flüstern bewegten, als wollten sie sich gegenseitig aus nächtlichen Gesichten erwecken, um die Sonne gemeinschaftlich zu begrüßen, als die Prinzessin durch ein fernes Geräusch veranlaßt, den Weg hinunter und den Jüngling auf sich zueilen sah, der in demselben Augenblick ebenfalls sie bemerkte.

Wie angefesselt blieb er eine Weile stehen und blickte unverwandt sie an, gleichsam um sich zu überzeugen, daß ihre Erscheinung wirklich und keine Täuschung sey. Sie begrüßten sich mit einem zurückge-

haltenen Ausdruck von Freude, als hätten sie sich schon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzessin die Ursache ihres frühen Spaziergangs ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfen den Stein in dem beschriebenen Zettel. Es war, als ahnete die Prinzessin den Inhalt der Zeilen. Sie nahm ihn stillschweigend mit zitternder Hand, und hing ihm, zur Belohnung für seinen glücklichen Fund, beinahe unwillkührlich eine goldene Kette um, die sie um den Hals trug. Beschämt kniete er vor ihr und konnte, da sie sich nach seinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte finden. Sie sagte ihm halbleise und mit niedergeschlagenen Augen, daß sie bald wieder zu ihnen kommen und die Zusage des Vaters, sie mit seinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit und ging hierauf langsam, ohne sich umzusehen, zurück. Der Jüngling konnte kein Wort vorbringen. Er neigte sich ehrfurchtsvoll und sah ihr lange nach, bis sie hinter den Bäumen verschwand. Nach dieser Zeit vergingen wenige Tage bis zu ihrem zweiten Besuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bei diesen Spaziergängen. Er holte

sie zu bestimmten Stunden am Garten ab, und brachte sie dahin zurück. Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillschweigen über ihren Stand, so zutraulich sie auch sonst gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmlischen Seele verborgen blieb. Es war, als flößte ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft eine geheime Furcht ein. Der Jüngling gab ihr ebenfalls seine ganze Seele. Vater und Sohn hielten sie für ein vornehmes Mädchen vom Hofe. Sie hing an dem Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkosungen gegen ihn waren die entzückenden Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimisch in dem wunderbaren Hause; und wenn sie dem Alten und dem Sohne, der zu ihren Füßen saß, zu ihrer Laute reizende Lieder mit einer überirdischen Stimme vorsang, und letzteren in dieser lieblichen Kunst unterrichtete: so erfuhr sie dagegen von seinen begeisterten Lippen die Enträthselung der überall verbreiteten Naturgeheimnisse. Er lehrte sie, wie durch wundervolle Sympathie die Welt entstanden sey, und die Gestirne sich zum melodischen Reigen vereinigt hätten. Die Geschichte der Vorwelt ging durch seine heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und wie entzückt war sie, wenn ihr Schüler, in der Fülle seiner Eingebungen, die Laute

ergriff und mit unglaublicher Gelehrigkeit in die wundervollsten Gesänge ausbrach. Eines Tages, wo ein besonders kühner Schwung sich seiner Seele in ihrer Gesellschaft bemächtigt hatte, und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, so daß sie beide, ohne selbst zu wissen wie, einander in die Arme sanken, und der erste glühende Kuß sie auf ewig zusammenschmelzte, fing, mit anbrechender Dämmerung, ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem, nächtlichen Dunkel über sie her. Er eilte, sie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen; aber er verfehlte in der Nacht und voll Angst wegen seiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angst wuchs, wie er seinen Irrthum bemerkte. Die Prinzessin dachte an das Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Aengstlichkeit fuhr zuweilen, wie ein zerstörender Strahl, durch ihre Seele, und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Trost zusprach, gab ihr Muth und Zutrauen zurück, und erleichterte ihre beklommene Brust. Der Sturm wüthete fort; alle Bemühungen, den Weg zu finden, waren vergeblich, und sie priesen sich beide

glücklich, bei der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe Höhle an dem steilen Abhang eines waldigen Hügels zu entdecken, wo sie eine sichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters zu finden hofften und eine Ruhestätte für ihre erschöpften Kräfte. Das Glück begünstigte ihre Wünsche. Die Höhle war trocken und mit reinlichem Moose bewachsen. Der Jüngling zündete schnell ein Feuer von Reisern und Moos an, woran sie sich trocknen konnten, und die beiden Liebenden sahen sich nun auf eine wunderbare Weise von der Welt entfernt, aus einem gefahrvollen Zustande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein neben einander.

Ein wilder Mandelstrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieseln ließ sie frisches Wasser zur Stillung ihres Durstes finden. Die Laute hatte der Jüngling mitgenommen, und sie gewährte ihnen jetzt eine aufheiternde und beruhigende Unterhaltung bei dem knisternden Feuer. Eine höhere Macht schien den Knoten schneller lösen zu wollen, und brachte sie unter sonderbaren Umständen in diese romantische Lage. Die Unschuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther, und die verbundene, unwiderstehliche Macht ihrer süßen Leidenschaften und ihrer Jugend ließ sie bald die Welt und ihre Verhältnisse

vergessen, und wiegte sie unter dem Brautgesange des Sturms und den Hochzeitfackeln der Blitze in den süßesten Rausch ein, der je ein sterbliches Paar beseligt haben mag. Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für sie das Erwachen in einer neuen seligen Welt. Ein Strom heißer Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzessin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die erwachenden tausenfachen Bekümmernisse ihres Herzens. Er war in dieser Nacht um mehrere Jahre älter, aus einem Jüngling zum Manne geworden. Mit überschwenglicher Begeisterung tröstete er seine Geliebte, erinnerte sie an die Heiligkeit der wahrhaften Liebe und an den hohen Glauben, den sie einflößte, und bat sie, die heiterste Zukunft von dem Schutzgeist ihres Herzens mit Zuversicht zu erwarten. Die Prinzessin fühlte die Wahrheit seines Trostes und entdeckte ihm, sie sey die Tochter des Königs und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümmernisse ihres Vaters. Nach langen reiflichen Ueberlegungen wurden sie über die zu fassende Entschließung einig, und der Jüngling machte sich sofort auf den Weg, um seinen Vater aufzusuchen und diesen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er versprach, in Kurzem wieder bei ihr zu seyn, und verließ sie beruhigt und in süßen Vorstellungen der künftigen Entwickelung dieser

Begebenheiten. Der Jüngling hatte bald seines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war sehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu sehen. Er erfuhr nun die Geschichte und den Plan der Liebenden, und bezeigte sich nach einigem Nachdenken bereitwillig, ihn zu unterstützen. Sein Haus lag ziemlich versteckt, und hatte einige unterirdische Zimmer, die nicht leicht aufzufinden waren. Hier sollte die Wohnung der Prinzessin seyn. Sie ward also in der Dämmerung abgeholt und mit tiefer Rührung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einsamkeit, wenn sie ihres traurigen Vaters gedachte, doch verbarg sie ihren Kummer vor ihrem Geliebten, und sagte es nur dem Alten, der sie freundlich tröstete und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorstellte.

Unterdeß war man am Hofe in große Bestürzung gerathen, als Abends die Prinzessin vermißt wurde. Der König war ganz außer sich und schickte überall Leute aus, sie zu suchen. Kein Mensch wußte sich ihr Verschwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverständniß in die Gedanken, und so ahnete man keine Entführung, da ohne dieß kein Mensch weiter fehlte. Auch nicht zu der entferntesten Vermuthung war Grund da. Die ausgeschickten Boten kamen unverrichteter Sache zurück,

und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends seine Sänger vor ihn kamen und schöne Lieder mitbrachten, war es, als ließe sich die alte Freude wieder vor ihm blicken; seine Tochter dünkte ihm nah, und er schöpfte Hoffnung, sie bald wieder zu sehen. War er aber wieder allein, so zerriß es ihm von Neuem das Herz, und er weinte laut. Dann gedachte er bei sich selbst: Was hilft mir nun alle die Herrlichkeit und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender, als die andern Menschen. Meine Tochter kann mir nichts ersetzen. Ohne sie sind auch die Gesänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber, der ihnen Leben und Freude, Macht und Gestalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der geringste meiner Diener, dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eidam dazu und Enkel, die mir auf den Knien säßen: dann wäre ich ein anderer König als jetzt. Es ist nicht die Krone und das Reich, was einen König macht; es ist jenes volle, überfließende Gefühl der Glückseligkeit, der Sättigung mit irdischen Gütern, jenes Gefühl der überschwänglichen Genüge. So werd' ich nun für meinen Uebermuth bestraft. Der Verlust meiner Gattin hat mich noch nicht genug erschüttert; nun hab' ich auch ein grenzenloses Elend. So klagte der König in den Stunden der

heißesten Sehnsucht. Zuweilen brach auch seine alte Strenge und sein Stolz wieder hervor. Er zürnte über seine Klagen; wie ein König wollte er dulden und schweigen. Er meinte dann, er leide mehr als alle Andern, und es gehöre ein großer Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann dämmerte, und er in die Zimmer seiner Tochter trat, und sah ihre Kleider hängen und ihre kleinern Habseligkeiten stehn, als habe sie eben das Zimmer verlassen: so vergaß er seine Vorsätze, gebärdete sich wie ein trübseliger Mensch, und rief seine geringsten Diener um Mitleid an. Die ganze Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daß eine Sage umherging, die Prinzessin lebe noch und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Mensch wußte, woher die Sage kam; aber alles hing sich mit frohem Glauben daran, und sah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkehr entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjahr wieder herankam. Was gilts, sagten einige in wunderlichem Muthe, nun kommt auch die Prinzessin wieder. Selbst der König ward heitrer und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihn, wie die Verheißung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feste fingen wieder an, und es schien zum völligen

Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzessin zu fehlen. Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daß sie verschwand, war der ganze Hof im Garten versammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiser Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell stieg zwischen den vielen Fackeln mit zahllosen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel, und begleitete mit melodischem Plätschern die manchfaltigen Gesänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König saß auf einem köstlichen Teppich, und um ihn her war der Hof in festlichen Kleidern versammelt. Eine zahlreiche Menge erfüllte den Garten und umgab das prachtvolle Schauspiel. Der König saß eben in tiefen Gedanken. Das Bild seiner verlornen Tochter stand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um diese Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiße Sehnsucht übermannte ihn, und es flossen häufige Thränen von seinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihm das traurige Jahr nur ein schwerer Traum zu seyn, und er hob die Augen auf, gleichsam um ihre hohe, heilige entzückende Gestalt unter den Menschen und

den Bäumen aufzusuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille schien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu seyn, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiedersehens, den Frühling und die Zukunft besungen, wie sie die Hoffnung zu schmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leise Laute einer unbekannten schönen Stimme unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen schienen. Alle Blicke richteten sich dahin, und man sah einen Jüngling in einfacher, aber fremder Tracht stehen, der eine Laute im Arm hielt und ruhig in seinem Gesange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König seinen Blick nach ihm wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war außerordentlich schön und der Gesang trug ein fremdes wunderbares Gepräge. Er handelte von dem Ursprunge der Welt, von der Entstehung der Gestirne, der Pflanzen, Thiere und Menschen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrscherinnen, der Liebe und Poesie, von der Erscheinung des Hasses und der Barbarei und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letztern, dem Ende der Trübsale, der Verjüngung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen gol-

denen Zeitalters. Die alten Dichter traten, selbst von Begeisterung hingerissen, während des Gesanges näher um den seltsamen Fremdling her. Ein niegefühltes Entzücken ergriff die Zuschauer, und der König selbst fühlte sich wie auf einem Strom des Himmels fortgetragen. Ein solcher Gesang war nie vernommen worden, und alle glaubten, ein himmlisches Wesen sey unter ihnen erschienen, besonders da der Jüngling unterm Singen immer schöner, immer herrlicher, und seine Stimme immer gewaltiger zu werden schien. Die Luft spielte mit seinen goldnen Locken. Die Laute schien sich unter seinen Händen zu beseelen, und sein Blick schien trunken in eine geheimere Welt hinüber zu schauen. Auch die Kindesunschuld und Einfalt seines Gesichts schien Allen übernatürlich. Nun war der herrliche Gesang geendigt. Die bejahrten Dichter drückten den Jüngling mit Freudenthränen an ihre Brust. Ein stilles inniges Jauchzen ging durch die Versammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu. Der Jüngling warf sich ihm bescheiden zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich und hieß ihn sich eine Gabe ausbitten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören und dann über seine Bitte zu entscheiden. Der

König trat einige Schritte zurück, und der Fremdling fing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen sein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und Kein's reicht hilfreich ihm die Hand.
Einsam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über sein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

Ein traurig Loos ward mir beschieden,
Ich irre ganz verlassen hier,
Ich brachte Allen Lust und Frieden,
Doch Keiner theilte sie mit mir.
Es wird ein jeder seiner Habe
Und seines Lebens froh durch mich;
Doch weisen sie mit karger Gabe
Des Herzens Forderung von sich.

Man läßt mich ruhig Abschied nehmen,
Wie man den Frühling wandern sieht,
Es wird sich Keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend seh'n sie nach den Früchten,
Und wissen nicht, daß er sie sät:
Ich kann den Himmel für sie dichten,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An diese Lippen festgebannt.

O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband.
Es kümmert keine sich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch Herz wird sein sich noch erbarmen
Und lösen seinen tiefen Gram?

Er sinkt im hohen Gräse nieder
Und schläft mit nassen Wangen ein:
Da schwebt der hohe Geist der Lieder
In die beklemmte Brust hinein:
Vergiß anjetzt, was du gelitten,
In Kurzem schwindet deine Last,
Was du umsonst gesucht in Hütten,
Das wirst du finden im Palast.

Du nahst dem höchsten Erdenlohne,
Bald endigt der verschlungne Lauf:
Der Myrtenkranz wird eine Krone,
Dir setzt die treuste Hand sie auf.
Ein Herz voll Einklang ist berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter steigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

So weit war er in seinem Gesange gekommen, und ein sonderbares Erstaunen hatte sich der Versammlung bemächtigt, als während dieser Strophen ein alter Mann nebst einer verschleierten, weiblichen Gestalt von edlem Wuchse, die ein wunderschönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der

fremden Verſammlung umherſah und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen ausſtreckte, zum Vorſchein kamen, und ſich hinter den Sänger ſtellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume, der Lieblingsadler des Königs, den er immer um ſich hatte, mit einer goldnen Stirnbinde, die er aus ſeinem Zimmer entwandt haben mußte, herabflog und ſich auf das Haupt des Jünglings niederließ, ſo daß die Binde ſich um ſeine Locken ſchlang. Der Fremdling erſchrack einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs, und ließ die Binde zurück. Der Jüngling reichte ſie dem Kinde, das darnach verlangte, ließ ſich auf ein Knie gegen den König nieder und fuhr in ſeinem Geſange mit bewegter Stimme fort:

Der Sänger fährt aus ſchönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Palaſtes ehrnem Thor.
Die Mauern ſind wie Stahl geſchliffen,
Doch ſie erklimmt ſein Lied geſchwind,
Es ſteigt von Lieb' und Weh ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.
Die Liebe drückt ſie feſt zuſammen,
Der Klang der Panzer treibt ſie fort;
Sie lodern auf in ſüßen Flammen,
Im nächtlichſtillen Zufluchtsort.

Sie halten furchtsam sich verborgen,
Weil sie der Zorn des Königs schreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;
Da tritt gelockt von den Gesängen,
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken reuig und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

Der Liebe weicht und dem Gesange
Auch auf dem Thron ein Vaterherz,
Und wandelt bald in süßem Drange
Zu ewger Lust den tiefen Schmerz.
Die Liebe giebt, was sie entrissen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Versöhnungsküssen
Entfaltet sich ein himmlisch Glück.

Geist des Gesangs, komm' du hernieder
Und steh auch jetzt der Liebe bei;
Bring die verlorne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater sey! —
Daß er mit Freuden sie umschließet,
Und seines Enkels sich erbarmt,
Und wenn das Herz ihm überfließet,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bei diesen Worten, die sanft in den dunklen Gängen verhallten, den Schleier. Die Prinzessin fiel mit einem Strom von Thränen zu den Füßen des Königs und hielt ihm das schöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihrer Seite. Eine ängstliche Stille schien jeden Athem festzuhalten. Der König war einige Augenblicke sprachlos und ernst; dann zog er die Prinzessin an seine Brust, drückte sie lange fest an sich und weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu sich auf, und umschloß ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles Jauchzen flog durch die Versammlung, die sich dicht zudrängte. Der König nahm das Kind, und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüßte er freundlich den Alten. Unendliche Freudenthränen flossen. In Gesänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Lande, dessen Leben fortan nur ein schönes Fest war. Kein Mensch weiß, wo das Land hingekommen ist. Nur in Sagen heißt es, daß Atlantis von mächtigen Fluthen den Augen entzogen worden sey.

Viertes Kapitel.

Einige Tagreisen waren ohne die mindeste Unterbrechung geendigt. Der Weg war fest und troken, die Witterung erquikend und heiter, und die Gegenden, durch die sie kamen, fruchtbar, bewohnt und mannigfaltig. Der furchtbare Thüringer Wald lag im Rüken; die Kaufleute hatten den Weg öfter gemacht, waren überall mit den Leuten bekannt, und erfuhren die gastfreiste Aufnahme. Sie vermieden die abgelegenen und durch Räubereien bekannten Gegenden, und nahmen, wenn sie ja gezwungen waren solche zu durchreisen, ein hinlängliches Geleite mit. Einige Besitzer benachbarter Bergschlösser standen mit den Kaufleuten in gutem Vernehmen. Sie wurden besucht, und bei ihnen nachgefragt, ob sie Bestellungen nach Augsburg zu machen hätten. Eine freundliche Bewirthung ward ihnen zu Theil, und die Frauen und Töchter drängten sich mit herzlicher Neugier um die Fremdlinge. Heinrichs Mutter gewann sie bald durch ihre gutmüthige Bereitwilligkeit und Theilnahme. Man war erfreut, eine Frau aus der Residenzstadt zu sehen, die eben so willig die Neuigkeiten der Mode,

als die Zubereitung einiger schmackhaften Schüsseln mittheilte. Der junge Osterdingen ward von Rittern und Frauen wegen seiner Bescheidenheit und seines ungezwungnen milden Betragens gepriesen, und die letzteren verweilten gern auf seiner einnehmenden Gestalt, die wie das einfache Wort eines Unbekannten war, das man fast überhört, bis längst nach seinem Abschiede es seine tiefe unscheinbare Knospe immer mehr aufthut, und endlich eine herrliche Blume in allem Farbenglanze dichtverschlungener Blätter zeigt; so daß man es nie vergißt, nicht müde wird, es zu wiederholen, und einen unversieglichen immer gegenwärtigen Schatz daran hat. Man besinnt sich nun genauer auf den Unbekannten, und ahnet und ahnet, bis es auf einmal klar wird, daß er ein Bewohner der höhern Welt gewesen sey. — Die Kaufleute erhielten eine große Menge Bestellungen, und man trennte sich gegenseitig mit herzlichen Wünschen, einander bald wieder zu sehn. Auf einem dieser Schlösser, wo sie gegen Abend hinkamen, ging es fröhlich zu. Der Herr des Schlosses war ein alter Kriegsmann, der die Muße des Friedens und die Einsamkeit seines Aufenthalts mit öfteren Gelagen feierte und unterbrach, und außer dem Kriegsgetümmel und der Jagd keinen andern Zeitvertreib kannte, als den gefüllten Becher.

Er empfing die Ankommenden mit brüderlicher Herzlichkeit, mitten unter lärmenden Genossen. Die Mutter ward zur Hausfrau geführt. Die Kaufleute und Heinrich mußten sich an die lustige Tafel setzen, wo der Becher tapfer umherging. Heinrich ward auf vieles Bitten in Rücksicht seiner Jugend das jedesmalige Bescheidthun erlassen, dagegen die Kaufleute sich nicht faul finden, sondern sich den alten Frankenwein tapfer schmecken ließen. Das Gespräch lief über ehemalige Kriegsabenteuer hin. Heinrich hörte mit großer Aufmerksamkeit den neuen Erzählungen zu. Die Ritter sprachen vom heiligen Lande, von den Wundern des heiligen Grabes, von den Abenteuern ihres Zuges, und ihrer Seefahrt; von den Sarazenen, in deren Gewalt einige gerathen gewesen waren, und dem fröhlichen und wunderbaren Leben im Felde und im Lager. Sie äußerten mit großer Lebhaftigkeit ihren Unwillen, jene himmlische Geburtsstätte der Christenheit noch im frevelhaften Besitz der Ungläubigen zu wissen. Sie erhoben die großen Helden, die sich eine ewige Krone durch ihr tapfres, unermüdliches Bezeigen gegen dieses ruchlose Volk erworben hätten. Der Schloßherr zeigte das kostbare Schwert, was er einem Anführer desselben mit eigner Hand abgenommen, nachdem er sein Castell erobert, ihn getödtet und seine Frau

und Kinder zu Gefangenen gemacht, welches ihm der Kaiser in seinem Wappen zu führen vergönnt hatte. Alle besahen das prächtige Schwert; auch Heinrich nahm es in seine Hand und fühlte sich von einer kriegerischen Begeisterung ergriffen. Er küßte es mit inbrünstiger Andacht. Die Ritter freuten sich über seinen Antheil. Der Alte umarmte ihn und munterte ihn auf, auch seine Hand auf ewig der Befreiung des heiligen Grabes zu widmen und das wunderthätige Kreuz auf seine Schultern befestigen zu lassen. Er war überrascht, und seine Hand schien sich nicht von dem Schwerte losmachen zu können. Besinne dich, mein Sohn, rief der alte Ritter. Ein neuer Kreuzzug ist vor der Thür. Der Kaiser selbst wird unsere Schaaren in das Morgenland führen. Durch ganz Europa schallt von Neuem der Ruf des Kreuzes, und heldenmüthige Andacht regt sich aller Orten. Wer weiß, ob wir nicht übers Jahr in der großen weltherrlichen Stadt Jerusalem, als frohe Sieger bei einander sitzen und uns bei vaterländischem Wein an unsere Heimath erinnern. Du kannst auch bei mir ein morgenländisches Mädchen sehn. Sie dünken uns Abendländern gar anmuthig, und wenn du das Schwert gut zu führen verstehst, so kann es dir an schönen Gefangenen nicht fehlen. Die Ritter sangen mit lau-

ter Stimme den Kreuzgesang, der damals in ganz Europa gesungen wurde:

Das Grab steht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verspottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich von diesem Grimme!

Wo bleiben seine Heldensänger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist der Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbraust er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeschrei um alle Zinnen;
Auf, träge Christen, zieht von hinnen!

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich sehn,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Sarazenen.

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bei Jedermann.
Ein Jedes greift nach Kreuz und Schwerte
Und zieht entflammt von seinem Herde.

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrein.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu seyn.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere,
Und alte Helden stehn voran;
Des Paradieses sel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen,
Sein Blut für Christus zu vergießen.

Zum Kampf, ihr Christen! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land,
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald im frohen Muthe
Das heil'ge Grab mit Heidenblute.

Die heil'ge Jungfrau schwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwert geschlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt sich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heil'gen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heiden wird sich enden,
Ist erst das Grab in unsern Händen.

Heinrichs ganze Seele war in Aufruhr. Das Grab kam ihm wie eine bleiche, edle, jugendliche Gestalt vor, die auf einem großen Stein mitten unter wildem Pöbel säße und auf eine entsetzliche Weise gemißhandelt würde; als wenn sie mit kummervollem Gesichte nach einem Kreuze blicke, was im Hintergrunde mit lichten Zügen schimmerte und sich in den bewegten Wellen eines Meeres unendlich vervielfältigte.

Seine Mutter schickte eben herüber, um ihn zu holen und der Hausfrau des Ritters vorzustellen. Die Ritter waren in ihr Gelag und ihre Vorstellungen des bevorstehenden Zuges vertieft, und bemerkten nicht, daß Heinrich sich entfernte. Er fand seine Mutter in traulichem Gespräch mit der alten gutmüthigen Frau des Schlosses, die ihn freundlich bewillkommte. Der Abend war heiter; die Sonne begann sich zu neigen, und Heinrich, der sich nach Einsamkeit sehnte und von der goldenen Ferne gelockt wurde, die durch die engen, tiefen Bogenfen-

ſter in das düſtre Gemach hineintrat, erhielt leicht die Erlaubniß, ſich außerhalb des Schloſſes umſehen zu dürfen. Er eilte ins Freie; ſein ganzes Gemüth war rege. Er ſah von der Höhe des alten Felſens zunächſt in das waldige Thal, durch das ein Bach herunterſtürzte und einige Mühlen trieb, deren Geräuſch man kaum aus der gewaltigen Tiefe vernehmen konnte; und dann in eine unabſehliche Ferne von Bergen, Wäldern und Niederungen, und ſeine innere Unruhe wurde beſänftigt. Das kriegeriſche Getümmel verlor ſich, und es blieb nur eine klare bilderreiche Sehnſucht zurück. Er fühlte, daß ihm eine Laute mangelte, ſo wenig er auch wußte, wie ſie eigentlich gebaut ſey und welche Wirkung ſie hervorbringe. Das heitere Schauſpiel des herrlichen Abends wiegte ihn in ſanfte Fantaſien; die Blume ſeines Herzens ließ ſich zuweilen, wie ein Wetterleuchten, in ihm ſehn. — Er ſchweifte durch das wilde Gebüſch und kletterte über bemooſte Felſenſtücke, als auf einmal aus einer nahen Tiefe ein zarter eindringender Geſang einer weiblichen Stimme, von wunderbaren Tönen begleitet, erwachte. Es war ihm gewiß, daß es eine Laute ſey; er blieb verwundrungsvoll ſtehen, und hörte in gebrochner deutſcher Ausſprache folgendes Lied:

Bricht das matte Herz noch immer
Unter fremdem Himmel nicht?
Kommt der Hoffnung bleicher Schimmer
Immer mir noch zu Gesicht?
Kann ich wohl noch Rückkehr wähnen?
Stromweis stürzen meine Thränen,
Bis mein Herz in Kummer bricht.

Könnt' ich dir die Myrthe zeigen
Und der Zeder dunkles Haar;
Führen dich zum frohen Reigen
Der geschwisterlichen Schaar!
Sähst du im gestickten Kleide,
Stolz im köstlichen Geschmeide
Deine Freundin, wie sie war.

Edle Jünglinge verneigen
Sich mit heißem Blick vor ihr;
Zärtliche Gesänge steigen
Mit dem Abendstern zu mir.
Dem Geliebten darf man trauen;
Ew'ge Lieb' und Treu den Frauen,
Ist der Männer Losung hier.

Hier, wo um krystallne Quellen
Liebend sich der Himmel legt,
Und mit heißen Balsamwellen
Um den Hain zusammenschlägt,
Der in seinen Lustgebieten
Unter Früchten, unter Blüthen,
Tausend bunte Sänger hegt.

Fern sind jene Jugendträume!
Abwärts liegt das Vaterland!
Längst gefällt sind jene Bäume,
Und das alte Schloß verbrannt.
Fürchterlich wie Meereswogen
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verschwand.

Fürchterliche Gluthen flossen
In die blaue Luft empor,
Und es drang auf stolzen Rossen
Eine wilde Schaar ins Thor.
Säbel klirren, unsre Brüder,
Unser Vater kam nicht wieder,
Und man riß uns wild hervor.

Meine Augen wurden trübe;
Fernes mütterliches Land,
Ach! sie bleiben dir voll Liebe
Und voll Sehnsucht zugewandt!
Wäre nicht dieß Kind vorhanden,
Längst hätt' ich des Lebens Banden
Aufgelöst mit kühner Hand.

Heinrich hörte das Schluchzen eines Kindes und eine tröstende Stimme. Er stieg tiefer durch das Gebüsch hinab und fand ein bleiches, abgehärmtes Mädchen unter einer alten Eiche sitzen. Ein schönes Kind hing weinend an ihrem Halse; auch ihre Thränen flossen, und eine Laute lag neben ihr auf dem Rasen. Sie erschrak ein wenig, als sie den

fremden Jüngling erblickte, der mit wehmüthigem Gesicht sich ihr näherte.

Ihr habt wohl meinen Gesang gehört, sagte sie freundlich. Euer Gesicht dünkt mir bekannt; laßt mich besinnen. — Mein Gedächtniß ist schwach geworden, aber euer Anblick erweckt in mir eine sonderbare Erinnerung aus frohen Zeiten. O! mir ist, als glichet ihr einem meiner Brüder, der noch vor unserm Unglück von uns schied, und nach Persien zu einem berühmten Dichter zog. Vielleicht lebt er noch, und besingt traurig das Unglück seiner Geschwister. Wüßte ich nur noch einige seiner herrlichen Lieder, die er uns hinterließ! Er war edel und zärtlich, und kannte kein größeres Glück als seine Laute. Das Kind war ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, das den fremden Jüngling aufmerksam betrachtete und sich fest an den Busen der unglücklichen Zulima schmiegte. Heinrichs Herz war von Mitleid durchdrungen; er tröstete die Sängerin mit freundlichen Worten und bat sie, ihm umständlicher ihre Geschichte zu erzählen. Sie schien es nicht ungern zu thun. Heinrich setzte sich ihr gegenüber und vernahm ihre von häufigen Thränen unterbrochene Erzählung. Vorzüglich hielt sie sich bei dem Lobe ihrer Landsleute und ihres Vaterlandes auf. Sie schilderte den Edelmuth derselben

und ihre reine starke Empfänglichkeit für die Poesie des Lebens und die wunderbare geheimnißvolle Anmuth der Natur. Sie beschrieb die romantischen Schönheiten der fruchtbaren, arabischen Gegenden, die wie glückliche Inseln in unwegsamen Sandwüsteneien lägen, wie Zufluchtsstätten der Bedrängten und Ruhebedürftigen, wie Kolonien des Paradieses voll frischer Quellen, die über dichten Rasen und funkelnde Steine durch alte, ehrwürdige Haine rieselten, voll bunter Vögel mit melodischen Kehlen, und anziehend durch manchfaltige Ueberbleibsel ehemaliger denkwürdiger Zeiten. Ihr würdet mit Verwunderung, sagte sie, die buntfarbigen, hellen, seltsamen Züge und Bilder auf den alten Steinplatten sehn. Sie scheinen so bekannt, und nicht ohne Ursache so wohl erhalten zu seyn. Man sinnt und sinnt, einzelne Bedeutungen ahnet man und wird um so begieriger, den tiefsinnigen Zusammenhang dieser uralten Schrift zu errathen. Der unbekannte Geist derselben erregt ein ungewöhnliches Nachdenken, und wenn man auch ohne den gewünschten Fund von dannen geht, so hat man doch tausend merkwürdige Entdeckungen in sich selbst gemacht, die dem Leben einen neuen Glanz und dem Gemüth eine lange, belohnende Beschäftigung geben. Das Leben auf einem längst bewohnten und ehemals

schon durch Fleiß, Thätigkeit und Neigung verherrlichten Boden hat einen besondern Reiz. Die Natur scheint dort menschlicher und verständlicher geworden; eine dunkle Erinnerung unter der durchsichtigen Gegenwart wirft die Bilder der Welt mit scharfen Umrissen zurück, und so genießt man eine doppelte Welt, die eben dadurch das Schwere und Gewaltsame verliert und die zauberische Dichtung und Fabel unserer Sinne wird. Wer weiß, ob nicht auch ein unbegreiflicher Einfluß der ehemaligen, jetzt unsichtbaren Bewohner mit ins Spiel kommt, und vielleicht ist es dieser dunkle Zug, der die Menschen aus neuen Gegenden, sobald eine gewisse Zeit ihres Erwachens kommt, mit so zerstörender Ungeduld nach der alten Heimath ihres Geschlechts treibt, und sie Gut und Blut an den Besitz dieser Länder zu wagen anregt. — Nach einer Pause fuhr sie fort: glaubt ja nicht, was man euch von den Grausamkeiten meiner Landsleute erzählt hat. Nirgends werden Gefangene großmüthiger behandelt; und auch eure Pilger nach Jerusalem wurden mit Gastfreundschaft aufgenommen, nur daß sie selten derselben werth waren. Die meisten waren nichtsnutzige, böse Menschen, die ihre Wallfahrten mit Bubenstücken bezeichneten und dadurch freilich oft gerechter Rache in die Hände fielen. Wie ruhig

hätten die Christen das heilige Grab besuchen können, ohne nöthig zu haben, einen fürchterlichen, unnützen Krieg anzufangen, der alles erbittert, unendliches Elend verbreitet und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen des Besitzers? Unsere Fürsten ehrten andachtsvoll das Grab eures Heiligen, den auch wir für einen göttlichen Propheten halten; und wie schön hätte sein heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverständnisses, der Anlaß ewiger wohlthätiger Bündnisse werden können!

Der Abend war unter ihren Gesprächen herbeigekommen. Es fing an Nacht zu werden, und der Mond hob sich aus dem feuchten Walde mit beruhigendem Glanze herauf. Sie stiegen langsam nach dem Schlosse; Heinrich war voll Gedanken, die kriegerische Begeisterung war gänzlich verschwunden. Er merkte eine wunderliche Verwirrung in der Welt; der Mond zeigte ihm das Bild eines tröstenden Zuschauers, und erhob ihn über die Unebenheiten der Erdoberfläche, die in der Höhe so unbeträchtlich erschienen, so wild und unersteiglich sie auch dem Wanderer vorkamen. Zulima ging still neben ihm her und führte das Kind. Heinrich trug die Laute. Er suchte die sinkende Hoffnung seiner Begleiterin, ihr Vaterland dereinst wieder zu sehn, zu beleben,

indem er innerlich einen heftigen Beruf fühlte, ihr Retter zu seyn, ohne zu wissen, auf welche Art es geschehen könne. Eine besondere Kraft schien in seinen einfachen Worten zu liegen, denn Zulima empfand eine ungewohnte Beruhigung und dankte ihm für seine Zusprache auf die rührendste Weise.

Die Ritter waren noch bei ihren Bechern, und die Mutter in häuslichen Gesprächen. Heinrich hatte keine Lust, in den lärmenden Saal zurückzugehen. Er fühlte sich müde und begab sich bald mit seiner Mutter in das angewiesene Schlafgemach. Er erzählte ihr vor dem Schlafengehen, was ihm begegnet sey, und schlief bald zu unterhaltenden Träumen ein. Die Kaufleute hatten sich auch zeitig fortbegeben, und waren früh wieder munter. Die Ritter lagen in tiefer Ruhe, als sie abreisten; die Hausfrau aber nahm zärtlichen Abschied. Zulima hatte wenig geschlafen, eine innere Freude hatte sie wach erhalten; sie erschien beim Abschiede und bediente die Reisenden demüthig und emsig. Als sie Abschied nahmen, brachte sie mit vielen Thränen ihre Laute zu Heinrich, und bat mit rührender Stimme, sie zu Zulimas Andenken mitzunehmen. Es war meines Bruders Laute, sagte sie, der sie mir beim Abschied schenkte; es ist das einzige Besitzthum, was ich gerettet habe. Sie schien

euch gestern zu gefallen, und ihr laßt mir ein unschätzbares Geschenk zurück: süße Hoffnung. Nehmet dieses geringe Zeichen meiner Dankbarkeit, und laßt es ein Pfand eures Andenkens an die arme Zulima seyn. Wir werden uns gewiß wiedersehn, und dann bin ich vielleicht glücklicher. Heinrich weinte; er weigerte sich, diese ihr so unentbehrliche Laute anzunehmen; gebt mir, sagte er, das goldene Band mit den unbekannten Buchstaben in euren Haaren, wenn es nicht ein Andenken eurer Eltern oder Geschwister ist, und nehmt dagegen einen Schleier an, den mir meine Mutter gern abtreten wird. Sie wich endlich seinem Zureden und gab ihm das Band, indem sie sagte: es ist mein Name in den Buchstaben meiner Muttersprache, den ich in bessern Zeiten selbst in dieses Band gestickt habe. Betrachtet es gern, und denkt, daß es eine lange, kummervolle Zeit meine Haare festgehalten hat und mit seiner Besitzerin verbleicht ist. Heinrichs Mutter zog den Schleier hervor und reichte ihn ihr hin, indem sie sie an sich zog und weinend umarmte.

Fünftes Kapitel.

Nach einigen Tagereisen kamen sie in ein Dorf, am Fuße einiger spitzigen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ohngeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abschreckendes Ansehn hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menschen theils Reisende, theils bloße Trinkgäste, saßen in der Stube und unterhielten sich von allerhand Dingen.

Unsere Reisenden gesellten sich zu ihnen und mischten sich in die Gespräche. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach aber sehr bescheiden von seinen Kenntnissen und seiner Macht, doch trugen seine Erzählungen

das Gepräge der Seltsamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig sey. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt, zu wissen, was in den Bergen verborgen seyn müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen unwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet und nur gewünscht, daß sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seyen doch nicht umsonst so weit im Umfange, und erhaben und so fest verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sey fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehen. — Endlich sey ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigungen seiner

Neugier finden. In Böhmen gebe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinuntergehen, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula seyn, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dieß nicht zweimal sagen lassen, und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen waren, auf denen bretterne Hütten standen, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stand ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen schwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und mit schüchterner Aengstlichkeit ihnen mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehn und nach dem Steiger fragen

ſollte, welcher den Anführer und Meiſter unter ihnen vorſtellt; dieſer werde mir Beſcheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunſch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf!“ womit ich den Steiger anreden ſollte. Voll fröhlicher Erwartungen ſetzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beſtändig zu wiederholen. Ich fand einen alten ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und nachdem ich ihm meine Geſchichte erzählt und ihm meine große Luſt, ſeine ſeltne geheimnißvolle Kunſt zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig verſprach, mir meinen Wunſch zu gewähren. Ich ſchien ihm zu gefallen, und er behielt mich in ſeinem Hauſe. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren, und mich in der reizenden Tracht ſehn würde. Noch denſelben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Geſprächen, ſo unverſtändlich und fremd mir ſowohl die Sprache, als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu be-

greifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beschäftigte mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten, und fand mich bei meinem neuen Wirthe ein, bei dem sich allmählich die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erschien und las eine Messe, nachher sprach er ein feierliches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen und ihnen reiche Anbrüche zu bescheeren. Ich hatte nie mit mehr Innbrunst gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Messe lebhafter empfunden. Meine künftigen Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntnissen besäßen, und in dem ernsten stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniß himmlischer Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängnisse ausgerüstet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienst eine Lampe und ein kleines hölzernes Krucifix, und ging mit mir

nach dem Schachte, wie wir die schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorsichtigkeitsregeln, so wie mit den Namen der manchfaltigen Gegenstände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und schurrte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einen Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte seinem Beispiel, und wir gelangten so mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war seltsam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde, meine neugierigen Fragen zu beantworten, und mich über seine Kunst zu belehren. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verschlungenheit der Gänge, und das entfernte Geräusch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Besitz dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läßt sich auch diese volle Befriedigung eines an-

gebornen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unserm geheimen Daseyn haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht daß sie jedem andern gemein, unbedeutend und abschreckend vorgekommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu seyn, wie die Luft der Brust und die Speise dem Magen. Mein alter Meister freute sich über meine innige Lust, und verhieß mir, daß ich bei diesem Fleiße und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen, und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht sah ich zum erstenmal in meinem Leben am sechzehenten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins. Es kam mir vor, als sey er hier wie in festem Gefängnisse eingesperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit so viel Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefässen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohl verwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit

an blieb ich in Eula, und stieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war.

Der alte Bergmann ruhete ein wenig von seiner Erzählung aus, und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zubrachten. Heinrich erfreuten die Reden des alten Manns ungemein, und er war sehr geneigt, noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaues, und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte, und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile sagte Heinrich: Ihr mögt seitdem viel seltsame Dinge gesehn und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wärt ihr nicht so gefällig und erzähltet uns, wie es seitdem ergangen ist, und auf welcher Reise ihr jetzt begriffen seyd? Es scheint, als hättet ihr euch weiter in der Welt umgesehen, und gewiß darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr, als einen gemeinen Bergmann vorstellt. Es ist mir selber lieb, sagte der Alte, mich der verflossenen Zeiten zu erinnern,

in denen ich Anläſſe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreun. Das Geſchick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es iſt kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen geweſen, und unſer aller Vater im Himmel hat mich vor dem Böſen behütet und in Ehren grau werden laſſen. Nächſt ihm habe ich Alles meinem alten Meiſter zu verdanken, der nun lange zu ſeinen Vätern verſammelt iſt, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einſichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in ſeinem Thun. Durch ihn iſt das Bergwerk in großen Flor gekommen und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend iſt dadurch bevölkert und wohlhabend, und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm und, ſo lange Eula ſteht, wird auch ſein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war ſeiner Geburt nach ein Lauſitzer, und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Emſigkeit, meine Treue und meine leidenſchaftliche Anhänglichkeit an

ihn gewannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nachgerade ein wackres, muntres Geschöpf, deren Gesicht so freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte sagte mir oft, wenn er sah, daß sie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr schäkerte und kein Auge von den ihrigen verwandte, die so blau und offen wie der Himmel waren, und wie die Krystalle glänzten; wenn ich ein rechtlicher Bergmann werden würde, wolle er sie mir nicht versagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf uns und segnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich sie als meine Frau auf meine Kammer. Denselben Tag hieb ich in der Frühschicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildniß auf einer großen Münze, und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeittage meiner Braut um den Hals hängen konnte und Aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alter Vater erlebte noch einige muntre Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher, als er gedacht hatte.

Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen und aus der dunkeln Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen und den großen Lohntag zu erwarten.

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrich wandte und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott gesegnet werden; denn es giebt keine Kunst, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm gehet er wieder dahin. Er begnügt sich, zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lauteres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er suchte sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Vesten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen

trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit innigstem Danke, und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften seines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigenthümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderkraft erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen seyn. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, was die Ruhe verscheucht, und die verderbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften

herbeilockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählig zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen, harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige Mal habe ich nicht vor Ort gesessen, und bei dem Schein meiner Lampe das schlichte Krucifix mit der innigsten Andacht betrachtet! da habe ich erst den heiligen Sinn

dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt, und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und sagte: wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen seyn, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaues gelehrt, und in dem Schooße der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andre Gänge verunedeln ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schaart, und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern; aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen

Mittel sind, sie zu bemeistern und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

Es fehlt euch gewiß nicht, sagte Heinrich, an ermunternden Liedern. Ich sollte meinen, daß euch euer Beruf unwillkührlich zu Gesängen begeistern und die Musik eine willkommne Begleiterin der Bergleute seyn müßte.

Da habt ihr wahr gesprochen, erwiederte der Alte; Gesang und Zitherspiel gehört zum Leben des Bergmanns, und kein Stand kann mit mehr Vergnügen die Reize derselben genießen, als der unsrige. Musik und Tanz sind eigentliche Freuden des Bergmanns, sie sind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen desselben helfen die mühsame Arbeit erleichtern und die lange Einsamkeit verkürzen.

Wenn es euch gefällt, so will ich euch gleich einen Gesang zum Besten geben, der fleißig in meiner Jugend gesungen wurde.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoos vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloßnen Zeit,
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser,
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Heinrich gefiel das Lied ungemein und er bat den Alten, ihm noch eins mitzutheilen. Der Alte war auch gern bereit und sagte: ich weiß gleich noch ein wunderliches Lied, von dem wir selbst nicht wissen, wo es her ist.

Ein reisender Bergmann brachte es mit, der weit herkam, und ein sonderlicher Ruthengänger war. Das Lied fand großen Beifall, weil es so seltsam klang, beinah so dunkel und unverständlich, wie die Musik selbst, aber eben darum auch so unbegreiflich anzog, und im wachenden Zustande wie ein Traum unterhielt.

Ich kenne wo ein festes Schloß,
Ein stiller König wohnt darinnen
Mit einem wunderlichen Troß;
Doch steigt er nie auf seine Zinnen.
Verborgen ist sein Lustgemach
Und unsichtbare Wächter lauschen;
Nur wohlbekannte Quellen rauschen
Zu ihm herab vom bunten Dach.

Was ihre hellen Augen sahn
In der Gestirne weiten Sälen,
Das sagen sie ihm treulich an
Und können sich nicht satt erzählen.
Er badet sich in ihrer Fluth,
Wäscht sauber seine zarten Glieder,
Und seine Strahlen blinken wieder
Aus seiner Mutter weißem Blut.

Sein Schloß ist alt und wunderbar,
Es sank herab aus tiefen Meeren,
Stand fest und steht noch immerdar,
Die Flucht zum Himmel zu verwehren.
Von innen schlingt ein heimlich Band
Sich um des Reiches Unterthanen,
Und Wolken wehn wie Siegesfahnen
Herunter von der Felsenwand.

Ein unermeßliches Geschlecht
Umgiebt die festverschloßnen Pforten,
Ein jeder spielt den treuen Knecht
Und ruft den Herrn mit süßen Worten.
Sie fühlen sich durch ihn beglückt,
Und ahnen nicht, daß sie gefangen;
Berauscht von trüglichem Verlangen
Weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt.

Nur Wenige sind schlau und wach,
Und dürsten nicht nach seinen Gaben;
Sie trachten unablässig nach,
Das alte Schloß zu untergraben,
Der Heimlichkeit urmächtgen Bann,
Kann nur die Hand der Einsicht lösen;

Gelingts, das Innre zu entblößen:
So bricht der Tag der Freiheit an.

Dem Fleiß ist keine Wand zu fest,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich;
Wer sich auf Herz und Hand verläßt,
Spürt nach dem König unbedenklich.
Aus seinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geister durch die Geister,
Macht sich der wilden Fluthen Meister,
Und heißt sie selbst heraus sich ziehn.

Je mehr er nun zum Vorschein kömmt
Und wild umher sich treibt auf Erden;
Je mehr wird seine Macht gedämmt,
Je mehr die Zahl der Freien werden.
Am Ende wird, von Banden los,
Das Meer die leere Burg durchdringen
Und trägt auf weichen grünen Schwingen
Zurück uns in der Heimat Schooß.

Es dünkte Heinrich, wie der Alte das Lied geendigt hatte, als habe er das Lied schon irgendwo gehört. Er ließ es sich wiederholen, und schrieb es sich auf. Der Alte ging nachher hinaus, und die Kaufleute sprachen unterdessen mit den andern Gästen über die Vortheile des Bergbaues und seine Mühseligkeiten. Einer sagte: der Alte ist gewiß nicht umsonst hier. Er ist heute zwischen den Hügeln umhergeklettert und hat gewiß gute Anzeichen

gefunden. Wir wollen ihn doch fragen, wenn er wieder hereinkommt. Wißt ihr wohl, sagte ein Anderer, daß wir ihn bitten könnten, eine Quelle für unser Dorf zu suchen? Das Wasser ist weit, und ein guter Brunnen wäre uns sehr willkommen. Mir fällt ein, sagte ein Dritter, daß ich ihn fragen möchte, ob er einen von meinen Söhnen mit sich nehmen will, der mir schon das ganze Haus voll Steine getragen hat. Der Junge wird gewiß ein tüchtiger Bergmann, und der Alte scheint ein guter Mann zu seyn, der wird schon was Rechtes aus ihm ziehen. Die Kaufleute meinten, ob sie vielleicht durch den Bergmann ein vortheilhaftes Verkehr mit Böhmen anspinnen und Metalle daher zu guten Preisen erhalten möchten. Der Alte trat wieder in die Stube, und alle wünschten seine Bekanntschaft zu benutzen. Er fing an und sagte: wie dumpf und ängstlich ist es doch hier in der engen Stube. Der Mond steht draußen in voller Herrlichkeit, und ich hätte große Lust noch einen Spaziergang zu machen. Ich habe heut bei Tage einige merkwürdige Höhlen hier in der Nähe gesehen. Vielleicht entschließen sich Einige mitzugehen; und wenn wir nur Licht mitnehmen, so werden wir ohne Schwierigkeiten uns darin umsehen können.

Den Leuten aus dem Dorfe waren diese Höhlen

schon bekannt: aber bis jetzt hatte keiner gewagt, hineinzusteigen; vielmehr trugen sie sich mit fürchterlichen Sagen von Drachen und anderen Unthieren, die darin hausen sollten. Einige wollten sie selbst gesehen haben, und behaupteten, daß man Knochen an ihrem Eingange von geraubten und verzehrten Menschen und Thieren fände. Einige vermeinten, daß ein Geist dieselben bewohne, wie sie denn einigemal aus der Ferne eine seltsame menschliche Gestalt gesehen, auch zur Nachtzeit Gesänge von dort herüber gehört haben wollten.

Der Alte schien ihnen keinen großen Glauben beizumessen, und versicherte lachend, daß sie unter dem Schutze eines Bergmanns getrost mitgehen könnten, indem die Ungeheuer sich vor ihm scheuen müßten, ein singender Geist aber gewiß ein wohlthätiges Wesen sey. Die Neugier machte viele beherzt genug, seinen Vorschlag einzugehen; auch Heinrich wünschte ihn zu begleiten, und seine Mutter gab endlich auf das Zureden und Versprechen des Alten, genaue Acht auf Heinrichs Sicherheit zu haben, seinen Bitten nach. Die Kaufleute waren ebenso entschlossen. Es wurden lange Kienspäne zu Fackeln zusammengeholt; ein Theil der Gesellschaft versah sich noch zum Ueberfluß mit Leitern, Stangen, Stricken und allerhand Vertheidigungs-

werkzeugen, und so begann endlich die Wallfahrt nach den nahen Hügeln. Der Alte ging mit Heinrich und den Kaufleuten voran. Jener Bauer hatte seinen wißbegierigen Sohn herbeigeholt, der voller Freude sich einer Fackel bemächtigte und den Weg zu den Höhlen zeigte. Der Abend war heiter und warm. Der Mond stand im milden Glanze über den Hügeln, und ließ wunderliche Träume in allen Kreaturen aufsteigen. Selbst wie ein Traum der Sonne, lag er über der in sich gekehrten Traumwelt, und führte die in unzählige Grenzen getheilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für sich schlummerte und einsam und unberührt sich vergeblich sehnte, die dunkle Fülle seines unermeßlichen Daseyns zu entfalten. In Heinrichs Gemüth spiegelte sich das Mährchen des Abends. Es war ihm, als ruhe die Welt aufgeschlossen in ihm, und zeige ihm, wie einem Gastfreunde, alle ihre Schätze und verborgenen Lieblichkeiten. Ihm dünkte die große einfache Erscheinung um ihn so verständlich. Die Natur schien ihm nur deßwegen so unbegreiflich, weil sie das Nächste und Traulichste mit einer solchen Verschwendung von manchfachen Ausdrücken um den Menschen her thürmte. Die Worte des Alten hatten eine versteckte Tapetenthür in ihm

geöffnet. Er sah ein kleines Wohnzimmer dicht an einem erhabenen Münster gebaut, aus dessen steinernem Boden die ernste Vorwelt emporstieg, während von der Kuppel die klare fröhliche Zukunft in goldenen Engelskindern ihr singend entgegenschwebte. Gewaltige Klänge bebten in den silbernen Gesang, und zu den weiten Thoren traten alle Kreaturen herein, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigenthümlichen Mundart vernehmlich aussprach. Wie wunderte er sich, daß ihm diese klare, seinem Daseyn schon unentbehrliche Ansicht so lange fremd geblieben war. Nun übersah er auf einmal alle seine Verhältnisse mit der weiten Welt um ihn her; fühlte, was er durch sie geworden, und was sie ihm werden würde, und begriff alle die seltsamen Vorstellungen und Anregungen, die er schon oft in ihrem Anschauen gespürt hatte. Die Erzählung der Kaufleute von dem Jünglinge, der die Natur so emsig betrachtete und der Eidam des Königs wurde, kam ihm wieder zu Gedanken, und tausend andere Erinnerungen seines Lebens knüpften sich von selbst an einen zauberischen Faden. Während der Zeit, daß Heinrich seinen Betrachtungen nachhing, hatte sich die Gesellschaft der Höhle genähert. Der Eingang war niedrig, und der Alte nahm eine Fackel

und kletterte über einige Steine zuerst hinein. Ein ziemlich fühlbarer Luftstrom kam ihm entgegen, und der Alte versicherte, daß sie getrost folgen könnten. Die Furchtsamsten gingen zuletzt und hielten ihre Waffen in Bereitschaft. Heinrich und die Kaufleute waren hinter dem Alten, und der Knabe wanderte munter an seiner Seite. Der Weg lief anfänglich in einem ziemlich schmalen Gange, welcher sich aber bald in eine sehr weite und hohe Höhle endigte, die der Fackelglanz nicht völlig zu erleuchten vermochte; doch sah man im Hintergrunde einige Oeffnungen sich in die Felsenwand verlieren. Der Boden war weich und ziemlich eben, die Wände, so wie die Decke, waren ebenfalls nicht rauh und unregelmäßig; aber was die Aufmerksamkeit Aller vorzüglich beschäftigte, war die unzählige Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedeckten. Viele waren völlig erhalten, an andern sah man Spuren der Verwesung, und die, welche aus den Wänden hin und wieder hervorragten, schienen steinartig geworden zu seyn. Die meisten waren von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Der Alte freute sich über diese Ueberbleibsel einer uralten Zeit; nur den Bauern war nicht wohl dabei zu Muthe, denn sie hielten sie für deutliche Spuren naher Raubthiere, so überzeugend ihnen auch der

Alte die Zeichen eines undenklichen Alterthums daran aufwies, und sie fragte, ob sie je etwas von Verwüstungen unter ihren Heerden und vom Raube benachbarter Menschen gespürt hätten, und ob sie jene Knochen für Knochen bekannter Thiere oder Menschen halten könnten? Der Alte wollte nun weiter in den Berg, aber die Bauern fanden für rathsam, sich vor die Höhle zurückzuziehen und dort seine Rückkunft abzuwarten. Heinrich, die Kaufleute und der Knabe blieben bei dem Alten, und versahen sich mit Stricken und Fackeln. Sie gelangten bald in eine zweite Höhle, wobei der Alte nicht vergaß, den Gang, aus dem sie hereingekommen waren, durch eine Figur von Knochen die er davor hinlegte, zu bezeichnen. Die Höhle glich der vorigen, und war eben so reich an thierischen Resten. Heinrich war schauerlich und wunderbar zu Muthe; es gemahnte ihn, als wandle er durch die Vorhöfe des innern Erdenpalastes. Himmel und Erde lag ihm auf einmal weit entfernt, und diese dunkeln weiten Hallen schienen zu einem unterirdischen seltsamen Reiche zu gehören. Wie, dachte er bei sich selbst, wäre es möglich, daß unter unsern Füßen eine eigene Welt in einem ungeheuren Leben sich bewegte? daß unerhörte Geburten in den Vesten der Erde ihr Wesen trieben, die das innere

Feuer des dunkeln Schooßes zu riesenmäßigen und geistesgewaltigen Gestalten auftriebe? könnten dereinst diese schauerlichen Fremden, von der eindringenden Kälte hervorgetrieben, unter uns erscheinen, während vielleicht zu gleicher Zeit himmlische Gäste, lebendige, redende Kräfte der Gestirne, über unsern Häuptern sichtbar würden? Sind diese Knochen Ueberreste ihrer Wanderungen nach der Oberfläche, oder Zeichen einer Flucht in die Tiefe?

Auf einmal rief der Alte die andern herbei, und zeigte ihnen eine ziemlich frische Menschenspur auf dem Boden. Mehrere konnten sie nicht finden, und so glaubte der Alte, ohne fürchten zu müssen, auf Räuber zu stoßen, der Spur nachgehen zu können. Sie waren eben im Begriff, dieß auszuführen, als auf einmal, wie unter ihren Füßen, aus einer fernen Tiefe ein ziemlich vernehmlicher Gesang anfing. Sie erstaunten nicht wenig, doch horchten sie genau auf:

Gern verweil' ich noch im Thale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schaale
Wird mir täglich dargebracht.

Ihre heilgen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich steh in diesem Leben
Trunken an des Himmels Thor.

Eingewiegt in seelges Schauen
Ängstigt mein Gemüth kein Schmerz.
O! die Königin der Frauen
Giebt mir ihr getreues Herz.

Bangverweinte Jahre haben
Diesen schlechten Thon verklärt,
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einst von hier getragen
Schau ich dankbar noch zurück.

Alle waren auf das Angenehmste überrascht und wünschten sehnlichst, den Sänger zu entdecken.

Nach einigem Suchen trafen sie in einem Winkel der rechten Seitenwand einen abwärts gesenkten Gang, in welchen die Fußstapfen zu führen schienen. Bald dünkte es ihnen, eine Hellung zu bemerken, die stärker wurde, je näher sie kamen. Es that sich ein neues Gewölbe von noch größerem Umfange, als die vorigen, auf, in dessen Hintergrunde sie bei einer Lampe eine menschliche Gestalt sitzen sahen, die vor sich auf einer steinernen Platte ein großes Buch liegen hatte, in welchem sie zu lesen schien.

Sie drehte sich nach ihnen zu, stand auf und

ging ihnen entgegen. Es war ein Mann, dessen Alter man nicht errathen konnte. Er sah weder alt noch jung aus, keine Spuren der Zeit merkte man an ihm, als schlichte silberne Haare, die auf der Stirn gescheitelt waren. In seinen Augen lag eine unaussprechliche Heiterkeit, als sähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Er hatte Sohlen an die Füße gebunden, und schien keine andere Kleidung zu haben, als einen weiten Mantel, der um ihn her geschlungen war und seine edle große Gestalt noch mehr heraus hob. Ueber ihre unvermuthete Ankunft schien er nicht im mindesten verwundert; wie ein Bekannter begrüßte er sie. Es war, als empfing er erwartete Gäste in seinem Wohnhause. Es ist doch schön, daß ihr mich besucht, sagte er; Ihr seyd die ersten Freunde, die ich hier sehe, so lang ich auch schon hier wohne. Scheint es doch, als finge man an, unser großes wunderbares Haus genauer zu betrachten. Der Alte erwiederte: Wir haben nicht vermuthet, einen so freundlichen Wirth hier zu finden. Von wilden Thieren und Geistern war uns erzählt, und nun sehen wir uns auf das Anmuthigste getäuscht. Wenn wir euch in eurer Andacht und in euren tiefsinnigen Betrachtungen gestört haben, so verzeiht es unserer Neugierde. —

Könnte eine Betrachtung erfreulicher seyn, sagte der Unbekannte, als die froher uns zusagender Menschengesichter? Haltet mich nicht für einen Menschenfeind, weil ihr mich in einer Einöde trefft. Ich habe die Welt nicht geflohen, sondern ich habe nur eine Ruhestätte gesucht, wo ich ungestört meinen Betrachtungen nachhängen könnte. — Hat euch euer Entschluß nie gereut, und kommen nicht zuweilen Stunden, wo euch bange wird, und euer Herz nach Menschenstimme verlangt? — Jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit in meiner Jugend, wo eine heiße Schwärmerei mich veranlaßte, Einsiedler zu werden. Dunkle Ahnungen beschäftigten meine jugendliche Fantasie. Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einsamkeit zu finden. Unerschöpflich dünkte mir die Quelle meines innern Lebens. Aber ich merkte bald, daß man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein seyn kann, ja daß der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem Geschlecht eine gewisse Selbstständigkeit erlangt.

Ich glaube selbst, erwiederte der Alte, daß es einen gewissen natürlichen Beruf zu jeder Lebensart giebt und vielleicht, daß die Erfahrungen eines zunehmenden Alters von selbst auf eine Zurückziehung aus der menschlichen Gesellschaft führen. Scheint

es doch, als sey dieselbe der Thätigkeit, sowohl zum Gewinnst, als zur Erhaltung, gewidmet. Eine große Hoffnung, ein gemeinschaftlicher Zweck treibt sie mit Macht; und Kinder und Alte scheinen nicht dazu zu gehören. Unbehülflichkeit und Unwissenheit schließen die ersten davon aus; während die letzten jene Hoffnung erfüllt, jenen Zweck erreicht sehen, und nun nicht mehr von ihnen in den Kreis jener Gesellschaft verflochten, in sich selbst zurückkehren und genug zu thun finden, sich auf eine höhere Gemeinschaft würdig vorzubereiten. Indeß scheinen bei euch noch besondere Ursachen statt gefunden zu haben, um euch so gänzlich von den Menschen abzusondern und Verzicht auf alle Bequemlichkeiten der Gesellschaft zu leisten. Mich dünkt, daß die Spannung eures Gemüths doch oft nachlassen, und euch dann unbehaglich zu Muthe werden müßte.

Ich fühle das wohl, indeß habe ich es glücklich durch eine strenge Regelmäßigkeit meines Lebens zu vermeiden gewußt. Dabei suche ich mich durch Bewegung gesund zu erhalten, und dann hat es keine Noth. Jeden Tag gehe ich mehrere Stunden umher, und genieße den Tag und die Luft, so viel ich kann. Sonst halte ich mich in diesen Hallen auf und beschäfigte mich zu gewissen Stunden mit Korbflechten und Schnitzen. Für meine Waaren tausche

ich mir in entlegenen Ortschaften Lebensmittel ein, Bücher habe ich mir mitgebracht, und so vergeht die Zeit wie ein Augenblick. In jenen Gegenden habe ich einige Bekannte, die um meinen Aufenthalt wissen, und von denen ich erfahre, was in der Welt geschieht. Diese werden mich begraben, wenn ich todt bin, und meine Bücher zu sich nehmen.

Er führte sie näher an seinen Sitz, der nahe an der Höhlenwand war. Sie sahen mehrere Bücher auf der Erde liegen, auch eine Zither, und an der Wand hing eine völlige Rüstung, die ziemlich kostbar zu seyn schien. Der Tisch bestand aus fünf großen steinernen Platten, die wie ein Kasten zusammengesetzt waren. Auf der obersten lagen eine männliche und eine weibliche Figur in Lebensgröße eingehauen, die einen Kranz von Lilien und Rosen angefaßt hielten; an den Seiten stand:

Friederich und Maria von Hohenzollern kehrten auf dieser Stelle in ihr Vaterland zurück.

Der Einsiedler fragte seine Gäste nach ihrem Vaterlande, und wie sie in diese Gegenden gekommen wären. Er war sehr freundlich und offen, und verrieth eine große Bekanntschaft mit der Welt. Der Alte sagte: ich sehe, ihr seyd ein Kriegsmann gewesen, die Rüstung verräth euch. — Die Gefahren und Wechsel des Krieges, der hohe poetische Geist

der ein Kriegsheer begleitet, riſſen mich aus meiner jugendlichen Einſamkeit und beſtimmten die Schickſale meines Lebens. Vielleicht, daß das lange Getümmel, die unzähligen Begebenheiten, denen ich beiwohnte, mir den Sinn für die Einſamkeit noch mehr geöffnet haben; die zahlloſen Erinnerungen ſind eine unterhaltende Geſellſchaft, und dieß um ſo mehr, je veränderter der Blick iſt, mit dem wir ſie überſchauen, und der nun erſt ihren wahren Zuſammenhang, den Tiefſinn ihrer Folge und die Bedeutung ihrer Erſcheinung endeckt. Der eigentliche Sinn für die Geſchichte der Menſchen entwickelt ſich erſt ſpät, und mehr unter den ſtillen Einflüſſen der Erinnerung, als unter den gewaltſamen Eindrücken der Gegenwart. Die nächſten Ereigniſſe ſcheinen nur locker verknüpft, aber ſie ſympathiſiren deſto wunderbarer mit entfernteren; und nur dann, wenn man im Stande iſt, eine lange Reihe zu überſehen und weder alles buchſtäblich zu nehmen, noch auch mit muthwilligen Träumen die eigentliche Ordnung zu verwirren, bemerkt man die geheime Verkettung des Ehemaligen und Künftigen, und lernt die Geſchichte aus Hoffnung und Erinnerung zuſammenſetzen. Indeß nur dem, welchem die ganze Vorzeit gegenwärtig iſt, mag es gelingen, die einfache Regel der Geſchichte zu entdecken. Wir

kommen nur zu unvollständigen und beschwerlichen Formeln, und können froh seyn, nur für uns selbst eine brauchbare Vorschrift zu finden, die uns hinlängliche Aufschlüsse über unser eigenes kurzes Leben verschafft. Ich darf aber wohl sagen, daß jede sorgfältige Betrachtung der Schicksale des Lebens einen tiefen, unerschöpflichen Genuß gewährt, und unter allen Gedanken uns am meisten über die irdischen Uebel erhebt. Die Jugend liest die Geschichte nur aus Neugier wie ein unterhaltendes Märchen; dem reiferen Alter wird sie eine himmlische, tröstende und erbauende Freundin, die ihn durch ihre weisen Gespräche sanft zu einer höheren, umfassenderen Laufbahn vorbereitet, und mit der unbekannten Welt ihn in faßlichen Bildern bekannt macht. Die Kirche ist das Wohnhaus der Geschichte, und der stille Hof ihr sinnbildlicher Blumengarten. Von der Geschichte sollten nur alte gottesfürchtige Leute schreiben, deren Geschichte selbst zu Ende, und die nichts mehr zu hoffen haben, als die Verpflanzung in den Garten. Nicht finster und trübe wird ihre Beschreibung seyn; vielmehr wird ein Strahl aus der Kuppel alles in der richtigsten und schönsten Erleuchtung zeigen, und heiliger Geist wird über diesen seltsam bewegten Gewässern schweben.

Wie wahr und einleuchtend ist eure Rede, setzte der

Alte hinzu. Man sollte gewiß mehr Fleiß darauf wenden, das Wissenswürdige seiner Zeit treulich aufzuzeichnen, und es als ein andächtiges Vermächtniß den künftigen Menschen zu hinterlassen. Es giebt tausend entferntere Dinge, denen Sorgfalt und Mühe gewidmet wird, und gerade um das Nächste und Wichtigste, um die Schicksale unseres eigenen Lebens, deren leise Planmäßigkeit wir in den Gedanken einer Vorsehung aufgefaßt haben, bekümmern wir uns so wenig und lassen sorglos alle Spuren in unserm Gedächtnisse verwischen. Wie Heiligthümer wird eine weisere Nachkommenschaft jede Nachricht, die von den Begebenheiten der Vergangenheit handelt, aufsuchen, und selbst das Leben eines einzelnen unbedeutenden Mannes wird ihr nicht gleichgültig seyn, da gewiß sich das große Leben seiner Zeitgenossenschaft darin mehr oder weniger spiegelt.

Es ist nur so schlimm, sagte der Graf von Hohenzollern, daß selbst die Wenigen, die sich der Aufzeichnung der Thaten und Vorfälle ihrer Zeit unterzogen, nicht über ihr Geschäft nachdachten, und ihren Beobachtungen keine Vollständigkeit und Ordnung zu geben suchten, sondern nur aufs Gerathewohl bei der Auswahl und Sammlung ihrer Nachrichten verfuhren. Ein jeder wird leicht an sich bemerken, daß er nur dasjenige deutlich und

vollkommen beschreiben kann, was er genau kennt, dessen Theile, dessen Entstehung und Folge, dessen Zweck und Gebrauch ihm gegenwärtig sind; denn sonst wird keine Beschreibung, sondern ein verwirrtes Gemisch von unvollständigen Bemerkungen entstehen. Man lasse ein Kind eine Maschine, einen Landmann ein Schiff beschreiben, und gewiß wird kein Mensch aus ihren Worten einigen Nutzen und Unterricht schöpfen können, und so ist es mit den meisten Geschichtschreibern, die vielleicht fertig genug im Erzählen, und bis zum Ueberdruß weitschweifig sind, aber doch gerade das Wissenswürdigste vergessen, dasjenige, was erst die Geschichte zur Geschichte macht, und die mancherlei Zufälle zu einem angenehmen und lehrreichen Ganzen verbindet. Wenn ich das Alles recht bedenke, so scheint es mir, als wenn ein Geschichtschreiber nothwendig auch ein Dichter seyn müßte, denn nur die Dichter mögen sich auf jene Kunst, Begebenheiten schicklich zu verknüpfen, verstehen. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich mit stillem Vergnügen ihr zartes Gefühl für den geheimnißvollen Geist des Lebens bemerkt. Es ist mehr Wahrheit in ihren Mährchen, als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Personen und deren Schicksale erfunden, so ist doch der Sinn, in dem sie erfunden sind, wahrhaft und natürlich. Es ist für unsern Genuß und un-

sere Belehrung gewissermaßen einerlei, ob die Personen, in derer Schicksalen wir den unsrigen nachspüren, wirklich einmal lebten, oder nicht. Wir verlangen nach der Anschauung der großen einfachen Seele der Zeiterscheinungen, und finden wir diesen Wunsch gewährt, so kümmern wir uns nicht um die zufällige Existenz ihrer äußern Figuren.

Auch ich bin den Dichtern, sagte der Alte, von jeher deßhalb zugethan gewesen. Das Leben und die Welt ist mir klarer und anschaulicher durch sie geworden. Es dünkte mich, sie müßten befreundet mit den scharfen Geistern des Lichtes seyn, die alle Naturen durchdringen und sondern, und einen eigenthümlichen, zartgefärbten Schleier über jede verbreiten. Meine eigene Natur fühlte ich bei ihren Liedern leicht entfaltet, und es war, als könnte sie sich nun freier bewegen, ihrer Geselligkeit und ihres Verlangens froh werden, mit stiller Lust ihre Glieder gegen einander schwingen, und tausenderlei anmuthige Wirkungen hervorrufen.

Wart ihr so glücklich, in eurer Gegend einige Dichter zu haben? fragte der Einsiedler.

Es haben sich wohl zuweilen einige bei uns eingefunden: aber sie schienen Gefallen am Reisen zu haben, und so hielten sie sich meist nicht lange auf. Indeß habe ich auf meinen Wanderungen

nach Illyrien, nach Sachsen und Schwedenland nicht selten welche gefunden, deren Andenken mich immer erfreuen wird.

So seyd ihr ja weit umhergekommen, und müßt viele denkwürdige Dinge erlebt haben.

Unsere Kunst macht es fast nöthig, daß man sich weit auf dem Erdboden umsieht, und es ist, als triebe den Bergmann ein unterirdisches Feuer umher. Ein Berg schickt ihn dem andern. Er wird nie mit Sehen fertig, und hat seine ganze Lebenszeit an jener wunderlichen Baukunst zu lernen, die unsern Fußboden so seltsam gegründet und ausgetäfelt hat. Unsere Kunst ist uralt und weit verbreitet. Sie mag wohl aus Morgen, mit der Sonne, wie unser Geschlecht, nach Abend gewandert seyn, und von der Mitte nach den Enden zu. Sie hat überall mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und da immer das Bedürfniß den menschlichen Geist zu klugen Erfindungen reizt, so kann der Bergmann überall seine Einsichten und seine Geschicklichkeit vermehren, und mit nützlichen Erfahrungen seine Heimath bereichern.

Ihr seyd beinahe verkehrte Astrologen, sagte der Einsiedler. Wenn diese den Himmel unverwandt betrachten und seine unermeßlichen Räume durchirren, so wendet ihr euren Blick auf den Erdboden,

und erforscht seinen Bau. Jene studiren die Kräfte und Einflüsse der Gestirne, und ihr untersucht die Kräfte der Felsen und Berge, und die manchfaltigen Wirkungen der Erd- und Steinschichten. Jenen ist der Himmel das Buch der Zukunft, während euch die Erde Denkmale der Urwelt zeigt.

Es ist dieser Zusammenhang nicht ohne Bedeutung, sagte der Alte lächelnd. Die leuchtenden Propheten spielen vielleicht eine Hauptrolle in jener alten Geschichte des wunderlichen Erdbaues. Man wird vielleicht sie aus ihren Werken, und ihre Werke aus ihnen mit der Zeit besser kennen und erklären lernen. Vielleicht zeigen die großen Gebirgsketten die Spuren ihrer ehemaligen Straßen und hatten selbst Lust, sich auf ihre eigene Hand zu nähren, und ihren eigenen Gang am Himmel zu gehen. Manche hoben sich kühn genug, um auch Sterne zu werden, und müssen nun dafür die schöne grüne Bekleidung der niedrigern Gegenden entbehren. Sie haben dafür nichts erhalten, als daß sie ihren Vätern das Wetter machen helfen, und Profeten für das tiefere Land sind, daß sie bald schützen, bald mit Ungewittern überschwemmen.

Seitdem ich in dieser Höhle wohne, fuhr der Einsiedler fort, habe ich mehr über die alte Zeit nachdenken gelernt. Es ist unbeschreiblich, wie diese

Betrachtung anzieht, und ich kann mir die Liebe vorstellen, die ein Bergmann für sein Handwerk hegen muß. Wenn ich die seltsamen alte Knochen ansehe, die hier in so gewaltiger Menge versammelt sind; wenn ich mir die wilde Zeit denke, wo diese fremdartigen, ungeheuren Thiere in dichten Schaaren sich in diese Höhlen hereindrängten, von Furcht und Angst vielleicht getrieben, und hier ihren Tod fanden; wenn ich dann wieder bis zu den Zeiten hinaufsteige, wo diese Höhlen zusammenwuchsen und ungeheure Fluthen das Land bedeckten, so komme ich mir selbst wie ein Traum der Zukunft, wie ein Kind des ewigen Friedens vor. Wie ruhig und friedfertig, wie mild und klar ist gegen diese gewaltsamen, riesenmäßigen Zeiten, die heutige Natur! und das furchtbarste Gewitter, das entsetzlichste Erdbeben in unsern Tagen ist nur ein schwacher Nachhall jener grausenvollen Geburtswehen. Vielleicht daß auch die Pflanzen- und Thierwelt, ja die damaligen Menschen selbst, wenn es auf einzelnen Eilanden in diesem Ozean welche gab, eine andere, festere und rauhere Bauart hatten, — wenigstens dürfte man die alten Sagen von einem Riesenvolke dann keiner Erdichtungen zeihen.

Es ist erfreulich, sagte der Alte, jene allmählige Beruhigung der Natur zu bemerken. Ein im-

mer innigeres Einverständniß, eine friedlichere Gemeinschaft, eine gegenseitige Unterstützung und Belebung scheint sich allmählig gebildet zu haben, und wir können immer besseren Zeiten entgegensehen. Es wäre vielleicht möglich, daß hin und wieder noch alter Sauerteig gährte, und noch einige heftige Erschütterungen erfolgten; indeß sieht man doch das allmächtige Streben nach freier, einträchtiger Verfassung, und in diesem Geiste wird jede Erschütterung vorübergehen und dem großen Ziele näher führen. Mag es seyn, daß die Natur nicht mehr so fruchtbar ist, daß heut zu Tage keine Metalle und Edelsteine, keine Felsen und Berge mehr entstehen, daß Pflanzen und Thiere nicht mehr zu so erstaunlichen Größen und Kräften aufquellen; je mehr sie ihre erzeugende Kraft erschöpft hat, desto mehr haben ihre bildenden, veredelnden und geselligen Kräfte zugenommen; ihr Gemüth ist empfänglicher und zarter, ihre Fantasie manchfaltiger und sinnbildlicher, ihre Hand leichter und kunstreicher geworden. Sie nähert sich dem Menschen, und wenn sie ehemals ein wildgebährender Fels war, so ist sie jetzt eine stille treibende Pflanze, eine stumme menschliche Künstlerin. Wozu wäre auch eine Vermehrung jener Schätze nöthig, deren Ueberfluß auf undenkliche Zeiten ausreicht. Wie klein

ist der Raum, den ich durchwandert bin, und welche mächtige Vorräthe habe ich nicht gleich auf den ersten Blick gefunden, deren Benutzung der Nachwelt überlassen bleibt. Welche Reichthümer verschließen nicht die Gebirge nach Norden, welche günstige Anzeigen fand ich nicht in meinem Vaterlande überall, in Ungarn, am Fuße der Carpatischen Gebirge, und in den Felsenthälern von Tyrol, Oestreich und Baiern. Ich könnte ein reicher Mann seyn, wenn ich das hätte mit mir nehmen können, was ich nur aufzuheben, nur abzuschlagen brauchte. An manchen Orten sah ich mich, wie in einem Zaubergarten. Was ich ansah, war von köstlichen Metallen, und auf das Kunstreichste gebildet. In den zierlichen Locken und Aesten des Silbers hingen glänzende, rubinrothe, durchsichtige Früchte, und die schweren Bäumchen standen auf krystallenem Grunde, der ganz unnachahmlich ausgearbeitet war. Man traute kaum seinen Sinnen an diesen wunderbaren Orten, und ward nicht müde diese reizenden Wildnisse zu durchstreifen und sich an ihren Kleinodien zu ergötzen. Auch auf meiner jetzigen Reise habe ich viele Merkwürdigkeiten gesehen, und gewiß ist in andern Ländern die Erde eben so ergiebig und verschwenderisch.

Wenn man, sagte der Unbekannte, die Schätze

bedenkt, die im Orient zu Hause sind, so ist daran kein Zweifel; und ist das ferne Indien, Afrika und Spanien nicht schon im Alterthum durch die Reichthümer seines Bodens bekannt gewesen? Als Kriegsmann gibt man freilich nicht so genau auf die Adern und Klüfte der Berge Acht, indeß habe ich doch zuweilen meine Betrachtungen über diese glänzende Streifen gehabt, die wie seltsame Knospen auf eine unerwartete Blüthe und Frucht deuten. Wie hätte ich damals denken können, wenn ich froh über das Licht des Tages an diesen dunkeln Behausungen vorbeizog, daß ich noch im Schooße eines Berges mein Leben beschließen würde. Meine Liebe trug mich stolz über den Erdboden, und in ihrer Umarmung hoffte ich in späten Jahren zu entschlafen. Der Krieg endigte, und ich zog nach Hause, voll froher Erwartungen eines erquicklichen Herbstes. Aber der Geist des Krieges schien der Geist meines Glücks zu seyn. Meine Marie hatte mir zwei Kinder im Orient geboren. Sie waren die Freude unsers Lebens. Die Seefahrt und die rauhere abendländische Luft zerstörte ihre Blüthe. Ich begrub sie wenige Tage nach meiner Ankunft in Europa. Kummervoll führte ich meine trostlose Gattin nach meiner Heimath. Ein stiller Gram mochte den Faden ihres Lebens mürbe gemacht haben. Auf

einer Reise, die ich bald darauf unternehmen mußte, und auf der sie mich wie immer begleitete, verschied sie sanft und plötzlich in meinen Armen. Es war hier nahe bei, wo ihre irdische Wallfahrt zu Ende ging. Mein Entschluß war im Augenblick reif. Ich fand, was ich nie erwartet hatte; eine göttliche Erleuchtung kam über mich, und seit dem Tage, da ich sie hier selbst begrub, nahm eine himmlische Hand allen Kummer von meinem Herzen. Das Grabmahl habe ich nachher errichten lassen. Oft scheint eine Begebenheit sich zu endigen, wenn sie erst eigentlich beginnt, und dieß hat bei meinem Leben statt gefunden. Gott verleih euch allen ein seliges Alter und ein so ruhiges Gemüth wie mir!

Heinrich und die Kaufleute hatten aufmerksam dem Gespräche zugehört, und der erstere fühlte besonders neue Entwickelungen seines ahnungsvollen Innern. Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchtstaub in seinen Schooß, und rückten ihn schnell aus dem engen Kreise seiner Jugend auf die Höhe der Welt. Wie lange Jahre lagen die eben vergangenen Stunden hinter ihm, und er glaubt nie anders gedacht und empfunden zu haben.

Der Einsiedler zeigte ihnen seine Bücher. Es waren alte Historien und Gedichte. Heinrich blät-

terte in den großen schöngemalten Schriften; die kurzen Zeilen der Verse, die Ueberschriften, einzelne Stellen und die saubern Bilder, die hier und da, wie verkörperte Worte, zum Vorschein kamen, um die Einbildungskraft des Lesers zu unterstützen, reizten mächtig seine Neugierde. Der Einsiedler bemerkte seine innere Lust, und erklärte ihm die sonderbaren Vorstellungen. Die manchfaltigsten Lebensscenen waren hier abgebildet. Kämpfe, Leichenbegängnisse, Hochzeitsfeierlichkeiten, Schiffbrüche, Höhlen und Paläste; Könige, Helden, Priester, alte und junge Leute, Menschen in fremden Trachten und seltsame Thiere kamen in verschiedenen Abwechselungen und Verbindungen vor. Heinrich konnte sich nicht satt sehen, und hätte nichts mehr gewünscht, als bei dem Einsiedler, der ihn unwiderstehlich anzog, zu bleiben und von ihm über diese Bücher unterrichtet zu werden. Der Alte fragte unterdeß, ob es noch mehr Höhlen gäbe, und der Einsiedler sagte ihm, daß noch einige sehr große in der Nähe lägen, wohin er ihn begleiten wolle. Der Alte war dazu bereit, und der Einsiedler, der die Freude merkte, die Heinrich an seinen Büchern hatte, veranlaßte ihn, zurückzubleiben und sich während dieser Zeit weiter unter denselben umzusehen. Heinrich blieb mit Freuden bei den Büchern, und dankte

ihm innig für seine Erlaubniß. Er blätterte mit unendlicher Lust umher. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das in einer fremden Sprache geschrieben war, die ihm einige Aehnlichkeit mit der Lateinischen und Italienischen zu haben schien. Er hätte sehnlichst gewünscht, die Sprache zu kennen, denn das Buch gefiel ihm vorzüglich, ohne daß er eine Sylbe davon verstand. Es hatte keinen Titel, doch fand er noch beim Suchen einige Bilder. Sie dünkten ihm ganz wunderbar bekannt, und wie er recht zusah, entdeckte er seine eigene Gestalt ziemlich kenntlich unter den Figuren. Er erschrak und glaubte zu träumen, aber beim wiederholten Ansehn konnte er nicht mehr an der vollkommenen Aehnlichkeit zweifeln. Er traute kaum seinen Sinnen, als er bald auf einem Bilde die Höhle, den Einsiedler und den Alten neben sich entdeckte. Allmählig fand er auf den andern Bildern die Morgenländerin, seine Eltern, den Landgrafen und die Landgräfin von Thüringen, seinen Freund, den Hofkaplan, und manche andere seiner Bekannten; doch waren ihre Kleidungen verändert und schienen aus einer andern Zeit zu seyn. Eine große Menge Figuren wußte er nicht zu nennen, doch däuchten sie ihm bekannt. Er sah sein Ebenbild in verschiedenen Lagen. Gegen das Ende kam er sich größer und ed-

ler vor. Die Guitarre ruhte in seinen Armen, und die Landgräfin reichte ihm einen Kranz. Er sah sich am kaiserlichen Hofe, zu Schiffe, in trauter Umarmung mit einem schlanken lieblichen Mädchen, in einem Kampfe mit wild aussehenden Männern, und in freundlichen Gesprächen mit Sarazenen und Mohren. Ein Mann von ernstem Ansehen kam häufig in seiner Gesellschaft vor. Er fühlte tiefe Ehrfurcht vor dieser hohen Gestalt, und war froh, sich Arm in Arm mit ihm zu sehen. Die letzten Bilder waren dunkel und unverständlich; doch überraschten ihn einige Gestalten seines Traumes mit dem innigsten Entzücken; der Schluß des Buches schien zu fehlen. Heinrich war sehr bekümmert, und wünschte nichts sehnlicher, als das Buch lesen zu können, und vollständig zu besitzen. Er betrachtete die Bilder zu wiederholten Malen, und war fast bestürzt, wie er die Gesellschaft zurückkommen hörte. Eine wunderliche Schaam befiel ihn. Er getraute sich nicht, seine Entdeckung merken zu lassen, machte das Buch zu, und fragte den Einsiedler nur obenhin nach Titel und Sprache desselben, wo er denn erfuhr, daß es in Provenzalischer Sprache geschrieben sey. Es ist lange her, seit ich es gelesen habe, sagte der Einsiedler. Ich kann mich nicht genau mehr des Inhalts entsinnen. Soviel ich weiß, ist

es ein Roman von den wunderbaren Schicksalen eines Dichters, worin die Dichtkunst in ihren manchfachen Verhältnissen dargestellt und gepriesen wird. Der Schluß fehlt an dieser Handschrift, die ich aus Jerusalem mitgebracht habe, wo ich sie in der Verlassenschaft eines Freundes fand, und zu seinem Andenken aufhob.

Sie nahmen nun von einander Abschied, und Heinrich war bis zu Thränen gerührt. Die Höhle war ihm so merkwürdig, der Einsiedler so lieb geworden.

Alle umarmten diesen herzlich, und er selbst schien sie lieb gewonnen zu haben. Heinrich glaubte zu bemerken, daß er ihn mit einem freundlichen durchdringenden Blick ansehe. Seine Abschiedsworte gegen ihn waren sonderbar bedeutend. Er schien von seiner Entdeckung zu wissen und darauf anzuspielen. Bis zum Eingang der Höhle begleitete er sie, nachdem er sie und besonders den Knaben gebeten hatte, seiner nicht gegen die Bauern zu erwähnen, weil er sonst ihren Zudringlichkeiten ausgesetzt seyn würde.

Sie versprachen es alle. Wie sie von ihm schieden, und sich seinem Gebet empfahlen, sagte er: Wie lange wird es währen, so sehen wir uns wieder und werden über unsere heutigen Reden

lächeln. Ein himmlischer Tag wird uns umgeben, und wir werden uns freuen, daß wir einander in diesen Thälern der Prüfung freundlich begrüßten, und von gleichen Gesinnungen und Ahnungen beseelt waren. Sie sind die Engel, die uns hier sicher geleiten. Wenn euer Auge fest am Himmel haftet, so werdet ihr nie den Weg zu eurer Heimath verlieren. — Sie trennten sich mit stiller Andacht, und fanden bald ihre zaghaften Gefährten, und erreichten unter allerlei Erzählungen in kurzem das Dorf, wo Heinrichs Mutter, die in Sorgen gewesen war, sie mit tausend Freuden empfing.

Sechstes Kapitel.

Menschen, die zum Handeln, zur Geschäftigkeit geboren sind, können nicht früh genug alles selbst betrachten und beleben. Sie müssen überall selbst Hand anlegen und viele Verhältnisse durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerstreuungen vieler und manchfaltiger Gegenstände gewissermaßen abhärten, und sich gewöhnen, selbst im Drange großer Begebenheiten den Faden ihres Zwecks festzuhalten, und ihn gewandt

hindurch zu führen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer stillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in sich gekehrte Zuschauerin, sie muß unabläßig nach außen gerichtet, und eine emsige, schnell entscheidende Dienerin des Verstandes seyn. Sie sind Helden, und um sie her drängen sich die Begebenheiten, die geleitet und gelöst seyn wollen. Alle Zufälle werden zu Geschichten unter ihrem Einfluß, und ihr Leben ist eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und seltsamer Ereignisse.

Anders ist es mit jenen ruhigen, unbekannten Menschen, deren Welt ihr Gemüth, deren Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leises Bilden ihrer innern Kräfte ist. Keine Unruhe treibt sie nach außen. Ein stiller Besitz genügt ihnen, und das unermeßliche Schauspiel außer ihnen reizt sie nicht, selbst darin aufzutreten, sondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um seiner Betrachtung ihre Muße zu widmen. Verlangen nach dem Geiste desselben hält sie in der Ferne, und er ist es, der sie zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüths in dieser Welt bestimmte, während jene die äußeren Gliedmaßen und Sinne, und die ausgehenden Kräfte derselben vorstellen.

Große und vielfache Begebenheiten würden sie stören. Ein einfaches Leben ist ihr Loos und nur aus Erzählungen und Schriften müssen sie mit dem reichen Inhalt und den zahllosen Erscheinungen der Welt bekannt werden. Nur selten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall sie auf einige Zeit in seine raschen Wirbel hineinziehen, um durch einige Erfahrungen sie von der Lage und dem Charakter der handelnden Menschen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn schon von nahen unbedeutenden Erscheinungen beschäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darstellen, und sie werden keinen Schritt thun, ohne die überraschendsten Entdeckungen in sich selbst über das Wesen und die Bedeutung derselben zu machen. Es sind die Dichter, diese seltenen Zugmenschen, die zuweilen durch unsere Wohnsitze wandeln, überall den alten ehrwürdigen Dienst der Menschheit und ihrer ersten Götter, der Gestirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Gesundheit und des Frohsinns erneuern; sie, die schon hier im Besitz der himmlischen Ruhe sind und, von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdischen Früchte einathmen, ohne sie zu verzehren und dann unwiderruflich an die Unwelt gekettet zu seyn. Freie Gäste sind sie, de-

ren goldener Fuß nur leise auftritt, und deren Gegenwart in Allen unwillkührlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läßt sich, wie ein guter König, frohen und klaren Gesichtern nach aufsuchen, und er ist es, der allein den Namen eines Weisen mit Recht führt. Wenn man ihn mit dem Helden vergleicht, so findet man, daß die Gesänge der Dichter nicht selten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen erweckt, Heldenthaten aber wohl nie den Geist der Poesie in irgend ein Gemüth gerufen haben.

Heinrich war von Natur zum Dichter geboren. Manchfaltige Zufälle schienen sich zu seiner Bildung zu vereinigen, und noch hatte nichts seine innere Regsamkeit gestört. Alles, was er sah und hörte, schien nur neue Riegel in ihm wegzuschieben, und neue Fenster ihm zu öffnen. Er sah die Welt in ihren großen und abwechselnden Verhältnissen vor sich liegen. Noch war sie aber stumm und ihre Seele, das Gespräch, noch nicht erwacht. Schon nahte sich ein Dichter, ein liebliches Mädchen an der Hand, um durch Laute der Muttersprache und durch Berührung eines süßen zärtlichen Mundes, die blöden Lippen aufzuschließen und den einfachen Accord in unendliche Melodien zu entfalten.

Die Reise war nun geendigt. Es war gegen Abend, als unsere Reisenden wohlbehalten und fröhlich in der weltberühmten Stadt Augsburg anlangten, und voller Erwartung durch die hohen Gassen nach dem ansehnlichen Hause des alten Schwaning ritten.

Heinrich war schon die Gegend sehr reizend vorgekommen. Das lebhafte Getümmel der Stadt und die großen, steinernen Häuser befremdeten ihn angenehm. Er freute sich inniglich über seinen künftigen Aufenthalt. Seine Mutter war sehr vergnügt, nach der langen mühseligen Reise sich hier in ihrer geliebten Vaterstadt zu sehen, bald ihren Vater und ihre alten Bekannten wieder zu umarmen, ihren Heinrich ihnen vorzustellen, und einmal alle Sorgen des Hauswesens bei den traulichen Erinnerungen ihrer Jugend ruhig vergessen zu können. Die Kaufleute hofften sich bei den dortigen Lustbarkeiten für die Unbequemlichkeiten des Weges zu entschädigen und einträgliche Geschäfte zu machen.

Das Haus des alten Schwaning fanden sie erleuchtet, und eine lustige Musik tönte ihnen entgegen. Was gilt's, sagten die Kaufleute, euer Großvater giebt ein fröhliches Fest. Wir kommen wie gerufen. Wie wird er über die ungeladenen Gäste erstaunen! Er läßt es sich wohl nicht träumen, daß das wahre Fest nun erst angehen wird. Heinrich fühlte sich

verlegen, und seine Mutter war nur wegen ihres Anzugs in Sorgen. Sie stiegen ab, die Kaufleute blieben bei den Pferden, Heinrich und seine Mutter traten in das prächtige Haus. Unten war kein Hausgenosse zu sehen. Sie mußten die breite Wendeltreppe hinauf. Einige Diener liefen vorüber; sie baten diese, dem alten Schwaning die Ankunft einiger Fremden anzusagen, die ihn zu sprechen wünschten. Die Diener machten anfangs einige Schwierigkeiten; die Reisenden sahen nicht zum besten aus; doch meldeten sie es dem Herrn des Hauses. Der alte Schwaning kam heraus. Er kannte sie nicht gleich, und fragte nach ihren Namen und Anliegen. Heinrichs Mutter weinte, und fiel ihm um den Hals. Kennt ihr eure Tochter nicht mehr? rief sie weinend. Ich bringe euch meinen Sohn. Der alte Vater war äußerst gerührt. Er drückte sie lange an seine Brust; Heinrich sank auf ein Knie und küßte ihm zärtlich die Hand. Er hob ihn zu sich und hielt Mutter und Sohn umarmt. Geschwind herein, sagte Schwaning, ich habe lauter Freunde und Bekannte bei mir, die sich herzlich mit mir freuen werden. Heinrichs Mutter schien einigen Zweifel zu haben. Sie hatte keine Zeit sich zu besinnen. Der Vater führte beide in den hohen erleuchteten Saal. Da bringe ich meine Tochter und meinen Enkel aus

Eisenach, rief Schwaning in das frohe Getümmel glänzend gekleideter Menschen. Aller Augen kehrten sich nach der Thür; alles lief herzu, die Musik schwieg, und die beiden Reisenden standen verwirrt und geblendet in ihren staubigen Kleidern mitten in der bunten Schaar. Tausend freudige Ausrufungen giengen von Mund zu Mund. Alte Bekannte drängten sich um die Mutter. Es gab unzählige Fragen. Jedes wollte zuerst gekannt und bewillkommt seyn. Während der ältere Theil der Gesellschaft sich mit der Mutter beschäftigte, heftete sich die Aufmerksamkeit des jüngern Theils auf den fremden Jüngling, der mit gesenktem Blick da stand und nicht das Herz hatte die unbekannten Gesichter wieder zu betrachten. Sein Großvater machte ihn mit der Gesellschaft bekannt, und erkundigte sich nach seinem Vater und den Vorfällen ihrer Reise.

Die Mutter gedachte der Kaufleute, die unten aus Gefälligkeit bei den Pferden geblieben waren. Sie sagte es ihrem Vater, welcher sogleich hinunterschickte und sie einladen ließ, heraufzukommen. Die Pferde wurden in die Ställe gebracht, und die Kaufleute erschienen.

Schwaning dankte ihnen herzlich für die freundschaftliche Geleitung seiner Tochter. Sie waren mit vielen Anwesenden bekannt, und begrüßten sich

freundlich mit ihnen. Die Mutter wünschte, sich reinlich ankleiden zu dürfen. Schwaning nahm sie auf sein Zimmer, und Heinrich folgte ihnen in gleicher Absicht.

Unter der Gesellschaft war Heinrich ein Mann aufgefallen, den er in jenem Buche oft an seiner Seite gesehen zu haben glaubte. Sein edles Ansehen zeichnete ihn vor allen aus. Ein heiterer Ernst war der Geist seines Gesichts; eine offene schön gewölbte Stirn, große, schwarze, durchdringende und feste Augen, ein schalkhafter Zug um den fröhlichen Mund und durchaus klare, männliche Verhältnisse machten es bedeutend und anziehend. Er war stark gebaut, seine Bewegungen waren ruhig und ausdrucksvoll, und wo er stand, schien er ewig stehen zu wollen. Heinrich fragte seinen Großvater nach ihm. Es ist mir lieb, sagte der Alte, daß du ihn gleich bemerkt hast. Es ist mein trefflicher Freund Klingsohr, der Dichter. Auf seine Bekanntschaft und Freundschaft kannst du stolzer seyn, als auf die des Kaisers. Aber wie steht es mit deinem Herzen? Er hat eine schöne Tochter; vielleicht daß diese den Vater bei dir aussticht. Es sollte mich wundern, wenn du sie nicht bemerkt hättest. Heinrich erröthete. Ich war zerstreut, lieber Großvater. Die Gesellschaft war zahlreich, und ich betrachtete nur euren Freund. Man merkt

es, daß du aus Norden kömmst, erwiederte Schwaning. Wir wollen dich hier schon aufthauen. Du sollst schon lernen nach hübschen Augen sehn.

Sie waren fertig, und begaben sich zurück in den Saal, wo indeß die Zurüstungen zum Abendessen gemacht worden waren. Der alte Schwaning führte Heinrich auf Klingsohr zu, und erzählte ihm, daß Heinrich ihn gleich bemerkte und den lebhaftesten Wunsch habe, mit ihm bekannt zu seyn.

Heinrich war beschämt. Klingsohr redete freundlich zu ihm von seinem Vaterlande und seiner Reise. Es lag so viel Zutrauliches in seiner Stimme, daß Heinrich bald ein Herz faßte, und sich freimüthig mit ihm unterhielt. Nach einiger Zeit kam Schwaning wieder zu ihnen, und brachte die schöne Mathilde. Nehmt euch meines schüchternen Enkels freundlich an, und verzeiht es ihm, daß er eher euren Vater, als euch gesehen hat. Eure glänzenden Augen werden schon die schlummernde Jugend in ihm wecken. In seinem Vaterlande kommt der Frühling spät.

Heinrich und Mathilde wurden roth. Sie sahen einander mit Verwunderung an. Sie fragte ihn mit kaum hörbaren leisen Worten: ob er gern tanze. Eben als er die Frage bejahte, fing eine fröhliche Tanzmusik an. Er bot ihr schweigend seine Hand; sie gab

ihm die ihrige, und sie mischten sich in die Reihe der walzenden Paare. Schwaning und Klingsohr sahen zu. Die Mutter und die Kaufleute freueten sich über Heinrichs Behendigkeit und seine liebliche Tänzerin. Die Mutter hatte genug mit ihren Jugendfreudinnen zu sprechen, die ihr zu einem so wohlgebildeten und so hoffnungsvollen Sohn Glück wünschten. Klingsohr sagte zu Schwaning: euer Enkel hat ein anziehendes Gesicht; er zeigt ein klares und umfassendes Gemüth, und seine Stimme kommt tief aus dem Herzen. Ich hoffe, erwiederte Schwaning, daß er euer gelehriger Schüler seyn wird. Mir däucht, er ist zum Dichter geboren. Euer Geist komme über ihn. Er sieht seinem Vater ähnlich; nur scheint er weniger heftig und eigensinnig. Jener war in seiner Jugend voll glücklicher Anlagen. Eine gewisse Freisinnigkeit fehlte ihm. Es hätte mehr aus ihm werden können, als ein fleißiger und fertiger Künstler. — Heinrich wünschte den Tanz nie zu endigen. Mit innigem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf den Rosen seiner Tänzerin. Ihr unschuldiges Auge vermied ihn nicht. Sie schien der Geist ihres Vaters in der lieblichsten Verkleidung. Aus ihren großen ruhigen Augen sprach ewige Jugend. Auf einem lichthimmelblauen Grunde lag der milde Glanz der braunen Sterne.

Die Reise war nun geendigt. Es war gegen Abend, als unsere Reisenden wohlbehalten und fröhlich in der weltberühmten Stadt Augsburg anlangten, und voller Erwartung durch die hohen Gassen nach dem ansehnlichen Hause des alten Schwaning ritten.

Heinrich war schon die Gegend sehr reizend vorgekommen. Das lebhafte Getümmel der Stadt und die großen, steinernen Häuser befremdeten ihn angenehm. Er freute sich inniglich über seinen künftigen Aufenthalt. Seine Mutter war sehr vergnügt, nach der langen mühseligen Reise sich hier in ihrer geliebten Vaterstadt zu sehen, bald ihren Vater und ihre alten Bekannten wieder zu umarmen, ihren Heinrich ihnen vorzustellen, und einmal alle Sorgen des Hauswesens bei den traulichen Erinnerungen ihrer Jugend ruhig vergessen zu können. Die Kaufleute hofften sich bei den dortigen Lustbarkeiten für die Unbequemlichkeiten des Weges zu entschädigen und einträgliche Geschäfte zu machen.

Das Haus des alten Schwaning fanden sie erleuchtet, und eine lustige Musik tönte ihnen entgegen. Was gilt's, sagten die Kaufleute, euer Großvater giebt ein fröhliches Fest. Wir kommen wie gerufen. Wie wird er über die ungeladenen Gäste erstaunen! Er läßt es sich wohl nicht träumen, daß das wahre Fest nun erst angehen wird. Heinrich fühlte sich

verlegen, und seine Mutter war nur wegen ihres Anzugs in Sorgen. Sie stiegen ab, die Kaufleute blieben bei den Pferden, Heinrich und seine Mutter traten in das prächtige Haus. Unten war kein Hausgenosse zu sehen. Sie mußten die breite Wendeltreppe hinauf. Einige Diener liefen vorüber; sie baten diese, dem alten Schwaning die Ankunft einiger Fremden anzusagen, die ihn zu sprechen wünschten. Die Diener machten anfangs einige Schwierigkeiten; die Reisenden sahen nicht zum besten aus; doch meldeten sie es dem Herrn des Hauses. Der alte Schwaning kam heraus. Er kannte sie nicht gleich, und fragte nach ihren Namen und Anliegen. Heinrichs Mutter weinte, und fiel ihm um den Hals. Kennt ihr eure Tochter nicht mehr? rief sie weinend. Ich bringe euch meinen Sohn. Der alte Vater war äußerst gerührt. Er drückte sie lange an seine Brust; Heinrich sank auf ein Knie und küßte ihm zärtlich die Hand. Er hob ihn zu sich und hielt Mutter und Sohn umarmt. Geschwind herein, sagte Schwaning, ich habe lauter Freunde und Bekannte bei mir, die sich herzlich mit mir freuen werden. Heinrichs Mutter schien einigen Zweifel zu haben. Sie hatte keine Zeit sich zu besinnen. Der Vater führte beide in den hohen erleuchteten Saal. Da bringe ich meine Tochter und meinen Enkel aus

Eisenach, rief Schwaning in das frohe Getümmel glänzend gekleideter Menschen. Aller Augen kehrten sich nach der Thür; alles lief herzu, die Musik schwieg, und die beiden Reisenden standen verwirrt und geblendet in ihren staubigen Kleidern mitten in der bunten Schaar. Tausend freudige Ausrufungen giengen von Mund zu Mund. Alte Bekannte drängten sich um die Mutter. Es gab unzählige Fragen. Jedes wollte zuerst gekannt und bewillkommt seyn. Während der ältere Theil der Gesellschaft sich mit der Mutter beschäftigte, heftete sich die Aufmerksamkeit des jüngern Theils auf den fremden Jüngling, der mit gesenktem Blick da stand und nicht das Herz hatte die unbekannten Gesichter wieder zu betrachten. Sein Großvater machte ihn mit der Gesellschaft bekannt, und erkundigte sich nach seinem Vater und den Vorfällen ihrer Reise.

Die Mutter gedachte der Kaufleute, die unten aus Gefälligkeit bei den Pferden geblieben waren. Sie sagte es ihrem Vater, welcher sogleich hinunterschickte und sie einladen ließ, heraufzukommen. Die Pferde wurden in die Ställe gebracht, und die Kaufleute erschienen.

Schwaning dankte ihnen herzlich für die freundschaftliche Geleitung seiner Tochter. Sie waren mit vielen Anwesenden bekannt, und begrüßten sich

freundlich mit ihnen. Die Mutter wünschte, sich reinlich ankleiden zu dürfen. Schwaning nahm sie auf sein Zimmer, und Heinrich folgte ihnen in gleicher Absicht.

Unter der Gesellschaft war Heinrich ein Mann aufgefallen, den er in jenem Buche oft an seiner Seite gesehen zu haben glaubte. Sein edles Ansehen zeichnete ihn vor allen aus. Ein heitrer Ernst war der Geist seines Gesichts; eine offene schön gewölbte Stirn, große, schwarze, durchdringende und feste Augen, ein schalkhafter Zug um den fröhlichen Mund und durchaus klare, männliche Verhältnisse machten es bedeutend und anziehend. Er war stark gebaut, seine Bewegungen waren ruhig und ausdrucksvoll, und wo er stand, schien er ewig stehen zu wollen. Heinrich fragte seinen Großvater nach ihm. Es ist mir lieb, sagte der Alte, daß du ihn gleich bemerkt hast. Es ist mein trefflicher Freund Klingsohr, der Dichter. Auf seine Bekanntschaft und Freundschaft kannst du stolzer seyn, als auf die des Kaisers. Aber wie steht es mit deinem Herzen? Er hat eine schöne Tochter; vielleicht daß diese den Vater bei dir austicht. Es sollte mich wundern, wenn du sie nicht bemerkt hättest. Heinrich erröthete. Ich war zerstreut, lieber Großvater. Die Gesellschaft war zahlreich, und ich betrachtete nur euren Freund. Man merkt

es, daß du aus Norden kömmst, erwiederte Schwaning. Wir wollen dich hier schon aufthauen. Du sollst schon lernen nach hübschen Augen sehn.

Sie waren fertig, und begaben sich zurück in den Saal, wo indeß die Zurüstungen zum Abendessen gemacht worden waren. Der alte Schwaning führte Heinrich auf Klingsohr zu, und erzählte ihm, daß Heinrich ihn gleich bemerkte und den lebhaftesten Wunsch habe, mit ihm bekannt zu seyn.

Heinrich war beschämt. Klingsohr redete freundlich zu ihm von seinem Vaterlande und seiner Reise. Es lag so viel Zutrauliches in seiner Stimme, daß Heinrich bald ein Herz faßte, und sich freimüthig mit ihm unterhielt. Nach einiger Zeit kam Schwaning wieder zu ihnen, und brachte die schöne Mathilde. Nehmt euch meines schüchternen Enkels freundlich an, und verzeiht es ihm, daß er eher euren Vater, als euch gesehen hat. Eure glänzenden Augen werden schon die schlummernde Jugend in ihm wecken. In seinem Vaterlande kommt der Frühling spät.

Heinrich und Mathilde wurden roth. Sie sahen einander mit Verwunderung an. Sie fragte ihn mit kaum hörbaren leisen Worten: ob er gern tanze. Eben als er die Frage bejahte, fing eine fröhliche Tanzmusik an. Er bot ihr schweigend seine Hand; sie gab

ihm die ihrige, und sie mischten sich in die Reihe der walzenden Paare. Schwaning und Klingsohr sahen zu. Die Mutter und die Kaufleute freueten sich über Heinrichs Behendigkeit und seine liebliche Tänzerin. Die Mutter hatte genug mit ihren Jugendfreudinnen zu sprechen, die ihr zu einem so wohlgebildeten und so hoffnungsvollen Sohn Glück wünschten. Klingsohr sagte zu Schwaning: euer Enkel hat ein anziehendes Gesicht; er zeigt ein klares und umfassendes Gemüth, und seine Stimme kommt tief aus dem Herzen. Ich hoffe, erwiederte Schwaning, daß er euer gelehriger Schüler seyn wird. Mir däucht, er ist zum Dichter geboren. Euer Geist komme über ihn. Er sieht seinem Vater ähnlich; nur scheint er weniger heftig und eigensinnig. Jener war in seiner Jugend voll glücklicher Anlagen. Eine gewisse Freisinnigkeit fehlte ihm. Es hätte mehr aus ihm werden können, als ein fleißiger und fertiger Künstler. — Heinrich wünschte den Tanz nie zu endigen. Mit innigem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf den Rosen seiner Tänzerin. Ihr unschuldiges Auge vermied ihn nicht. Sie schien der Geist ihres Vaters in der lieblichsten Verkleidung. Aus ihren großen ruhigen Augen sprach ewige Jugend. Auf einem lichthimmelblauen Grunde lag der milde Glanz der braunen Sterne.

Stirn und Nase senkten sich zierlich um sie her. Eine nach der aufgehenden Sonne geneigte Lilie war ihr Gesicht, und von dem schlanken, weißen Halse schlängelten sich blaue Adern in reizenden Windungen um die zarten Wangen. Ihre Stimme war wie ein fernes Echo, und das braune lockige Köpfchen schien über der leichten Gestalt nur zu schweben.

Die Schüsseln kamen herein, und der Tanz war aus. Die ältern Leute setzten sich auf die eine Seite, und die jüngern nahmen die andere ein.

Heinrich blieb bei Mathilden. Eine junge Verwandte setzte sich zu seiner Linken, und Klingsohr saß ihm gerade gegenüber. So wenig Mathilde sprach, so gesprächig war Veronika, seine andere Nachbarin. Sie that gleich mit ihm vertraut, und machte ihn in Kurzem mit allen Anwesenden bekannt. Heinrich überhörte manches. Er war noch bei seiner Tänzerin, und hätte sich gern öfters rechts gewandt. Klingsohr machte ihrem Plaudern ein Ende. Er fragte ihn nach dem Bande mit sonderbaren Figuren, welches Heinrich an seinem Leibrocke befestigt hatte. Heinrich erzählte von der Morgenländerin mit vieler Rührung. Mathilde weinte, und Heinrich konnte nun seine Thränen kaum verbergen. Er gerieth darüber mit ihr ins Gespräch.

Alle unterhielten sich; Veronika lachte und scherzte mit ihren Bekannten. Mathilde erzählte ihm von Ungarn, wo ihr Vater sich oft aufhielt, und von dem Leben in Augsburg. Alle waren vergnügt. Die Musik verscheuchte die Zurückhaltung und reizte alle Neigungen zu einem muntern Spiel. Blumenkörbe dufteten in voller Pracht auf dem Tische, und der Wein schlich zwischen den Schüsseln und Blumen umher, schüttelte seine goldenen Flügel, und stellte bunte Tapeten zwischen die Welt und die Gäste. Heinrich begriff erst jetzt, was ein Fest sey. Tausend frohe Geister schienen ihm um den Tisch zu gaukeln, und in stiller Sympathie mit den fröhlichen Menschen von ihren Freuden zu leben, und mit ihren Genüssen sich zu berauschen. Der Lebensgenuß stand wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor ihm. Das Uebel ließ sich nicht sehen, und es dünkte ihm unmöglich, daß je die menschliche Neigung von diesem Baume zu der gefährlichen Frucht des Erkenntnisses, zu dem Baume des Krieges, sich gewendet haben sollte. Er verstand nun den Wein und die Speisen. Sie schmeckten ihm überaus köstlich. Ein himmlisches Oel würzte sie ihm, und aus dem Becher funkelte die Herrlichkeit des irdischen Lebens. Einige Mädchen brachten dem alten Schwaning einen frischen Kranz. Er setzte

ihn auf, küßte sie und sagte: auch unserm Freund Klingsohr müßt ihr einen bringen, wir wollen beide zum Dank euch ein paar neue Lieder lehren. Das meinige sollt ihr gleich haben. Er gab der Musik ein Zeichen und sang mit lauter Stimme:

Sind wir nicht geplagte Wesen;
Ist nicht unser Loos betrübt?
Nur zu Zwang und Noth erlesen,
In Verstellung nur geübt,
Dürfen selbst nicht unsre Klagen
Sich aus unsern Busen wagen.

Allem, was die Eltern sprechen,
Widerspricht das volle Herz;
Die verbotne Frucht zu brechen
Fühlen wir der Sehnsucht Schmerz;
Möchten gern die süßen Knaben
Fest an unsern Herzen haben

Wäre dieß zu denken Sünde?
Zollfrei sind Gedanken doch.
Was bleibt einem armen Kinde
Außer süßen Träumen noch?
Will man sie auch gern verbannen,
Nimmer ziehen sie von dannen.

Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einsamkeit.
Und zu unsern Kissen treten
Sehnsucht und Gefälligkeit.
Könnten wir wohl widerstreben,
Alles, Alles hinzugeben?

Unſre Reize zu verhüllen
Schreibt die ſtrenge Mutter vor.
Ach! was hilft der gute Willen,
Quellen ſie nicht ganz empor?
Bei der Sehnſucht innerem Beben
Muß das beſte Band ſich geben.

Jede Neigung zu verſchließen,
Hart und kalt zu ſeyn wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüßen,
Fleißig und allein zu ſeyn,
Keiner Bitte nachzugeben:
Heißt das wohl ein Jugendleben?

Groß ſind eines Mädchens Plagen,
Ihre Bruſt iſt krank und wund,
Und zum Lohn für ſtille Klagen
Küßt ſie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt ſich wenden,
Und das Reich der Alten enden?

Die alten Leute und die Jünglinge lachten. Die Mädchen errötheten und lächelten abwärts. Unter tauſend Neckereien wurde ein zweiter Kranz geholt und Klingsohr aufgeſetzt. Sie baten aber inſtändig um keinen ſo leichtfertigen Geſang. Nein, ſagte Klingsohr, ich werde mich wohl hüten, ſo frevelhaft von euren Geheimniſſen zu reden. Sagt ſelbſt, was ihr für ein Lied haben wollt. Nur nichts von Liebe, riefen die Mädchen; ein Weinlied, wenn es euch anſteht. Klingsohr ſang:

Auf grünen Bergen wird geboren ,
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus; wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut,
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er ſprützt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es Keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Ein ſchöner Prophet! riefen die Mädchen. Schwaning freute ſich herzlich. Sie machten noch einige Einwendungen, aber es half nichts. Sie mußten ihm die ſüßen Lippen hinreichen. Heinrich ſchämte ſich nur vor ſeiner ernſten Nachbarin, ſonſt hätte er ſich laut über das Vorrecht der Dichter gefreut. Veronika war unter den Kranzträgerinnen. Sie kam fröhlich zurück und ſagte zu Heinrich: nicht wahr, es iſt hübſch, wenn man ein Dichter iſt? Heinrich getraute ſich nicht, dieſe Frage zu benutzen.

Der Uebermuth der Freude und der Ernst der ersten Liebe kämpften in seinem Gemüth. Die reizende Veronika scherzte mit den Andern, und so gewann er Zeit, den ersten etwas zu dämpfen. Mathilde erzählte ihm, daß sie die Guitarre spiele. Ach! sagte Heinrich, von euch möchte ich sie lernen. Ich habe mich lange darnach gesehnt. — Mein Vater hat mich unterrichtet. Er spielt sie unvergleichlich, sagte sie erröthend. — Ich glaube doch, erwiederte Heinrich, daß ich sie schneller bei euch lerne. Wie freue ich mich euren Gesang zu hören. — Stellet euch nur nicht zu viel vor. — O! sagte Heinrich, was sollte ich nicht erwarten können, da eure bloße Rede schon Gesang ist, und eure Gestalt eine himmliche Musik verkündigt.

Mathilde schwieg. Ihr Vater fing ein Gespräch mit ihm an, in welchem Heinrich mit der lebhaftesten Begeisterung sprach. Die Nächsten wunderten sich über des Jünglings Beredtsamkeit, über die Fülle seiner bildlichen Gedanken. Mathilde sah ihn mit stiller Aufmerksemkeit an. Sie schien sich über seine Reden zu freuen, die sein Gesicht mit den sprechendsten Minen noch mehr erklärte. Seine Augen glänzten ungewöhnlich. Er sah sich zuweilen nach Mathilden um, die über den Ausdruck seines Gesichts erstaunte. Im Feuer des Gesprächs er-

griff er unvermerkt ihre Hand, und sie konnte nicht umhin, Manches was er sagte, mit einem leisen Druck zu bestätigen. Klingsohr wußte seinen Enthusiasmus zu unterhalten, und lockte allmählig seine ganze Seele auf die Lippen. Endlich stand Alles auf. Alles schwärmte durcheinander. Heinrich war an Mathildens Seite geblieben. Sie standen unbemerkt abwärts. Er hielt ihre Hand und küßte sie zärtlich. Sie ließ sie ihm, und blickte ihn mit unbeschreiblicher Freundlichkeit an. Er konnte sich nicht halten, neigte sich zu ihr und küßte ihre Lippen. Sie war überrascht, und erwiederte unwillkührlich seinen heißen Kuß. Gute Mathilde — lieber Heinrich — das war alles, was sie einander sagen konnten. Sie drückte seine Hand, und gieng unter die Anderen. Heinrich stand wie im Himmel. Seine Mutter kam auf ihn zu. Er ließ seine ganze Zärtlichkeit an ihr aus. Sie sagte: ist es nicht gut, daß wir nach Augsburg gereist sind? Nicht wahr, es gefällt dir? Liebe Mutter, sagte Heinrich, so habe ich mir es doch nicht vorgestellt. Es ist ganz herrlich.

Der Rest des Abends verging in unendlicher Fröhlichkeit. Die Alten spielten, plauderten, und sahen den Tänzen zu. Die Musik wogte wie ein Lustmeer im Saale, und hob die berauschte Jugend.

Heinrich fühlte die entzückenden Weissagungen der ersten Lust und Liebe zugleich. Auch Mathilde ließ sich willig von den schmeichelnden Wellen tragen, und verbarg ihr zärtliches Zutrauen, ihre aufkeimende Neigung zu ihm nur hinter einem leichten Flor. Der alte Schwaning bemerkte das kommende Verständniß, und neckte beide.

Klingsohr hatte Heinrich lieb gewonnen, und freute sich seiner Zärtlichkeit. Die andern Jünglinge und Mädchen hatten es bald bemerkt. Sie zogen die ernste Mathilde mit dem jungen Thüringer auf, und verhehlten nicht, daß es ihnen lieb sey, Mathildens Aufmerksamkeit nicht mehr bei ihren Herzensangelegenheiten scheuen zu dürfen.

Es war tief in der Nacht, als die Gesellschaft auseinander ging. Das erste und einzige Fest meines Lebens! sagte Heinrich zu sich selbst, als er allein war, und seine Mutter sich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte. Ist mir nicht zu Muthe, wie in jenem Traume beim Anblick der blauen Blume? Welcher sonderbare Zusammenhang ist zwischen Mathilden und dieser Blume? Jenes Gesicht, das aus dem Kelche sich mir entgegenneigte, es war Mathildens himmlisches Gesicht, und nun erinnere ich mich auch, es in jenem Buche gesehen zu haben. Aber warum hat es dort mein Herz nicht so bewegt? O! sie ist der sichtbare Geist des

Gesanges, eine würdige Tochter ihres Vaters. Sie wird mich in Musik auflösen. Sie wird meine innerste Seele, die Hüterin meines heiligen Feuers seyn. Welche Ewigkeit von Treue fühle ich in mir! Ich ward nur geboren, um sie zu verehren, um ihr ewig zu dienen, um sie zu denken und zu empfinden. Gehört nicht ein eigenes ungetheiltes Daseyn zu ihrer Anschauung und Anbetung? und bin ich der Glückliche, dessen Wesen das Echo, der Spiegel des ihrigen seyn darf? Es war kein Zufall, daß ich am Ende meiner Reise sah, daß ein seliges Fest den höchsten Augenblick meines Lebens umgab. Es konnte nicht anders seyn; macht ihre Gegenwart nicht alles festlich?

Er trat ans Fenster. Das Chor der Gestirne stand am dunkeln Himmel, und im Morgen kündigte ein weißer Schein den kommenden Tag an.

Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: euch, ihr ewigen Gestirne, ihr stillen Wanderer, euch rufe ich zum Zeugen meines heiligen Schwurs an. Für Mathilden will ich leben, und ewige Treue soll mein Herz an das ihrige knüpfen. Auch mir bricht der Morgen eines ewigen Tages an. Die Nacht ist vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich selbst zum nie verglühenden Opfer an.

Heinrich war erhitzt, und nur spät gegen Morgen

schlief er ein. In wunderliche Träume flossen die Gedanken seiner Seele zusammen. Ein tiefer blauer Strom schimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche schwamm ein Kahn; Mathilde saß darinn und ruderte. Sie war mit Kränzen geschmückt, sang ein einfaches Lied, und sah nach ihm mit süßer Wehmuth herüber. Seine Brust war beklommen. Er wußte nicht, warum. Der Himmel war heiter, die Fluth ruhig. Ihr himmlisches Gesicht spiegelte sich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an sich umzudrehen. Er rief ihr ängstlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der sich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er stürzte sich in den Strom, aber er konnte nicht fort, das Wasser trug ihn. Sie winkte, sie schien ihm etwas sagen zu wollen, der Kahn schöpfte schon Wasser; doch lächelte sie mit einer unsäglichen Innigkeit, und sah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es sie hinunter. Eine leise Luft strich über den Strom, der eben so ruhig und glänzend floß, wie vorher. Die entsetzliche Angst raubte ihm das Bewußtseyn. Das Herz schlug nicht mehr. Er kam erst zu sich, als er sich auf trockenem Boden fühlte. Er mochte weit geschwommen seyn. Es war eine fremde Gegend. Er wußte

nicht, wie ihm geschehen war. Sein Gemüth war verschwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entsetzlich matt fühlte er sich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel, sie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand schöpfte er einige Tropfen, und netzte seine dürren Lippen. Wie ein banger Traum lag die schreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er, Blumen und Bäume redeten ihn an. Ihm wurde so wohl und heimathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn jemand am Gewande zurück. Lieber Heinrich, rief eine bekannte Stimme. Er sah sich um, und Mathilde schloß ihn in ihre Arme. Warum liefst du vor mir, liebes Herz, sagte sie tiefathmend. Kaum konnte ich dich einholen. Heinrich weinte. Er drückte sie an sich. — Wo ist der Strom, rief er mit Thränen. Siehst du nicht seine blauen Wellen über uns? Er sah hinauf, und der blaue Strom floß leise über ihrem Haupte. Wo sind wir, liebe Mathilde? Bei unsern Eltern. Bleiben wir zusammen? Ewig, versetzte sie, indem sie ihre Lippen an die seinigen drückte, und ihn so umschloß, daß sie nicht wieder von ihm konnte. Sie legte ihm ein wunderbares, geheimes Wort in den Mund, was sein ganzes Wesen durchklang. Er wollte es wie-

derholen, als sein Großvater rief und er aufwachte. Er hätte sein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wissen.

Siebentes Kapitel.

Klingsohr stand vor seinem Bette, und bot ihm freundlich guten Morgen. Er ward munter, und fiel Klingsohr um den Hals. Das gilt euch nicht, sagte Schwaning. Heinrich lächelte, und verbarg sein Erröthen an den Wangen seiner Mutter.

Habt ihr Lust mit mir vor der Stadt auf einer schönen Anhöhe zu frühstücken? sagte Klingsohr. Der herrliche Morgen wird euch erfrischen. Kleidet euch an. Mathilde wartet schon auf uns.

Heinrich dankte mit tausend Freuden für diese willkommene Einladung. In einem Augenblick war er fertig, und küßte Klingsohr mit vieler Inbrunst die Hand.

Sie gingen zu Mathilden, die in ihrem einfachen Morgenkleide wunderlieblich aussah, und ihn freundlich grüßte. Sie hatte schon das Frühstück in ein Körbchen gepackt, das sie an den Arm hing, und

die andere Hand unbefangen Heinrich reichte. Klingsohr folgte ihnen, und so wandelten sie durch die Stadt, die schon voller Lebendigkeit war, nach einem kleinen Hügel am Fluße, wo sich unter einigen hohen Bäumen eine weite und volle Aussicht öffnete.

Habe ich doch schon oft, rief Heinrich aus, mich an dem Aufgang der bunten Natur, an der friedlichen Nachbarschaft ihres mannigfaltigen Eigenthums ergötzt; aber eine so schöpferische und gediegene Heiterkeit hat mich noch nie erfüllt, wie heute. Jene Fernen sind mir so nah, und die reiche Landschaft ist mir wie eine innere Phantasie. Wie veränderlich ist die Natur, so unwandelbar auch ihre Oberfläche zu seyn scheint. Wie anders ist sie, wenn ein Engel, wenn ein kräftigerer Geist neben uns ist, als wenn ein Nothleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünstig die Witterung ihm sey, und wie nöthig er düstre Regentage für seine Saat brauche. Euch, theuerster Meister, bin ich dieses Vergnügen schuldig; ja dieses Vergnügen, denn es gibt kein andres Wort, was wahrhafter den Zustand meines Herzens ausdrückte. Freude, Lust und Entzücken sind nur die Glieder des Vergnügens, das sie zu einem höhern Leben verknüpft. Er drückte Mathildens Hand an

sein Herz, und versank mit einem feurigen Blick in ihr mildes, empfängliches Auge.

Die Natur, versetzte Klingsohr, ist für unser Gemüth, was ein Körper für das Licht ist. Er hält es zurück; er bricht es in eigenthümliche Farben; er zündet auf seiner Oberfläche oder in seinem Innern ein Licht an, das, wenn es seiner Dunkelheit gleich kommt, ihn klar und durchsichtig macht, wenn es sie überwiegt, von ihm ausgeht, um andere Körper zu erleuchten. Aber selbst der dunkelste Körper kann durch Wasser, Feuer und Luft dahin gebracht werden, daß er hell und glänzend wird.

Ich verstehe euch lieber Meister. Die Menschen sind Krystalle für unser Gemüth. Sie sind die durchsichtige Natur. Liebe Mathilde, ich möchte euch einen köstlichen lautern Sapphir nennen. Ihr seyd klar und durchsichtig wie der Himmel, ihr erleuchtet mit dem mildesten Lichte. Aber sagt mir, lieber Meister, ob ich recht habe: mich dünkt, daß man gerade, wenn man am innigsten mit der Natur vertraut ist, am wenigsten von ihr sagen könnte und möchte.

Wie man das nimmt, versetzte Klingsohr; ein anderes ist es mit der Natur für unsern Genuß und unser Gemüth, ein anderes mit der Natur für unsern Verstand, für das leitende Vermögen

wird wenig Wunder thun können, wenn er selbst über Wunder erstaunt.

Ist aber dem Dichter nicht ein inniger Glaube an die menschliche Regierung des Schicksals unentbehrlich?

Unentbehrlich allerdings, weil er sich das Schicksal nicht anders vorstellen kann, wenn er reiflich darüber nachdenkt; aber wie entfernt ist diese heitere Gewißheit von jener ängstlichen Ungewißheit, von jener blinden Furcht des Aberglaubens. Und so ist auch die kühle, belebende Wärme eines dichterischen Gemüths gerade das Widerspiel von jener wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Diese ist arm, betäubend und vorübergehend; jene sondert alle Gestalten rein ab, begünstigt die Ausbildung der mannichfaltigsten Verhältnisse, und ist ewig durch sich selbst. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht besonnen genug seyn. Zur wahren melodischen Gesprächigkeit gehört ein weiter, aufmerksamer und ruhiger Sinn. Es wird ein verworrnes Geschwätz, wenn ein reißender Sturm in der Brust tobt, und die Aufmerksamkeit in eine zitternde Gedankenlosigkeit auflöst. Nochmals wiederhole ich, das ächte Gemüth ist wie das Licht, eben so ruhig und empfindlich, eben so elastisch und durchdringlich, ebin so mächtig und eben so unmerklich wirk-

schwächend. Man kann nicht schnell genug sich aus der süßen Betäubung reißen, die es hinterläßt und zu einer regelmäßigen und mühsamen Beschäftigung zurückkehren. Es ist, wie mit den anmuthigen Morgenträumen, aus deren einschläferndem Wirbel man nur mit Gewalt sich herausziehen kann, wenn man nicht in immer drückendere Müdigkeit gerathen, und so in krankhafter Erschöpfung nachher den ganzen Tag hinschleppen will.

Die Poesie will vorzüglich, fuhr Klingsohr fort, als strenge Kunst getrieben werden. Als bloßer Genuß hört sie auf Poesie zu seyn. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen, und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das ist ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandtheit im Nachdenken und Betrachten, und Geschicklichkeit, alle seine Fähigkeiten in eine gegenseitige belebende Thätigkeit zu versetzen und darin zu erhalten, das sind die Erfordernisse unserer Kunst. Wenn ihr euch mir überlassen wollt, so soll kein Tag euch vergehn, wo ihr nicht eure Kenntnisse bereichert und einige nützliche Einsichten erlangt habt. Die Stadt ist reich an Künstlern aller Art. Es giebt einige erfahrene Staatsmänner, einige gebildete Kaufleute hier. Man kann ohne

hin. Er umschlang sie, und küßte den weichen Mund des erröthenden Mädchens. Nur sanft bog sie sich von ihm weg, doch reichte sie ihm mit der kindlichsten Anmuth eine Rose, die sie am Busen trug. Sie machte sich mit ihrem Körbchen zu thun. Heinrich sah ihr mit stillem Entzücken nach, küßte die Rose, heftete sie an seine Brust und ging auf Klingsohrs Seite, der nach der Stadt hinüber sah.

Wo seyd ihr hergekommen, fragte Klingsohr. Ueber jenen Hügel herunter, erwiederte Heinrich. In jene Ferne verliert sich unser Weg. — Ihr müßt schöne Gegenden gesehen haben. — Fast ununterbrochen sind wir durch reizende Landschaften gereiset. — Auch eure Vaterstadt hat wohl eine anmuthige Lage? — Die Gegend ist abwechselnd genug; doch ist sie noch wild, und ein großer Fluß fehlt ihr. Die Ströme sind die Augen einer Landschaft. — Die Erzählung eurer Reise, sagte Klingsohr, hat mir gestern Abend eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ich habe wohl gemerkt, daß der Geist der Dichtkunst euer fremdlicher Begleiter ist. Eure Gefährten sind unbemerkt seine Stimmen geworden. In der Nähe des Dichters bricht die Poesie überall aus. Das Land der Poesie, das romantische Morgenland, hat euch mit seiner süßen Wehmuth begrüßt; der Krieg hat euch in seiner wilden Herrlichkeit angeredet und die Natur und Geschichte

den zärtlichsten Antheil nahmen, und Mathilden wie seinen Schutzgeist verehrten, in seine Stube, und machte ihn mit den Büchern bekannt. Sie sprachen nachher von der Poesie.

Ich weiß nicht, sagte Klingsohr, warum man es für Poesie nach gemeiner Weise hält, wenn man die Natur für einen Poeten ausgiebt. Sie ist es nicht zu allen Zeiten. Es ist in ihr, wie in den Menschen, ein entgegengesetztes Wesen, die dumpfe Begierde und die stumpfe Gefühllosigkeit und Trägheit, die einen rastlosen Streit mit der Poesie führen. Es wäre ein schöner Stoff zu einem Gedicht, dieser gewaltige Kampf. Manche Länder und Zeiten scheinen, wie die meisten Menschen, ganz unter der Botmäßigkeit dieser Feindin der Poesie zu stehen, dagegen in andern die Poesie einheimisch und überall sichtbar ist. Für den Geschichtschreiber sind die Zeiten dieses Kampfes äußerst merkwürdig, ihre Darstellung ein reizendes und belohnendes Geschäft. Es sind gewöhnlich die Geburtszeiten der Dichter. Der Widersacherin ist nichts unangenehmer, als daß sie der Poesie gegenüber selbst zu einer poetischen Person wird, und nicht selten in der Hitze die Waffen mit ihr tauscht, und von ihrem eigenen heimtückischen Geschosse heftig getroffen wird; dahingegen die Wunden der Poesie.

die sie von ihren eigenen Waffen erhält, leicht heilen, und sie nur noch reizender und gewaltiger machen.

Der Krieg überhaupt, sagte Heinrich, scheint mir eine poetische Wirkung. Die Leute glauben sich für irgend einen armseligen Besitz schagen zu müssen, und merken nicht, daß sie der romantische Geist aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch sich selbst zu vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poesie, und beide Heere folgen einer unsichbaren Fahne.

Im Kriege, versetzte Klingsohr, regt sich das Urgewässer. Neue Welttheile sollen entstehen, neue Geschlechter sollen aus der großen Auflösung anschießen. Der wahre Krieg ist der Religionskrieg; der geht gerade zu auf Untergang, und der Wahnsinn der Menschen erscheint in seiner völligen Gestalt. Viele Kriege, besonders die von Nationalhaß entspringen, gehören in diese Klasse mit, und sie sind ächte Dichtungen. Hier sind die wahren Helden zu Hause, die, das edelste Gegenbild der Dichter, nichts anders, als unwillkührlich von Poesie durchdrungene Weltkräfte sind. Ein Dichter, der zugleich Held wäre, ist schon ein göttlicher Gesandter, aber seiner Darstellung ist unsere Poesie nicht gewachsen.

Wie versteht ihr das, lieber Vater, sagte Heinrich. Kann ein Gegenstand zu überschwenglich für die Poesie seyn?

Allerdings. Nur kann man im Grunde nicht sagen, für die Poesie, sondern nur für unsere irdischen Mittel und Werkzeuge. Wenn es schon für einen einzelnen Dichter nur ein eigenthümliches Gebiet giebt, innerhalb dessen er bleiben muß, um nicht alle Haltung und den Athem zu verlieren: so giebt es auch für die ganze Summe menschlicher Kräfte eine bestimmte Grenze der Darstellbarkeit, über welche hinaus die Darstellung die nöthige Dichtigkeit und Gestaltung nicht behalten kann, und in ein leeres täuschendes Unding sich verliert. Besonders als Lehrling kann man nicht genug sich vor diesen Ausschweifungen hüten, da eine lebhafte Phantasie nur gar zu gern nach den Grenzen sich begiebt, und übermüthig das Unsinnliche, Uebermäßige zu ergreifen und auszusprechen sucht. Reifere Erfahrung lehrt erst, jene Unverhältnißmäßigkeit der Gegenstände zu vermeiden, und die Aufspürung des Einfachsten und Höchsten der Weltweisheit zu überlassen. Der ältere Dichter steigt nicht höher, als er es gerade nöthig hat, um seinen mannigfaltigen Vorrath in eine leichtfaßliche Ordnung zu stellen, und hütet sich wohl, die Manchfaltigkeit zu ver-

lassen, die ihm Stoff genug und auch die nöthigen Vergleichungspunkte darbietet. Ich möchte fast sagen, das Chaos muß in jeder Dichtung durch den regelmäßigen Flor der Ordnung schimmern. Den Reichthum der Erfindung macht nur eine leichte Zusammenstellung faßlich und anmuthig, dagegen auch das bloße Ebenmaaß die unangenehme Dürre einer Zahlenfigur hat. Die beste Poesie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenstand ist nicht selten ihr liebster Stoff. Für den Dichter ist die Poesie an beschränkte Werkzeuge gebunden, und eben dadurch wird sie zur Kunst. Die Sprache überhaupt hat ihren bestimmten Kreis. Noch enger ist der Umfang einer besondern Volkssprache. Durch Uebung und Nachdenken lernt der Dichter seine Sprache kennen. Er weiß genau, was er mit ihr leisten kann, und wird keinen thörichten Versuch machen, sie über ihre Kräfte anzuspannen. Nur selten wird er alle ihre Kräfte in einen Punkt zusammendrängen, denn sonst wird er ermüdend, und vernichtet selbst die kostbare Wirkung einer gutangebrachten Kraftäußerung. Auf seltsame Sprünge richtet sie nur ein Gaukler, kein Dichter ab. Ueberhaupt können die Dichter nicht genug von den Musikern und Malern lernen. In diesen Künsten wird es recht auffallend, wie nöthig es ist, wirth-

schaftlich mit den Hülfsmitteln der Kunst umzugehn, und wie viel auf geschickte Verhältniße ankommt. Dagegen könnten freilich jene Künstler auch von uns die poetische Unabhängigkeit, und den innern Geist jeder Dichtung und Erfindung, jedes ächten Kunstwerks überhaupt, dankbar annehmen. Sie sollten poetischer, und wir musikalischer und malerischer seyn — beides nach der Art und Weise unserer Kunst. Der Stoff ist nicht der Zweck der Kunst, aber die Ausführung ist es. Du wirst selbst sehen, welche Gesänge dir am besten gerathen, gewiß die, deren Gegenstände dir am geläufigsten und gegenwärtigsten sind. Daher kann man sagen, daß die Poesie ganz auf Erfahrung beruht. Ich weiß selbst, daß mir in jungen Jahren ein Gegenstand nicht leicht zu entfernt und zu unbekannt seyn konnte, den ich nicht am liebsten gesungen hätte. Was wurde es? ein leres, armseliges Wortgeräusch ohne einen Funken wahrer Poesie. Daher ist auch ein Mährchen eine sehr schwierige Aufgabe, und selten wird ein junger Dichter sie gut lösen.

Ich möchte gern eins von dir hören, sagte Heinrich. Die wenigen, die ich gehört habe, haben mich unbeschreiblich ergötzt, so unbedeutend sie auch seyn mochten.

Ich will heute Abend deinen Wunsch befriedigen. Es ist mir eins erinnerlich, was ich noch in ziemlich

Du bist ja der Vater der Liebe, sagte Heinrich, indem er Mathilden umschlang, und beide seine Hand küßten.

Klingsohr umarmte sie, und ging hinaus. Liebe Mathilde, sagte Heinrich nach einem langen Kusse, es ist mir wie ein Traum, daß du mein bist; aber noch wunderbarer ist es mir, daß du es nicht immer gewesen bist. Mich dünkt, sagte Mathilde, ich kennte dich seit undenklichen Zeiten. — Kannst du mich denn lieben? — Ich weiß nicht, was Liebe ist, aber das kann ich dir sagen, daß mir ist, als finge ich erst jetzt zu leben an, und daß ich dir so gut bin, daß ich gleich für dich sterben wollte. — Meine Mathilde, erst jetzt fühle ich, was es heißt unsterblich zu seyn. — Lieber Heinrich, wie unendlich gut bist du, welcher herrliche Geist spricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. — Wie du mich tief beschämst! bin ich doch nur durch dich, was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was ist ein Geist ohne Himmel, und du bist der Himmel, der mich trägt. und erhält. — Welches selige Geschöpf wär ich, wenn du so treu wärst, wie mein Vater. Meine Mutter starb kurz nach meiner Geburt. Mein Vater weint fast alle Tage noch um sie. — Ich verdiene es nicht, aber möchte ich glücklicher seyn, als er!

in der lieblichsten Hülle. — Ach! Heinrich, du weißt das Schicksal der Rosen; wirst du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe seyn? — O! könntest du durch meine Augen in mein Gemüth sehen! aber du liebst mich und so glaust du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reize sagt. O! sie sind unverwelklich. Was mich so unzertrennlich zu dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat, das ist nicht aus dieser Zeit. Könntest du nur sehn, wie du mir erscheinst, welches wunderbare Bild deine Gestalt durchdringt und mir überall entgegen leuchtet, du würdest kein Alter fürchten. Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes. Die irdischen Kräfte ringen und quellen, um es festzuhalten, aber die Natur ist noch unreif; das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten heiligen Welt. — Ich verstehe dich, lieber Heinrich, denn ich sehe etwas Aehnliches, wenn ich dich anschaue. — Ja, Mathilde, die höhere Welt ist uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken sie auf das Innigste mit der irdischen Natur verwebt. — Du wirst mir noch viel herrliche Sachen offenbaren,

du mußt Alles wissen. Mein ganzes Wesen soll sich mit dem deinigen vermischen. Nur die grenzenloseste Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr besteht sie ja. Sie ist ja ein geheimnißvolles Zusamenfließen unsers geheimsten und eigenthümlichsten Daseyns. — Heinrich, so können sich noch nie zwei Menschen geliebt haben. — Ich kanns nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde. — Auch keinen Heinrich. — Ach! schwöre es mir noch einmal, daß du ewig mein bist; die Liebe ist eine endlose Wiederholung. — Ja, Heinrich, ich schwöre ewig dein zu seyn, bei der unsichtbaren Gegenwart meiner guten Mutter. — Ich schwöre ewig dein zu seyn, Mathilde, so wahr die Liebe, die Gegenwart Gottes, bei uns ist. Eine lange Umarmung, unzählige Küsse besiegelten den ewigen Bund des seligen Paars.

Neuntes Kapitel.

Abends waren einige Gäste da; der Großvater trank die Gesundheit des jungen Brautpaars, und versprach bald ein schönes Hochzeitfest auszurichten. Was hilft das lange Zaudern, sagte der Alte. Frühe

milchblauen Schimmer und spielten mit den sanftesten Farben. Die ganze Gegend ward nun sichtbar, und der Wiederschein der Figuren, das Getümmel der Spieße, der Schwerdter, der Schilder und der Helme, die sich nach hier und da erscheinenden Kronen von allen Seiten neigten, und endlich wie diese verschwanden und einem schlichten, grünen Kranze Platz machten, um diesen her einen weiten Kreis schlossen: alles dieß spiegelte sich in dem starren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag, und auch der ferne hohe Berggürtel, der sich rund um das Meer herzog, ward bis in die Mitte mit einem milden Abglanz überzogen. Man konnte nichts deutlich unterscheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöse herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkstatt. Die Stadt erschien dagegen hell und klar. Ihre glatten, durchsichtigen Mauern warfen die schönen Strahlen zurück, und das vortreffliche Ebenmaß, der edle Styl aller Gebäude und ihre schöne Zusammenordnung kam zum Vorschein. Vor allen Fenstern standen zierliche Gefäße von Thon, voll der manchfaltigsten Eis- und Schneeblumen, die auf das anmuthigste funkelten.

Am herrlichsten nahm sich auf dem großen Platze vor dem Palaste der Garten aus, der aus Metallbäumen und Krystallpflanzen bestand, und mit bunten Edelsteinblüthen und Früchten übersäet war. Die

Manchfaltigkeit und
die Lebhaftigkeit der
das herrlichſte Schau
hohen Springquell
der zu Eis erſtarrt
alte Held ging vor
ſam vorüber. Eine
im Innern. Er le
mit einem ſanften K
den Saal. Seinen
Haſt du noch nichts
ter Arcturs mit klaq
ſeidenen Polſtern auf
großen Schwefelkryſta
einige Mädchen rieben
die aus Milch und Pur
Nach allen Seiten ſt
Mädchen des reizende
Palaſt ſo wunderſam e
wehte im Saale. D
deinen Schild berühren
ſich dem Throne und
Sie ergriff ſeine Hanl
an ihren himmliſchen L
an. Seine Rüſtung k
Kraft beſeelte ſeinen F

und das Herz pochte hörbar an den Panzer. Die schöne Freya schien heiterer, und das Licht ward brennender, das von ihr ausströmte. Der König kommt, rief ein prächtiger Vogel, der im Hintergrunde des Thrones saß. Die Dienerinnen legten eine himmelblaue Decke über die Prinzessin, die sie über den Busen bedeckte. Der Held senkte seinen Schild, und sah nach der Kuppel hinauf, zu welcher zwei breite Treppen von beiden Seiten des Saals sich hinaufschlangen. Eine leise Musik ging dem Könige voran, der bald mit einem zahlreichen Gefolge in der Kuppel erschien und herunter kam.

Der schöne Vogel entfaltete seine glänzenden Schwingen, bewegte sie sanft und sang, wie mit tausend Stimmen dem Könige entgegen:

Nicht lange wird der schöne Fremde säumen.
Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebesgluth zerrinnt.
Die kalte Nacht wird diese Stätte räumen,
Wenn Fabel erst das alte Recht gewinnt.
In Freyas Schooß wird sich die Welt entzünden
Und jede Sehnsucht ihre Sehnsucht finden.

Der König umarmte seine Tochter mit Zärtlichkeit. Die Geister der Gestirne stellten sich um den Thron, und der Held nahm in der Reihe seinen Platz ein. Eine unzählige Menge Sterne füllten den Saal in zierlichen

die Figuren der Blätter auf das kunstreichste nach. Die Musik wechselte, wie die Bilder auf dem Tische, unaufhörlich, und so wunderlich und hart auch die Uebergänge nicht selten waren, so schien doch nur Ein einfaches Thema das Ganze zu verbinden. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit flogen die Sterne den Bildern nach. Sie waren bald alle in Einer großen Verschlingung, bald wieder in einzelne Haufen schön geordnet, bald zerstäubte der lange Zug, wie ein Strahl, in unzählige Funken, bald kam durch immer wachsende kleinere Kreise und Muster wieder Eine große, überraschende Figur zum Vorschein. Die bunten Gestalten in den Fenstern blieben während dieser Zeit ruhig stehen. Der Vogel bewegte unaufhörlich die Hülle seiner kostbaren Federn auf die manchfaltigste Weise. Der alte Held hatte bisher auch sein unsichtbares Geschäft emsig betrieben, als auf einmal der König voll Freuden ausrief: Es wird alles gut. Eisen, wirf du dein Schwerdt in die Welt, daß sie erfahren, wo der Friede ruht. Der Held riß das Schwerdt von der Hüfte, stellte es mit der Spitze gen Himmel, dann ergriff er es, und warf es aus dem geöffneten Fenster über die Stadt und das Eismeer. Wie ein Komet flog es durch die Luft, und schien an dem Berggürtel mit

hellem Klange zu zersplittern, denn es fiel in lauter Funken herunter.

Zu der Zeit lag der schöne Knabe Eros in seiner Wiege und schlummerte sanft, während Ginnistan, seine Amme, die Wiege schaukelte und seiner Milchschwester Fabel die Brust reichte. Ihr buntes Halstuch hatte sie über die Wiege ausgebreitet, daß die hellbrennende Lampe, die der Schreiber vor sich stehen hatte, das Kind mit ihrem Scheine nicht beunruhigen möchte. Der Schreiber schrieb unverdrossen, sah sich nur zuweilen mürrisch nach den Kindern um, und schnitt der Amme finstere Gesichter, die ihn gutmüthig anlächelte und schwieg.

Der Vater der Kinder ging immer ein und aus, indem er jedesmal die Kinder betrachtete und Ginnistan freundlich begrüßte. Er hatte unaufhörlich dem Schreiber etwas zu sagen. Dieser vernahm ihn genau, und wenn er es aufgezeichnet hatte, reichte er die Blätter einer edlen göttergleichen Frau hin, die sich an einen Altar lehnte, auf welchem eine dunkle Schaale mit klarem Wasser stand, in welches sie mit heiterm Lächeln blickte. Sie tauchte die Blätter jedesmal hinein, und wenn sie beim Herausziehn gewahr wurde, daß einige Schrift stehen geblieben und glänzend geworden war, so gab sie

das Blatt dem Schreiber zurück, der es in ein großes Buch heftete, und oft verdrießlich zu seyn schien, wenn seine Mühe vergeblich gewesen und alles ausgelöscht war. Die Frau wandte sich zu Zeiten gegen Ginnistan und die Kinder, tauchte den Finger in die Schaale, und sprützte einige Tropfen auf sie hin, die, sobald sie die Amme, das Kind, oder die Wiege berührten, in einen blauen Dunst zerrannen, der tausend seltsame Bilder zeigte, und beständig um sie herzog und sich veränderte. Traf einer davon zufällig auf den Schreiber, so fielen eine Menge Zahlen und geometrische Figuren nieder, die er mit vieler Aemsigkeit auf einen Faden zog, und sich zum Zierrath um den magern Hals hing. Die Mutter des Knaben, die wie die Anmuth und Lieblichkeit selbst aussah, kam oft herein. Sie schien beständig beschäftigt, und trug immer irgend ein Stück Hausgeräthe mit sich hinaus; bemerkte es der argwöhnische und mit spähenden Blicken sie verfolgende Schreiber, so begann er eine lange Strafrede, auf die aber kein Mensch achtete. Alle schienen seiner unnützen Widerreden gewohnt. Die Mutter gab auf einige Augenblicke der kleinen Fabel die Brust; aber bald ward sie wieder abgerufen, und dann nahm Ginnistan das Kind zurück, das an ihr lieber zu trinken schien

Auf einmal brachte der Vater ein zartes eisernes Stäbchen herein, das er im Hofe gefunden hatte. Der Schreiber besah es, drehte es dann mit vieler Lebhaftigkeit herum, und brachte bald heraus, daß es sich von selbst, in der Mitte an einem Faden aufgehängt, nach Norden drehe. Ginnistan nahm es auch in die Hand, bog es, drückte es, hauchte es an, und hatte ihm bald die Gestalt einer Schlange gegeben, die sich nun plötzlich in den Schwanz biß. Der Schreiber ward bald des Betrachtens überdrüßig. Er schrieb alles auf, und war sehr weitläufig über den Nutzen, den dieser Fund gewähren könne. Wie ärgerlich war er aber, als sein ganzes Schreibwerk die Probe nicht bestand, und das Papier weiß aus der Schaale hervorkam. Die Amme spielte fort. Zufällig berührte sie die Wiege damit, da fing der Knabe an, wach zu werden, schlug die Decke zurück, hielt die Hand gegen das Licht, und langte mit der andern nach der Schlange. Wie er sich erhielt, sprang er rüstig, daß Ginnistan erschrak, und der Schreiber beinahe vor Entsetzen vom Stuhle fiel, aus der Wiege stand, nur von seinen langen goldenen Haaren bedeckt, im Zimmer, und betrachtete mit unaussprechlicher Freude das Kleinod, das sich in seinen Händen nach Norden ausstreckte, und ihn heftig

im Innern zu bewegen schien. Zusehends wuchs er.

Sophie, sagte er mit rührender Stimme zu der Frau, laß mich aus der Schaale trinken. Sie reichte sie ihm ohne Anstand, und er konnte nicht aufhören zu trinken, indem die Schaale sich immer voll zu erhalten schien. Endlich gab er sie zurück, indem er die edle Frau innig umarmte. Er herzte Ginnistan, und bat sie um das bunte Tuch, das er sich anständig um die Hüften band. Die kleine Fabel nahm er auf den Arm. Sie schien unendliches Wohlgefallen an ihm zu haben, und fing zu plaudern an. Ginnistian machte sich viel um ihn zu schaffen. Sie sah äußerst reizend und leichtfertig aus, und drückte ihn mit der Innigkeit einer Braut an sich. Sie zog ihn mit heimlichen Worten nach der Kammerthür, aber Sophie winkte ernsthaft, und deutete nach der Schlange; da kam die Mutter herein, auf die er sogleich zuflog und sie mit heißen Thränen bewillkommte. Der Schreiber war ingrimmig fortgegangen. Der Vater trat herein, und wie er Mutter und Sohn in stiller Umarmung sah, trat er hinter ihren Rücken zur reizenden Ginnistan, und liebkoste ihr. Sophie stieg die Treppe hinauf. Die kleine Fabel nahm die Feder des Schreibers und fing zu schreiben an. Mutter und Sohn vertieften sich in ein leises Gespräch, und

Schreiber rührte die Feder, und machte immer eine Fratze, wenn er genöthigt war, Ginnistan um etwas zu fragen, die ein sehr gutes Gedächtniß hatte, und alles behielt, was sich zutrug. Eros kam bald in schöner Rüstung, um die das bunte Tuch wie eine Schärpe gebunden war, zurück, und bat Sophien um Rath, wann und wie er seine Reise antreten sollte. Der Schreiber war vorlaut, und wollte gleich mit einem ausführlichen Reiseplan dienen, aber seine Vorschläge wurden überhört. Du kannst sogleich reisen; Ginnistan mag dich begleiten, sagte Sophie; sie weiß mit den Wegen Bescheid, und ist überall gut bekannt. Sie wird die Gestalt deiner Mutter annehmen, um dich nicht in Versuchung zu führen. Findest du den König, so denke an mich; dann komme ich um dir zu helfen.

Ginnistan tauschte ihre Gestalt mit der Mutter, worüber der Vater sehr vergnügt zu seyn schien; der Schreiber freute sich, daß die beiden fortgingen; besonders da ihm Ginnistan ihr Taschenbuch zum Abschiede schenkte, worin die Chronik des Hauses umständlich aufgezeichnet war; nur blieb ihm die kleine Fabel ein Dorn im Auge, und er hätte, um seiner Ruhe und Zufriedenheit willen, nichts mehr gewünscht, als daß auch sie unter der Zahl der Abreisenden seyn möchte. Sophie segnete die Rie-

derknieenden ein, und gab ihnen ein Gefäß voll Wasser aus der Schaale mit; die Mutter war sehr bekümmert. Die kleine Fabel wäre gern mitgegangen, und der Vater war zu sehr außer dem Hause beschäftigt, als daß er lebhaften Antheil hätte nehmen sollen. Es war Nacht, wie sie abreisten, und der Mond stand hoch am Himmel. Lieber Eros, sagte Ginnistan, wir müssen eilen, daß wir zu meinem Vater kommen, der mich lange nicht gesehn, und so sehnsuchtsvoll mich überall auf der Erde gesucht hat. Siehst du wohl sein bleiches abgehärmtes Gesicht? Dein Zeugniß wird mich ihm in der fremden Gestalt kenntlich machen.

Die Liebe ging auf dunkler Bahn
Vom Monde nur erblickt,
Das Schattenreich war aufgethan
Und seltsam aufgeschmückt.

Ein blauer Dunst umschwebte sie
Mit einem goldnen Rand,
Und eilig zog die Phantasie
Sie über Strom und Land.

Es hob sich ihre volle Brust
In wunderbarem Muth;
Ein Vorgefühl der künft'gen Lust
Besprach die wilde Gluth.

Die Sehnsucht klagt' und wußt' es nicht,
Daß Liebe naher kam;
Und tiefer grub in ihr Gesicht
Sich hoffnungsloser Gram.

Die kleine Schlange blieb getreu,
Sie wies nach Norden hin,
Und beide folgten sorgenfrei
Der schönen Führerin.

Die Liebe ging durch Wüstenein
Und durch der Wolken Land,
Trat in den Hof des Mondes ein
Die Tochter an der Hand.

Er saß auf seinem Silberthron,
Allein mit seinem Harm;
Da hört er seines Kindes Ton,
Und sank in ihren Arm.

Eros stand gerührt bei den zärtlichen Umarmungen. Endlich sammelte sich der alte erschütterte Mann, und bewillkommte seinen Gast. Er ergriff sein großes Horn, und stieß mit voller Macht hinein. Ein gewaltiger Ruf dröhnte durch die uralte Burg. Die spitzen Thürme mit ihren glänzenden Knöpfen und die tiefen schwarzen Dächer schwankten. Die Burg stand still, denn sie war auf das Gebirge jenseits des Meeres gekommen. Von allen Seiten strömten seine Diener herzu, deren seltsame Gestalten

Aufbruchs gegeben würde. Die Schatzkammer war ein großer Garten, dessen Manchfaltigkeit und Reichthum alle Beschreibung übertraf. Zwischen den ungeheuren Wetterbäumen lagen unzählige Luftschlösser von überraschender Bauart, eins immer köstlicher, als das andere. Große Heerden von Schäfchen, mit silberweißer, goldner und rosenfarbner Wolle irrten umher, und die sonderbarsten Thiere belebten den Hain. Merkwürdige Bilder standen hie und da, und die festlichen Aufzüge, die seltsamen Wagen, die überall zum Vorschein kamen, beschäftigten die Aufmerksamkeit unaufhörlich. Die Beete standen voll der buntesten Blumen. Die Gebäude waren gehäuft voll von Waffen aller Art, voll der schönsten Teppiche, Tapeten, Vorhänge, Trinkgeschirre und aller Arten von Geräthen und Werkzeugen, in unübersehlichen Reihen. Auf einer Anhöhe erblickten sie ein romantisches Land, das mit Städten und Burgen, mit Tempeln und Begräbnissen übersäet war, und alle Anmuth bewohnter Ebenen mit den furchtbaren Reizen der Einöde und schroffer Felsengegenden vereinigte. Die schönsten Farben waren in den glücklichsten Mischungen. Die Bergspitzen glänzten wie Lustfeuer in ihren Eis- und Schneehüllen. Die Ebene lachte im frischesten Grün. Die Ferne schmückte sich mit allen Veränderungen von

die Erde zitterte; der Sturm brauste, und die Nacht ward von fürchterlichen Meteoren erleuchtet. Mit unerhörten Grausamkeiten zerriß das Heer der Gespenster die zarten Glieder der Lebendigen. Ein Scheiterhaufen thürmte sich empor, und unter dem grausenvollsten Geheul wurden die Kinder des Lebens von den Flammen verzehrt. Plötzlich brach aus dem dunklen Aschenhaufen ein milchblauer Strom nach allen Seiten aus. Die Gespenster wollten die Flucht ergreifen, aber die Fluth wuchs zusehends und verschlang die scheußliche Brut. Bald waren alle Schrecken vertilgt. Himmel und Erde flossen in süße Musik zusammen. Eine wunderschöne Blume schwamm glänzend auf den sanften Wogen. Ein glänzender Bogen schloß sich über der Fluth, auf welchem göttliche Gestalten auf prächtigen Thronen, nach beiden Seiten herunter, saßen. Sophie saß zu oberst, die Schaale in der Hand, neben einem herrlichen Manne, mit einem Eichenkranze um die Locken und einer Friedenspalme statt des Scepters in der Rechten. Ein Lilienblatt bog sich über den Kelch der schwimmenden Blume; die kleine Fabel saß auf demselben, und sang zur Harfe die süßesten Lieder. In dem Kelche saß Eros selbst, über ein schönes schlummerndes Mädchen hergebeugt, das ihn fest umschlungen hielt. Eine kleinere Blüthe

gesucht, sich des Hausregiments zu bemächtigen und sein Joch abzuschütteln. Er hatte sie gefunden. Zuerst bemächtigte sich sein Anhang der Mutter, die in eiserne Bande gelegt wurde. Der Vater ward bei Wasser und Brod ebenfalls hingesetzt. Die kleine Fabel hörte den Lärm im Zimmer. Sie verkroch sich hinter dem Altare, und wie sie bemerkte, daß eine Thür an seiner Rückseite verborgen war, so öffnete sie dieselbe mit vieler Behendigkeit, und fand, daß eine Treppe in ihm hinunterging. Sie zog die Thür nach sich, und stieg im Dunkeln die Treppe hinunter. Der Schreiber stürzte mit Ungestüm herein, um sich an der kleinen Fabel zu rächen und Sophien gefangen zu nehmen. Beide waren nicht zu finden. Die Schaale fehlte auch, und in seinem Grimme zerschlug er den Altar in tausend Stücke, ohne jedoch die heimliche Treppe zu entdecken.

Die kleine Fabel stieg geraume Zeit. Endlich kam sie auf einen freien Platz hinaus, der rund herum mit einer prächtigen Colonnade geziert und durch ein großes Thor geschlossen war. Alle Figuren waren hier dunkel. Die Luft war wie ein ungeheurer Schatten; am Himmel stand ein schwarzer strahlender Körper. Man konnte Alles auf das Deutlichste unterscheiden, weil jede Figur

du hier, Müßiggängerin? wer hat dich eingelassen? Dein kindisches Hüpfen bewegt die stille Flamme. Das Oel verbrennt unnützer Weise. Kannst du dich nicht hinsetzen und etwas vornehmen? — Schöne Base, sagte Fabel, am Müßiggehn ist mir nichts gelegen. Ich mußte recht über eure Thürhüterin lachen. Sie hätte mich gern an die Brust genommen, aber sie mußte zu viel gegessen haben, sie konnte nicht aufstehn. Laßt mich vor der Thür sitzen, und gebt mir etwas zu spinnen; denn hier kann ich nicht gut sehen, und wenn ich spinne, muß ich singen und plaudern dürfen, und das könnte euch in euren ernsthaften Gedanken stören. — Hinaus sollst du nicht, aber in der Nebenkammer bricht ein Strahl der Oberwelt durch die Felsritzen, da magst du spinnen, wenn du so geschickt bist; hier liegen ungeheure Haufen von alten Enden, die drehe zusammen; aber hüte dich; wenn du saumselig spinnst, oder der Faden reißt, so schlingen sich die Fäden um dich her und ersticken dich. — Die Alte lachte hämisch und spann. Fabel raffte einen Arm voll Fäden zusammen, nahm Wocken und Spindel, und hüpfte singend in die Kammer. Sie sah durch die Oeffnung hinaus, und erblickte das Sternbild des Phönix. Froh über das glückliche Zeichen fing sie

Fabel gewartet, aber wie entsetzten sie sich, als auf einmal eine fürchterliche Nase über ihre Schultern guckte, und wie sie sich umsahen, die ganze Höhle voll der gräßlichsten Figuren war, die tausenderlei Unfug trieben. Sie fuhren in einander, heulten mit fürchterlicher Stimme, und wären vor Schrecken zu Stein geworden, wenn nicht in diesem Augenblicke der Schreiber in die Höhle getreten wäre, und eine Alraunwurzel bei sich gehabt hätte. Die Lichterchen verkrochen sich in die Felsklüfte und die Höhle wurde ganz hell, weil die schwarze Lampe in der Verwirrung umgefallen und ausgelöscht war. Die Alten waren froh, wie sie den Schreiber kommen hörten, aber voll Ingrimms gegen die kleine Fabel. Sie riefen sie heraus, schnarchten sie fürchterlich an, und verboten ihr fortzuspinnen. Der Schreiber schmunzelte höhnisch, weil er die kleine Fabel nun in seiner Gewalt zu haben glaubte, und sagte: Es ist gut, daß du hier bist, und zur Arbeit angehalten werden kannst. Ich hoffe, daß es an Züchtigungen nicht fehlen soll. Dein guter Geist hat dich geführt. Ich wünsche dir langes Leben und viel Vergnügen. Ich danke dir für deinen guten Willen, sagte Fabel; man sieht dir jetzt die gute Zeit an; dir fehlt nur noch das Stundenglas und die Hippe, so siehst du ganz wie der Bruder

sich leise nach dem Hintergrunde der Höhle, wo eine Leiter herunterhing. Sie kletterte schnell hinauf, und kam bald vor eine Fallthür, die sich in Arkturs Gemach öffnete.

Der König saß umringt von seinen Räthen, als Fabel erschien. Die nördliche Krone zierte sein Haupt. Die Lilie hielt er mit der Linken, die Wage in der Rechten. Der Adler und Löwe saßen zu seinen Füßen. Monarch, sagte die Fabel, indem sie sich ehrfurchtsvoll vor ihm neigte: Heil deinem festgegründeten Throne, frohe Botschaft deinem verwundeten Herzen! baldige Rückkehr der Weisheit! Ewiges Erwachen dem Frieden! Ruhe der rastlosen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Gestalt der Zukunft! Der König berührte ihre offene Stirn mit der Lilie: Was du bittest, sey dir gewährt. — Dreimal werde ich bitten, wenn ich zum viertenmale komme, so ist die Liebe vor der Thür. Jetzt gieb mir die Leier. — Eridanus! bringe sie her, rief der König. Rauschend strömte Eridanus von der Decke, und Fabel zog die Leier aus seinen blinkenden Fluthen.

Fabel that einige weißsagende Griffe; der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinweg eilte. Sie glitt in reizenden Bogenschwüngen über das Eis-

indem sie lächelnd auf die Kleine herunter sah, die es sich gut schmecken ließ: Ich bin selbst Ursach, daß Eros so wild und unbeständig geworden ist. Aber mich reut es dennoch nicht, denn jene Stunden, die ich in seinen Armen zubrachte, haben mich zur Unsterblichen gemacht. Ich glaubte unter seinen feurigen Liebkosungen zu zerschmelzen. Wie ein himmlischer Räuber schien er mich grausam vernichten, und stolz über sein bebendes Opfer triumphiren zu wollen. Wir erwachten spät aus dem verbotenen Rausche, in einem sonderbar vertauschten Zustande. Lange silberweiße Flügel bedeckten seine weißen Schultern, und die reizende Fülle und Biegung seiner Gestalt. Die Kraft, die ihn so plötzlich aus einem Knaben zum Jünglinge quellend getrieben, schien sich ganz in die glänzenden Schwingen gezogen zu haben, und er war wieder zum Knaben geworden. Die stille Gluth seines Gesichts war in das tändelnde Feuer eines Irrlichts, der heilige Ernst in verstellte Schalkheit, die bedeutende Ruhe in kindische Unstätigkeit, der edle Anstand in drollige Beweglichkeit verwandelt. Ich fühlte mich von einer ernsthaften Leidenschaft unwiderstehlich zu dem muthwilligen Knaben gezogen, und empfand schmerzlich seinen lächelnden Hohn und seine Gleichgültigkeit gegen meine rührendsten Bitten. Ich sah

meine Gestalt verändert. Meine sorglose Heiterkeit war verschwunden, und hatte einer traurigen Bekümmerniß, einer zärtlichen Schüchternheit Platz gemacht. Ich hätte mich mit Eros vor aller Augen verbergen mögen. Ich hatte nicht das Herz, in seine beleidigenden Augen zu sehen, und fühlte mich entsetzlich beschämt und erniedrigt. Ich hatte keinen andern Gedanken, als ihn, und hätte mein Leben hingegeben, um ihn von seinen Unarten zu befreien. Ich mußte ihn anbeten, so tief er auch alle meine Empfindungen kränkte.

Seit der Zeit, wo er sich aufmachte, und mir entfloh, so rührend ich auch mit den heißesten Thränen ihn beschwor, bei mir zu bleiben, bin ich ihm überall gefolgt. Er scheint es ordentlich darauf anzulegen, mich zu necken. Kaum habe ich ihn erreicht, so fliegt er tückisch weiter. Sein Bogen richtet überall Verwüstungen an. Ich habe nichts zu thun, als die Unglücklichen zu trösten, und habe doch selbst Trost nöthig. Ihre Stimmen, die mich rufen, zeigen mir seinen Weg, und ihre wehmüthigen Klagen, wenn ich sie wieder verlassen muß, gehen mir tief zu Herzen. Der Schreiber verfolgt uns mit entsetzlicher Wuth, und rächt sich an den armen Getroffenen. Die Frucht jener geheimnißvollen Nacht waren eine zahlreiche Menge wunder-

licher Kinder, die ihrem Großvater ähnlich sehen und nach ihm genannt sind. Geflügelt wie ihr Vater begleiten sie ihn beständig und plagen die Armen, die sein Pfeil trifft. Doch da kommt der fröhliche Zug. Ich muß fort: lebe wohl süßes Kind. Seine Nähe erregt meine Leidenschaft. Sey glücklich in deinem Vorhaben. — Eros zog weiter, ohne Ginnistan, die auf ihn zueilte, einen zärtlichen Blick zu gönnen. Aber zu Fabel wandte er sich freundlich, und seine kleinen Begleiter tanzten fröhlich um sie her. Fabel freute sich, ihren Milchbruder wieder zu sehen, und sang zu ihrer Leier ein munteres Lied. Eros schien sich besinnen zu wollen, und ließ den Bogen fallen. Die Kleinen entschliefen auf dem Rasen. Ginnistan konnte ihn fassen und er litt ihre zärtlichen Liebkosungen. Endlich fing Eros auch an zu nicken, schmiegte sich an Ginnistans Schooß, und schlummerte ein, indem er seine Flügel über sie ausbreitete. Unendlich froh war die müde Ginnistan und verwandte kein Auge von dem holden Schläfer. Während des Gesanges waren von allen Seiten Taranteln zum Vorschein gekommen, die über die Grashalme ein glänzendes Netz zogen und lebhaft nach dem Takte sich an ihren Fäden bewegten. Fabel tröstete nun ihre Mutter und versprach ihr baldige Hülfe. Vom

gebrannte Schlacke, die herunter ins Meer fiel. Die Flamme war über allen Ausdruck glänzend geworden. Sie hob sich langsam in die Höhe, und zog nach Norden. Fabel trat in den Hof, der verödet aussah; das Haus war unterdeß verfallen. Dornsträucher wuchsen in den Ritzen der Fenstergesimse und Ungeziefer aller Art kribbelte auf den zerbrochenen Stiegen. Sie hörte im Zimmer einen entsetzlichen Lärm; der Schreiber und seine Gesellen hatten sich an dem Flammentode der Mutter geweidet, waren aber gewaltig erschrocken, wie sie den Untergang der Sonne wahrgenommen hatten.

Sie hatten sich vergeblich angestrengt, die Flamme zu löschen, und waren bei dieser Gelegenheit nicht ohne Beschädigungen geblieben. Der Schmerz und die Angst preßte ihnen entsetzliche Verwünschungen und Klagen aus. Sie erschraken noch mehr, als Fabel ins Zimmer trat, und stürmten mit wüthendem Geschrei auf sie ein, um an ihr den Grimm auszulassen. Fabel schlüpfte hinter die Wiege, und ihre Verfolger traten ungestüm in das Gewebe der Taranteln, die sich durch unzählige Bisse an ihnen rächten. Der ganze Haufen fing nun toll an zu tanzen, wozu Fabel ein lustiges Lied spielte. Mit vielem Lachen über ihre possirlichen Fratzen ging sie auf die Trümmer des Altars zu und räumte sie

Ich will euch drei tüchtige Fliegen verschaffen, sagte sie zu den Kreuzspinnen, die ihre luftigen Gewebe rund um an der Decke und den Wänden angeheftet hatten, aber ihr müßt mir gleich drei hübsche, leichte Kleider spinnen. Die Blumen, die hinein gewirkt werden sollen, will ich auch gleich bringen. Die Kreuzspinnen waren bereit, und fingen rasch zu weben an. Fabel schlich sich zur Leiter, und begab sich zu Arktur. Monarch, sagte sie, die Bösen tanzen, die Guten ruhen. Ist die Flamme angekommen? Sie ist angekommen, sagte der König. Die Nacht ist vorbei und das Eis schmilzt. Meine Gattin zeigt sich von weitem. Meine Freundin ist versenkt. Alles fängt zu leben an. Noch darf ich mich nicht sehen lassen, denn allein bin ich nicht König. Bitte, was du willst. — Ich brauche, sagte Fabel, Blumen, die im Feuer gewachsen sind. Ich weiß, du hast einen geschickten Gärtner, der sie zu ziehen versteht. — Zink, rief der König, gieb uns Blumen. Der Blumengärtner trat aus der Reihe, holte einen Topf voll Feuer, und säete glänzenden Samenstaub hinein. Es währte nicht lange, so flogen die Blumen empor. Fabel sammelte sie in ihre Schürze, und machte sich auf den Rückweg. Die Spinnen waren fleißig gewesen, und es fehlte nichts mehr als das Anheften der Blumen, welches sie sogleich

mit vielem Geschmack und Behändigkeit begannen. Fabel hütete sich wohl die Enden abzureißen, die noch an den Weberinnen hingen.

Sie trug die Kleider den ermüdeten Tänzerinnen hin, die triefend vom Schweiß umgesunken waren, und sich einige Augenblicke von der ungewohnten Anstrengung erholten. Mit vieler Geschicklichkeit entkleidete sie die hagern Schönheiten, die es an Schmähungen der kleinen Dienerin nicht fehlen ließen, und zog ihnen die neuen Kleider an, die sehr niedlich gemacht waren und vortrefflich paßten. Sie pries während dieses Geschäftes die Reize und den liebenswürdigen Charakter ihrer Gebieterinnen, und die Alten schienen ordentlich erfreut über die Schmeicheleien und die Zierlichkeit des Anzuges. Sie hatten sich unterdeß erholt, und fingen von neuer Tanzlust beseelt wieder an, sich munter umherzudrehen, indem sie heimtückisch der Kleinen langes Leben und große Belohnungen versprachen. Fabel ging in die Kammer zurück, und sagte zu den Kreuzspinnen: Ihr könnt nun die Fliegen getrost verzehren, die ich in eure Weben gebracht habe. Die Spinnen waren so schon ungeduldig über das Hin- und Herreißen, da die Enden noch in ihnen waren, und die Alten so toll umhersprangen; sie rannten also hinaus, und fielen über die Tänzerinnen her; diese wollten sich

mit der Scheere vertheidigen, aber Fabel hatte sie in aller Stille mitgenommen. Sie unterlagen also ihren hungrigen Handwerksgenossen, die lange keine so köstlichen Bissen geschmeckt hatten, und sie bis auf das Mark aussaugten. Fabel sah durch die Felsenkluft hinaus und erblickte den Perseus mit dem großen eisernen Schilde. Die Scheere flog von selbst dem Schilde zu, und Fabel bat ihn, Eros Flügel damit zu verschneiden, und dann mit seinem Schilde die Schwestern zu verewigen, und das große Werk zu vollenden.

Sie verließ nun das unterirdische Reich, und stieg fröhlich zu Arkturs Palaste.

Der Flachs ist versponnen. Das Leblose ist wieder entseelt. Das Lebendige wird regieren, und das Leblose bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbart, und das Aeußere verborgen. Der Vorhang wird sich bald heben, und das Schauspiel seinen Anfang nehmen. Noch einmal bitte ich, dann spinne ich Tage der Ewigkeit. — Glückliches Kind, sagte der gerührte Monarch, du bist unsre Befreierin. Ich bin nichts als Sophiens Pathe, sagte die Kleine. Erlaube, daß Turmalin, der Blumengärtner, und Gold mich begleiten. Die Asche meiner Pflegmutter muß ich sammeln, und der alte Träger muß wieder aufstehn, daß die Erde wieder schwebe, und nicht auf dem Chaos liege.

bist du wieder unter alten Bekannten. Ich will dir fröhliche Tage spinnen, und an einem Gehülfen soll es auch nicht fehlen, damit du zuweilen an unsern Freuden Theil nehmen, und im Arm einer Freundin Jugend und Stärke einathmen kannst. Wo sind unsre alten Gastfreundinnen, die Hesperiden? — An Sophiens Seite. Bald wird ihr Garten wieder blühen, und die goldne Frucht duften. Sie gehen umher und sammeln die schmachtenden Pflanzen.

Fabel entfernte sich, und eilte dem Hause zu. Es war zu völligen Ruinen geworden. Epheu umzog die Mauern. Hohe Büsche beschatteten den ehemaligen Hof, und weiches Moos polsterte die alten Stiegen. Sie trat ins Zimmer. Sophie stand am Altar, der wieder aufgebaut war. Eros lag zu ihren Füßen in voller Rüstung, ernster und edler als jemals. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der Decke. Mit bunten Steinen war der Fußboden ausgelegt, und zeigte einen großen Kreis um den Altar her, der aus lauter edlen bedeutungsvollen Figuren bestand. Ginnistan bog sich über ein Ruhebett, worauf der Vater in tiefem Schlummer zu liegen schien, und weinte. Ihre blühende Anmuth war durch einen Zug von Andacht und Liebe unendlich erhöht. Fabel reichte die Urne,

unendlich bewegliche Flüssigkeit zu seyn, die jeden Eindruck in den manchfaltigsten und reizendsten Bewegungen verrieth.

Das glückliche Paar näherte sich Sophien, welche Worte der Weihe über sie aussprach, und sie ermahnte, den Spiegel fleißig zu Rathe zu ziehen, der alles in seiner wahren Gestalt zurückwerfe, jedes Blendwerk vernichte, und ewig das Ursprüngliche Bild festhalte. Sie ergiff nun die Urne und schüttete die Asche in die Schaale auf dem Altar. Ein sanftes Brausen verkündigte die Auflösung, und ein leiser Wind wehte in den Gewändern und Locken der Umstehenden.

Sophie reichte die Schaale dem Eros, und dieser den Andern. Alle kosteten den göttlichen Trank, und vernahmen die freundliche Begrüßung der Mutter in ihrem Innern, mit unsäglicher Freude. Sie war jedem gegenwärtig, und ihre geheimnißvolle Anwesenheit schien alle zu verklären.

Die Erwartung war erfüllt und übertroffen. Alle merkten, was ihnen gefehlt habe, und das Zimmer war ein Aufenthalt der Seligen geworden. Sophie sagte: das große Geheimniß ist allen offenbart, und bleibt ewig unergründlich. Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren, und in Thränen wird die Asche zum Trank des ewigen Lebens auf-

Fabel grüßte überall alte Bekannte. Die Thiere nahten sich mit freundlichen Grüßen den erwachten Menschen. Die Pflanzen bewirtheten sie mit Früchten und Düften, und schmückten sie auf das Zierlichste. Kein Stein lag mehr auf einer Menschenbrust, und alle Lasten waren in sich selbst zu einem festen Fußboden zusammengesunken. Sie kamen an das Meer. Ein Fahrzeug von geschliffenem Stahl lag am Ufer angebunden. Sie traten hinein und lösten das Tau. Die Spitze richtete sich nach Norden, und das Fahrzeug durchschnitt wie im Fluge die buhlenden Wellen. Lispelndes Schilf hielt seinen Ungestüm auf, und es stieß leise an das Ufer. Sie eilten die breiten Treppen hinan. Die Liebe wunderte sich über die königliche Stadt und ihre Reichthümer. Im Hofe sprang der lebendig gewordene Quell: der Hain bewegte sich mit den süßesten Tönen, und ein wunderbares Leben schien in seinen heißen Stämmen und Blättern, in seinen funkelnden Blumen und Früchten zu quellen und zu treiben. Der alte Held empfing sie an den Thoren des Pallastes. Ehrwürdiger Alter, sagte Fabel, Eros bedarf deines Schwerdtes. Gold hat ihm eine Kette gegeben, die mit einem Ende in das Meer hinunterreicht, und mit dem andern um seine Brust geschlungen ist. Fasse sie mit an, und führe uns in den Saal, wo die Prinzessin ruht. Eros nahm aus der Hand

Lilie in die linke Hand, und Sophie knüpfte ein köstliches Armband um die verschlungenen Hände der Liebenden, indem sie zugleich ihre Krone auf Freyas braune Haare setzte.

Heil unsern alten Beherrschern! rief das Volk. Sie haben immer unter uns gewohnt, und wir haben sie nicht erkannt! Heil uns! Sie werden uns ewig beherrschen! Segnet uns auch! Sophie sagte zu der neuen Königin: Wirf du das Armband eures Bundes in die Luft, daß das Volk und die Welt euch verbunden bleiben. Das Armband zerfloß in der Luft, und bald sah man lichte Ringe um jedes Haupt, und ein glänzendes Band zog sich über die Stadt und das Meer und die Erde, die ein ewiges Fest des Frühlings feierte. Perseus trat herein, und trug eine Spindel und ein Körbchen. Hier, sagte er, sind die Reste deiner Feinde. Eine steinerne Platte mit schwarzen und weißen Feldern lag darin, und daneben eine Menge Figuren von Alabaster und schwarzem Marmor. Es ist ein Schachspiel, sagte Sophie: aller Krieg ist auf diese Platte und in diese Figuren gebannt. Es ist ein Denkmal der alten trüben Zeit. Perseus wandte sich zu Fabel, und gab ihr die Spindel. In deinen Händen wird diese Spindel uns ewig erfreuen, und aus dir selbst wirst du uns einen goldenen, unzerreißlichen Faden spinnen. Der Phö-

nix flog mit melodiſchem Geräuſch zu ihren Füßen, ſpreizte ſeine Fittiche vor ihr aus, auf die ſie ſich ſetzte, und ſchwebte mit ihr über den Thron, ohne ſich wieder niederzulaſſen. Sie ſang ein himmliſches Lied, und fing zu ſpinnen an, indem der Faden aus ihrer Bruſt ſich hervorzuwinden ſchien. Das Volk gerieth in ein neues Entzücken, und aller Augen hiengen an dem lieblichen Kinde. Ein neues Jauchzen kam von der Thür her. Der alte Mond kam mit ſeinem wunderlichen Hofſtaat herein, und hinter ihm trug das Volk Ginniſtan und ihren Bräutigam, wie im Triumph, einher.

Sie waren mit Blumenkränzen umwunden; die königliche Familie empfieng ſie mit der herzlichſten Zärtlichkeit, und das neue Königspaar rief ſie zu ſeinen Statthaltern auf Erden aus.

Gönnet mir, ſagte der Mond, das Reich der Parzen, deſſen ſeltſame Gebäude eben auf dem Hofe des Palaſtes aus der Erde geſtiegen ſind. Ich will euch mit Schauſpielen darin ergötzen, wozu die kleine Fabel mir behülflich ſeyn wird.

Der König willigte in die Bitte; die kleine Fabel nickte freundlich, und das Volk freute ſich auf den ſeltſamen unterhaltenden Zeitvertreib. Die Hesperiden ließen zur Thronbeſteigung Glück wünſchen, und um Schutz in ihren Gärten bitten. Der König ließ

sie bewillkommnen, und so folgten sich unzählige fröhliche Botschaften. Unterdessen hatte sich unmerklich der Thron verwandelt, und war ein prächtiges Hochzeitbett geworden, über dessen Himmel der Phönix mit der kleinen Fabel schwebte. Drei Karyatiden aus dunklem Porphyr trugen es hinten, und vorn ruhte dasselbe auf einer Sphinx von Basalt. Der König umarmte seine erröthende Geliebte, und das Volk folgte dem Beispiel des Königs und liebkoste sich unter einander. Man hörte nichts, als zärtliche Namen und ein Kußgeflüster. Endlich sagte Sophie: die Mutter ist unter uns, ihre Gegenwart wird uns ewig beglücken. Folgt uns in unsre Wohnung, in dem Tempel dort werden wir ewig wohnen und das Geheimniß der Welt bewahren. Die Fabel spann emsig, und sang mit lauter Stimme:

Gegründet ist das Reich der Ewigkeit;
In Lieb' und Frieden endigt sich der Streit;
Vorüber ging der lange Traum der Schmerzen;
Sophie ist ewig Priesterin der Herzen.

Ich duftete, die Blume schwankte still
In goldner Morgenluft. Ein innres Quellen
War ich, ein sanftes Ringen, alles floß
Durch mich und über mich und hob mich leise.
Da sank das erste Stäubchen in die Narbe,
Denkt an den Kuß nach aufgehobnem Tisch.
Ich quoll in meine eigne Fluth zurück —
Es war ein Blitz, nun konnt ich schon mich regen,
Die zarten Fäden und den Kelch bewegen,
Schnell schossen, wie ich selber mich begann,
Zu irdischen Sinnen, die Gedanken an.
Noch war ich blind, doch schwankten lichte Sterne
Durch meines Wesens wunderbare Ferne,
Nichts war noch nah, ich fand mich nur von weitem,
Ein Anklang alter, so wie künft'ger Zeiten.
Aus Wemuth, Lieb' und Ahnungen entsprungen
War der Besinnung Wachsthum nur ein Flug,
Und wie die Wollust Flammen in mir schlug,
Ward ich zugleich vom höchsten Weh durchdrungen.
Die Welt lag blühend um den hellen Hügel,
Die Worte des Propheten wurden Flügel,
Nicht einzeln mehr: nur Heinrich und Mathilde
Vereinten beide sich zu einem Bilde. —
Ich hob mich nun gen Himmel neugeboren,
Vollendet war das irdische Geschick
Im seligen Verklärungs-Augenblick.
Es hatte nun die Zeit ihr Recht verloren
Und forderte, was sie geliehn, zurück.

Es bricht die neue Welt herein
Und verdunkelt den hellsten Sonnenschein.

Einmal das treuste Herz verwaisen,
Eh es der trüben Welt entflieht.
Der Leib wird aufgelöst in Thränen,
Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt von bangem Sehnen,
Das Herz als Asche niederfällt.

Thränen, indem sein Inneres plötzlich brach: er wollte sich in der Ferne verweinen, daß auch keine Spur seines Daseyns übrig bliebe. Unter dem heftigen Schluchzen schien er zu sich selbst zu kommen; die weiche heitere Luft durchdrang ihn, seinen Sinnen ward die Welt wieder gegenwärtig, und alte Gedanken fingen tröstlich zu reden an.

Dort lag Augsburg mit seinen Thürmen, fern am Gesichtskreis blinkte der Spiegel des furchtbaren geheimnißvollen Stroms; der ungeheure Wald bog sich mit tröstlichem Ernst zu dem Wanderer, das gezackte Gebirg ruhte so bedeutend über der Ebene und beide schienen zu sagen: Eile nur, Strom, du entfliehst uns nicht; ich will dir folgen mit geflügelten Schiffen; ich will dich brechen und halten und dich verschlucken in meinem Schooß! Vertraue dich uns, Pilgrim, er ist auch unser Feind, den wir selbst erzeugten; laß ihn eilen mit seinem Raube, er entflieht uns nicht.

Der arme Pilgrim gedachte der alten Zeiten und ihrer unsäglichen Entzückungen, aber wie matt gingen diese köstlichen Erinnerungen vorüber. Der breite Hut verdeckte ein jugendliches Gesicht; es war bleich, wie eine Nachtblume; in Thränen hatte sich der Balsamsaft des jungen Lebens, in

Sie küßt' ihm seine Wangen,
Sie küßt es mannichfalt,
Mit Lieb' ward sie umfangen
Durch Kindeleins schöne Gestalt.

Die Stimmchen schienen mit unendlicher Lust zu singen. Sie wiederholten den Vers einigemal. Es ward alles wieder ruhig, und nun hörte der erstaunte Pilger, daß jemand aus dem Baume sagte:

Wenn du ein Lied zu meinen Ehren auf deiner Laute spielen wirst, so wird ein armes Mädchen herfür kommen; nimm sie mit und laß sie nicht von dir; gedenke meiner, wenn du zum Kaiser kommst; ich habe mir diese Stätte ausersehen um mit meinem Kindlein hier zu wohnen; laß mir ein starkes warmes Haus hier bauen. Mein Kindlein hat den Tod überwunden; härme dich nicht, ich bin bei dir: du wirst noch eine Weile auf Erden bleiben; aber das Mädchen wird dich trösten, bis du auch stirbst und zu unsern Freuden eingehst.

Es ist Mathildens Stimme! rief der Pilger und fiel auf seine Kniee, um zu beten. Da drang durch die Aeste ein langer Strahl zu seinen Augen, und er sah durch den Strahl in eine ferne kleine wundersame Herrlichkeit hinein, welche nicht zu beschreiben,

nersten; aber die wilden Qualen der Einsamkeit, die herbe Pein eines unsäglichen Verlustes, die trübe entsetzliche Leere, die irdische Ohnmacht war gewichen und der Pilgrim sah sich wieder in einer vollen bedeutsamen Welt. Stimme und Sprache waren wieder lebendig bei ihm geworden, und es dünkte ihm nunmehr alles viel bekannter und weissagender als ehemals, so daß ihm der Tod wie eine höhere Offenbarung des Lebens erschien, und er sein eigenes, schnell vorübergehendes Daseyn mit kindlicher heiterer Rührung betrachtete. Zukunft und Vergangenheit hatten sich in ihm berührt und einen innigen Verein geschlossen; er stand weit außer der Gegenwart, und die Welt ward ihm erst theuer, als er sie verloren hatte, und sich nur als Fremdling in ihr fand, der ihre weiten bunten Säle noch eine kurze Weile durchwandern sollte. Es war Abend geworden, und die Erde lag vor ihm wie ein altes liebes Wohnhaus, das er nach langer Entfernung wieder gefunden. Tausend Erinnerungen wurden ihm gegenwärtig; jeder Stein, jeder Baum, jede Anhöhe wollte wieder gekannt seyn, jedes war das Merkmal einer alten Geschichte.

Der Pilger ergriff seine Laute und sang:

Liebeszähren, Liebesflammen,
Fließt zusammen:

Gottes Mutter und Geliebte!
Der Betrübte
Wandelt nur verklärt von hinnen.
Ew'ge Güte, ew'ge Milde,
O! ich weiß, du bist Mathilde,
Und das Ziel von meinem Sinnen.

Ohne mein verwegnes Fragen
Wirst mir sagen,
Wenn ich zu dir soll gelangen.
Gern will ich in tausend Weisen
Noch der Erde Wunder preisen,
Bis du kommst, mich zu umfangen.

Alte Wunder, künft'ge Zeiten,
Seltsamkeiten,
Weichet nie aus meinem Herzen.
Unvergeßlich sey die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggespült den Traum der Schmerzen.

Unter seinem Gesang war er nichts gewahr worden; wie er aber aufsah, stand ein junges Mädchen nahe bei ihm am Felsen, die ihn freundlich wie einen alten Bekannten grüßte, und ihn einlud mit zu ihrer Wohnung zu gehn, wo sie ihm schon ein Abendessen zubereitet habe. Ihr ganzes Wesen und Thun war ihm befreundet. Sie bat ihn noch einige Augenblicke zu verziehn, trat unter den Baum, sah mit einem unaussprechlichen Lä-

Den kenn' ich auch.

Wohl mußt du ihn kennen, denn er ist auch dein Vater.

Mein Vater ist in Eisenach.

Du hast mehr Eltern.

Wo gehen wir denn hin?

Immer nach Hause.

Sie waren jetzt auf einen geräumigen Platz im Holze gekommen, auf welchem einige verfallene Thürme hinter tiefen Gräben standen. Junges Gebüsch schlang sich um die alten Mauern, wie ein jugendlicher Kranz um das Silberhaupt eines Greises. Man sah in die Unermeßlichkeit der Zeiten, und erblickte die weitesten Geschichten in kleine glänzende Minuten zusammen gezogen, wenn man die grauen Steine, die blitzähnlichen Risse, und die hohen, schaurigen Gestalten betrachtete. So zeigt uns der Himmel unendliche Räume in dunkles Blau gekleidet, und wie milchfarbene Schimmer, so unschuldig wie die Wangen eines Kindes, die fernsten Heere seiner schweren ungeheuren Welten. Sie gingen durch einen alten Thorweg, und der Pilger war nicht wenig erstaunt, als er sich nun von lauter seltenen Gewächsen umringt, und die Reize des anmuthigsten Garten unter diesen Trümmern versteckt sah. Ein kleines steinernes Häus-

Wohl, versetzte Heinrich, habe ich in ihm oft mit Schmerzen eine stille Wehmuth bemerkt. Er arbeitete unaufhörlich aus Gewohnheit, und nicht aus innerer Lust; es scheint ihm etwas zu fehlen, was die friedliche Stille seines Lebens, die Bequemlichkeiten seines Auskommens, die Freude sich geehrt und geliebt von seinen Mitbürgern zu sehen, und in allen Stadtangelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden, ihm nicht ersetzen kann. Seine Bekannten halten ihn für sehr glücklich, aber sie wissen nicht, wie lebenssatt er ist, wie leer ihm oft die Welt vorkommt, wie sehnlich er sich hinweg wünscht, und wie er nicht aus Erwerblust, sondern um diese Stimmung zu verscheuchen, so fleißig arbeitet.

Was mich am meisten wundert, versetzte Silvester, ist, daß er eure Erziehung ganz in den Händen eurer Mutter gelassen hat, und sorgfältig sich gehütet, in eure Entwickelung sich zu mischen, oder euch zu irgend einem bestimmten Stande anzuhalten. Ihr habt von Glück zu sagen, daß ihr habt aufwachsen dürfen, ohne von euren Eltern die mindeste Beschränkung zu erleiden, denn die meisten Menschen sind nur Ueberbleibsel eines vollen Gastmahls, das Menschen von verschiedenem Appetit und Geschmack geplündert haben.

Ich weiß selbst nicht, erwiederte Heinrich, was

Gottes Mutter und Geliebte!
Der Betrübte
Wandelt nur verklärt von hinnen.
Ew'ge Güte, ew'ge Milde,
O! ich weiß, du bist Mathilde,
Und das Ziel von meinem Sinnen.

Ohne mein verwegnes Fragen
Wirst mir sagen,
Wenn ich zu dir soll gelangen.
Gern will ich in tausend Weisen
Noch der Erde Wunder preisen,
Bis du kommst, mich zu umfangen.

Alte Wunder, künft'ge Zeiten,
Seltsamkeiten,
Weichet nie aus meinem Herzen.
Unvergeßlich sey die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggespült den Traum der Schmerzen.

Unter seinem Gesang war er nichts gewahr worden; wie er aber aufsah, stand ein junges Mädchen nahe bei ihm am Felsen, die ihn freundlich wie einen alten Bekannten grüßte, und ihn einlud mit zu ihrer Wohnung zu gehn, wo sie ihm schon ein Abendessen zubereitet habe. Ihr ganzes Wesen und Thun war ihm befreundet. Sie bat ihn noch einige Augenblicke zu verziehn, trat unter den Baum, sah mit einem unaussprechlichen Lä-

Den kenn' ich auch.

Wohl mußt du ihn kennen, denn er ist auch dein Vater.

Mein Vater ist in Eisenach.

Du hast mehr Eltern.

Wo gehen wir denn hin?

Immer nach Hause.

Sie waren jetzt auf einen geräumigen Platz im Holze gekommen, auf welchem einige verfallene Thürme hinter tiefen Gräben standen. Junges Gebüsch schlang sich um die alten Mauern, wie ein jugendlicher Kranz um das Silberhaupt eines Greises. Man sah in die Unermeßlichkeit der Zeiten, und erblickte die weitesten Geschichten in kleine glänzende Minuten zusammen gezogen, wenn man die grauen Steine, die blitzähnlichen Risse, und die hohen, schaurigen Gestalten betrachtete. So zeigt uns der Himmel unendliche Räume in dunkles Blau gekleidet, und wie milchfarbene Schimmer, so unschuldig wie die Wangen eines Kindes, die fernsten Heere seiner schweren ungeheuren Welten. Sie gingen durch einen alten Thorweg, und der Pilger war nicht wenig erstaunt, als er sich nun von lauter seltenen Gewächsen umringt, und die Reize des anmuthigsten Garten unter diesen Trümmern versteckt sah. Ein kleines steinernes Häus-

Wohl, versetzte Heinrich, habe ich in ihm oft mit Schmerzen eine stille Wehmuth bemerkt. Er arbeitete unaufhörlich aus Gewohnheit, und nicht aus innerer Lust; es scheint ihm etwas zu fehlen, was die friedliche Stille seines Lebens, die Bequemlichkeiten seines Auskommens, die Freude sich geehrt und geliebt von seinen Mitbürgern zu sehen, und in allen Stadtangelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden, ihm nicht ersetzen kann. Seine Bekannten halten ihn für sehr glücklich, aber sie wissen nicht, wie lebenssatt er ist, wie leer ihm oft die Welt vorkommt, wie sehnlich er sich hinweg wünscht, und wie er nicht aus Erwerblust, sondern um diese Stimmung zu verscheuchen, so fleißig arbeitet.

Was mich am meisten wundert, versetzte Silvester, ist, daß er eure Erziehung ganz in den Händen eurer Mutter gelassen hat, und sorgfältig sich gehütet, in eure Entwickelung sich zu mischen, oder euch zu irgend einem bestimmten Stande anzuhalten. Ihr habt von Glück zu sagen, daß ihr habt aufwachsen dürfen, ohne von euren Eltern die mindeste Beschränkung zu erleiden, denn die meisten Menschen sind nur Ueberbleibsel eines vollen Gastmahls, das Menschen von verschiedenem Appetit und Geschmack geplündert haben.

Ich weiß selbst nicht, erwiederte Heinrich, was

men sitzen, unterbrach ihn der Alte; Cyane wird uns rufen, wenn unser Abendessen bereit ist, und wenn ich euch bitten darf, so fahrt fort, mir von eurem früheren Leben etwas zu erzählen. Wir Alten hören am liebsten von den Kinderjahren reden, und es dünkt mich, als ließt ihr mich den Duft einer Blume einziehen, den ich seit meiner Kindheit nicht wieder eingeathmet hätte. Nur sagt mir noch vorher, wie euch meine Einsiedelei und mein Garten gefällt, denn diese Blumen sind meine Freundinnen, mein Herz ist in diesem Garten. Ihr seht nichts, was mich nicht liebt, und von mir nicht zärtlich geliebt wird; ich bin hier mitten unter meinen Kindern, und komme mir vor wie ein alter Baum, aus dessen Wurzeln diese muntre Jugend ausgeschlagen sey.

Glücklicher Vater, sagte Heinrich, euer Garten ist die Welt. Ruinen sind die Mütter dieser blühenden Kinder, die bunte lebendige Schöpfung zieht ihre Nahrung aus den Trümmern vergangener Zeiten. Aber mußte die Mutter sterben, damit die Kinder gedeihen können, und bleibt der Vater zu ewigen Thränen allein an ihrem Grabe sitzen?

Silvester reichte dem schluchzenden Jünglinge die Hand und stand auf um ein eben aufgeblühtes Vergißmeinnicht zu holen, das er an einen Cy-

aus, dessen Einfluß über die Menschen und das Thier eben so sichtbar ist, wie der Einfluß der engeren Umgebung auf die Pflanze. Daher Menschen, die viel gereist sind, Zugvögel und Raubthiere, unter den übrigen sich durch besondern Verstand und andere wunderbare Gaben auszeichnen. Doch giebt es auch gewiß mehr oder weniger Fähigkeit unter ihnen, von diesen Weltkreisen und ihrem manchfaltigen Inhalt und ihrer Ordnung gerührt und gebildet zu werden. Auch fehlt wohl manchem Menschen die nöthige Aufmerksamkeit und Gelassenheit, um den Wechsel der Gegenstände und ihre Zusammenstellung erst gehörig zu betrachten, und dann darüber nachzudenken, und die nöthigen Vergleichungen vorzunehmen. Oft fühl' ich jetzt, wie mein Vaterland meine frühesten Gedanken mit unvergänglichen Farben angehaucht hat, und sein Bild eine seltsame Andeutung meines Gemüthes geworden ist, die ich immer mehr errathe, je tiefer ich einsehe, daß Schicksal und Gemüth Namen Eines Begriffes sind.

Auf mich, sagte Silvester, hat freilich die lebendige Natur, die regsame Ueberkleidung der Gegend, immer am meisten gewirkt. Ich bin nicht müde geworden, besonders die verschiedene Pflanzennatur auf das sorgfältigste zu betrachten. Die Ge-

angefangen zu reden, und von der Erziehung, weil wir in euren Gärten waren, und die eigentliche Offenbarung der Kindheit, die unschuldige Blumenwelt, unmerklich in unser Gedächtniß und auf unsere Lippen die Erinnerung der alten Bekanntschaft brachte. Mein Vater ist auch ein großer Freund des Gartenlebens, und die glücklichsten Stunden seines Daseyns bringt er unter den Blumen zu. Dieß hat auch gewiß seinen Sinn für die Kinder so offen erhalten, da Blumen die Ebenbilder der Kinder sind. Den vollen Reichthum des unendlichen Lebens, die gewaltigen Mächte der spätern Zeit, die Herrlichkeit des Weltendes, und die goldene Zukunft aller Dinge sehen wir hier noch innig in einander verschlungen, aber doch auf das deutlichste und klarste in zarter Verjüngung. Schon treibt die allmächtige Liebe, aber sie zündet noch nicht: es ist keine verzehrende Flamme, es ist ein zerrinnender Duft, und so innig die Vereinigung der zärtlichen Seelen auch ist, so ist sie doch von keiner heftigen Bewegung und keiner fressenden Wuth begleitet, wie bei den Thieren. So ist die Kindheit in der Tiefe zunächst an der Erde, da hingegen die Wolken vielleicht die Erscheinungen der zweiten, höhern Kindheit, des wiedergefundenen Paradieses sind, und daher so wohlthätig auf die erstere herunter thauen.

das Unsterbliche fängt heller zu leuchten an, und erkennt sich selbst.

Wann wird es doch, sagte Heinrich, gar keiner Schrecken, keiner Schmerzen, keiner Noth und keines Uebels mehr im Weltall bedürfen?

Wenn es nur Eine Kraft giebt — die Kraft des Gewissens, — wenn die Natur züchtig und sittlich geworden ist. Es giebt nur Eine Ursache des Uebels, — die allgemeine Schwäche, und diese Schwäche ist nichts, als geringe sittliche Empfänglichkeit, und Mangel an Reiz der Freiheit.

Macht mir doch die Natur des Gewissens begreiflich.

Wenn ich das könnte, so wäre ich Gott; denn indem man das Gewissen begreift, entsteht es. Könnt ihr mir das Wesen der Dichtkunst begreiflich machen?

Etwas Persönliches läßt sich nicht bestimmt abfragen.

Wie viel weniger also das Geheimniß der höchsten Untheilbarkeit. Läßt sich Musik dem Tauben erklären?

Also wäre der Sinn ein Antheil an der neuen, durch ihn geöffneten Welt selbst? Man verstände die Sache nur, wenn man sie hätte?

Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größeren Welten wieder befaßte Welten. Alle Sinne sind am Ende Ein Sinn. Ein Sinn führt wie Eine

fende Grund alles Daseyns bezeichnet werden soll. Diese Freiheit ist Meisterschaft. Der Meister übt freie Gewalt nach Absicht und in bestimmter und überdachter Folge aus. Die Gegenstände seiner Kunst sind sein, und stehen in seinem Belieben, und er wird von ihnen nicht gefesselt oder gehemmt. Und gerade diese allumfassende Freiheit, Meisterschaft oder Herrschaft ist das Wesen, der Trieb des Gewissens. In ihm offenbart sich die heilige Eigenthümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Persönlichkeit, und jede Handlung des Meisters ist zugleich Kundwerdung der hohen einfachen, unverwickelten Welt — Gottes Wort.

Also ist auch das, was ehemals, wie mir däucht, Tugendlehre genannt wurde, nur die Religion als Wissenschaft, die sogenannte Theologie im eigentlichen Sinne? Nur eine Gesetzordnung, die sich zur Gottesverehrung verhält, wie die Natur zu Gott? Ein Wortbau, eine Gedankenfolge, welche die Oberwelt bezeichnet, vorstellt, und sie auf einer gewissen Stufe der Bildung vertritt? Die Religion für das Vermögen der Einsicht und des Urtheils? Der Richtspruch, das Gesetz der Auflösung und Bestimmung aller möglichen Verhältnisse eines persönlichen Wesens?

Allerdings ist das Gewissen, sagte Silvester,

glatten nicht widerstehenden Welt wird zum fes-
selnden Gespräche, zur alleserzählenden Fabel.
In den Fluren und Hallen dieser Urwelt lebt der
Dichter, und die Tugend ist der Geist seiner irdi-
schen Bewegungen und Einflüsse: so wie diese die
unmittelbar wirkende Gottheit unter den Menschen
und das wunderbare Wiederlicht der höheren Welt
ist, so ist es auch die Fabel. Wie sicher kann nun
der Dichter den Eingebungen seiner Begeisterung,
oder, wenn auch er einen höhern überirdischen Sinn
hat, höhern Wesen folgen, und sich seinem Berufe
mit kindlicher Demuth überlassen. Auch in ihm
redet die höhere Stimme des Weltalls, und ruft
mit bezaubernden Sprüchen in erfreulichere, bekanntere
Welten. Wie sich die Religion zur Tugend verhält,
so die Begeisterung zur Fabellehre, und wenn in
heiligen Schriften die Geschichten der Offenbarung
aufbehalten sind, so bildet in der Fabellehre das
Leben einer höheren Welt sich in wunderbar ent-
standenen Dichtungen auf manchfache Weise ab.
Fabel und Geschichte begleiten sich in den innigsten
Beziehungen auf den verschlungensten Pfaden und
in den seltsamsten Verkleidungen, und die Bibel
und die Fabellehre sind Stern-Bilder Eines Umlaufs.

Ihr redet völlig wahr, sagte Sylvester, und
nun wird es euch wohl begreiflich seyn, daß die

verständlich werden, und die Welt und ihre Geschichte verwandelt sich euch in die heilige Schrift, so wie ihr an der heiligen Schrift das große Beispiel habt, wie in einfachen Worten und Geschichten das Weltall offenbart werden kann; wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar durch Anregung und Erweckung höherer Sinne. — Mich hat die Beschäftigung mit der Natur dahin geführt, wohin euch die Lust und Begeisterung der Sprache gebracht haben. Kunst und Geschichte haben mich die Natur kennen gelehrt. Meine Eltern wohnten in Sizilien, unweit des weltberühmten Berges Aetna. Ein bequemes Haus von vormaliger Bauart, welches verdeckt von uralten Kastanienbäumen dicht an den felsigen Ufern des Meeres, die Zierde eines mit manchfaltigen Gewächsen besetzten Gartens ausmacht, war ihre Wohnung. In der Nähe lagen viele Hütten, in denen sich Fischer, Hirten und Winzer aufhielten. Unsre Kammern und Keller waren mit allem, was das Leben erhält und erhöht, reichlich versehn, und unser Hausgeräthe ward durch wohlerdachte Arbeit auch den vorborgenen Sinnen angenehm. Es fehlte auch sonst nicht an mannigfaltigen Gegenständen, deren Betrachtung und Gebrauch das Gemüth über das gewöhnliche Leben und seine Bedürfnisse erhoben, es zu einem angemessenen Zustande vorzuberei-

er die Erfüllung, so wie den ersten die Erwartung, weil hier alles aufgelöst und erfüllt werden sollte, was jener hatte ahnen lassen. Es war die Absicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch sechs Romane zu schreiben, in denen er seine Ansichten der Physik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe, so wie im Ofterdingen die der Poesie niederlegen wollte. Ohne mein Erinnern wird der unterrichtete Leser sehen, daß der Verfasser sich in diesem Gedichte nicht genau an die Zeit, oder an die Person jenes bekannten Minnesängers gebunden hat, obgleich alles an ihn und sein Zeitalter erinnern soll. Nicht nur für die Freunde des Verfassers, sondern für die Kunst selbst, ist es ein unersetzlicher Verlust, daß er diesen Roman nicht hat beendigen können, dessen Originalität und große Absicht sich im zweiten Theile noch mehr als im ersten würde gezeigt haben. Denn es war ihm nicht darum zu thun, diese oder jene Begebenheit darzustellen, eine Seite der Poesie aufzufassen, und sie durch Figuren und Geschichten zu erklären, sondern er wollte, wie auch schon im letzten Kapitel des ersten Theils bestimmt angedeutet ist, das eigentliche Wesen der Poesie aussprechen, und ihre innerste Absicht erklären. Darum verwandelt sich Natur, Historie, der

pitel wiederkehren, und diese Stimmung, diese wunderbare Ansicht der Dinge fortsetzen. Durch dieses Mittel blieb die unsichtbare Welt mit dieser sichtbaren in ewiger Verknüpfung. Dieser sprechende Geist ist die Poesie selber, aber zugleich der siderische Mensch, der mit der Umarmung Heinrich und Mathildens geboren ist. In folgendem Gedichte, welches seine Stelle im Ofterdingen finden sollte, hat der Verfasser auf die leichteste Weise den innern Geist seiner Bücher ausgedrückt:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben,
Und in die Welt wird zurück begeben,

Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ewgen Weltgeschichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Der Gärtner, welchen Heinrich spricht, ist derselbe alte Mann, der schon einmal Ofterdingens Vater aufgenommen hatte; das junge Mädchen, welches Cyane heißt, ist nicht sein Kind, sondern

Das bequeme Hausgeräthe,
Unser Hab' und Gut,
Täglich kommen neue Gäste,
Diese früh, die andern späte,
Auf den weiten Heerden immer
Lodert neue Lebens-Gluth.

Tausend zierliche Gefäße,
Einst bethaut mit tausend Thränen,
Goldne Ringe, Sporen, Schwerdter,
Sind in unserm Schatz:
Viel Kleinodien und Juwelen
Wissen wir in dunkeln Höhlen,
Keiner kann den Reichthum zählen,
Zählt er auch ohn Unterlaß.

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,
Der Gestirne Riesengeister,
Wunderlich gesellt,
Holde Frauen, ernste Meister;
Kinder und verlebte Greise;
Sitzen hier in Einem Kreise,
Wohnen in der alten Welt.

Keiner wird sich je beschweren,
Keiner wünschen fort zu gehen,
Wer an unsern vollen Tischen
Einmal fröhlich saß.
Klagen sind nicht mehr zu hören,
Keine Wunder mehr zu sehen,
Keine Thränen abzuwischen;
Ewig läuft das Stundenglas.

Wird zu weichen zarten Brüsten,
Opfern kühner Lust.

Immer wächst und blüht Verlangen
Am Geliebten festzuhangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu seyn.
Seinem Durste nicht zu wehren,
Sich im Wechsel zu verzehren.
Von einander sich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb' und hoher Wollust
Sind wir immerdar versunken,
Seit der wilde trübe Funken
Jener Welt erlosch;
Seit der Hügel sich geschlossen,
Und der Scheiterhaufen sprühte
Und dem schauernden Gemüthe
Nun das Erdgesicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
Heil'ger Wehmuth süße Schauer
Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unsre Gluth.
Wunden giebts, die ewig schmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unser aller Herzen,
Löst uns auf Eine Fluth.

Und in dieser Fluth ergießen
Wir uns auf geheime Weise
In den Ocean des Lebens
Tief in Gott hinein;

Dieses Gedicht war vielleicht wiederum ein Prolog zu einem zweiten Kapitel. Jetzt sollte sich eine ganz neue Periode des Werkes eröffnen: aus dem stillsten Tode sollte sich das höchste Leben hervorthun; er hat unter Todten gelebt und selbst mit ihnen gesprochen. Das Buch sollte fast dramatisch werden, und der epische Ton gleichsam nur die einzelnen Szenen verknüpfen und leicht erklären. Heinrich befindet sich plötzlich in dem unruhigen Italien, das von Kriegen zerrüttet wird, er sieht sich als Feldherr an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges spielen in poetischen Farben. Er überfällt mit einem flüchtigen Haufen eine feindliche Stadt; hier erscheint als Episode die Liebe eines vornehmen Pisaners zu einem Florentinischen Mädchen. Kriegslieder. „Ein großer Krieg, wie ein Zweikampf, durchaus edel, philosophisch, human. Geist der alten Chevalerie, Ritterspiel. Geist der bacchischen Wehmuth. — Die Menschen müssen sich selbst untereinander tödten, das ist edler als durch das Schicksal fallen. Sie suchen den Tod. — Ehre, Ruhm ist des Kriegers Lust und Leben. Im Tode und als Schatten lebt der Krieger. Todeslust ist Kriegergeist. — Auf Erden ist der Krieg zu Hause. Krieg muß auf Erden seyn.“ — In Pisa findet Heinrich den Sohn des Kaisers Friedrich des Zwei-

rungen und Andeutungen der indischen wie der nordischen Mythologie. Die Kreuzzüge. Das Seeleben. Heinrich geht nach Rom. Die Zeit der römischen Geschichte.

Mit Erfahrungen gesättigt kehrt Heinrich nach Deutschland zurück. Er findet seinen Großvater, einen tiefsinnigen Charakter, Klingsohr ist in seiner Gesellschaft. Abendgespräche mit den beiden.

Heinrich begiebt sich an den Hof Friedrichs, er lernt den Kaiser persönlich kennen. Der Hof sollte eine sehr würdige Erscheinung machen, die Darstellung der besten, größten und wunderbarsten Menschen aus der ganzen Welt versammelt, deren Mittelpunkt der Kaiser selbst ist. Hier erscheint die große Pracht und die wahre große Welt. Deutscher Charakter und deutsche Geschichte werden deutlich gemacht. Heinrich spricht mit dem Kaiser über Regierung, über Kaiserthum, dunkle Reden von Amerika und Ost-Indien. Die Gesinnungen eines Fürsten. Mystischer Kaiser. Das Buch de tribus impostoribus.

Nachdem nun Heinrich auf eine neue und größere Weise als im ersten Theile, in der Erwartung, wiederum die Natur, Leben und Tod, Krieg, Morgenland, Geschichte und Poesie erlebt und erfahren hat, kehrt er wie in eine alte Heimath in sein Gemüth zurück. Aus dem Verständniß der

Heinrich kommt in Sophiens Land, in eine Natur wie sie seyn könnte, in eine allegorische, nachdem er mit Klingsohr über einige sonderbare Zeichen und Ahnungen gesprochen hat. Diese erwachen hauptsächlich bei einem alten Liede, welches er zufällig singen hört, in welchem ein tiefes Wasser an einer verborgenen Stelle beschrieben wird. Durch diesen Gesang erwachen längstvergessene Erinnerungen, er geht nach dem Wasser, und findet einen kleinen goldenen Schlüssel, welchen ihm vor Zeiten ein Rabe geraubt hatte, und den er niemals hatte wieder finden können. Diesen Schlüssel hatte ihm bald nach Mathildens Tode ein alter Mann gegeben mit dem Bedeuten, er sollte ihn zum Kaiser bringen, der würde ihm sagen, was damit zu thun sey. Heinrich geht zum Kaiser, welcher hoch erfreut ist, und ihm eine alte Urkunde giebt, in welcher geschrieben steht, daß der Kaiser sie einem Manne zum Lesen geben sollte, welcher ihm einst einen goldenen Schlüssel zufällig bringen würde; dieser Mann würde an einem verborgenen Orte ein altes talismanisches Kleinod, einen Karfunkel zur Krone finden, zu welchen die Stelle noch leer gelassen sey. Der Ort selbst ist auch im Pergament beschrieben.— Nach dieser Beschreibung macht sich Heinrich auf den Weg nach einem Berge, er trifft unterwegs den

wieder verloren; er erstarrt im Schmerz und wird ein Stein. „Edda (die blaue Blume, die Morgenländerin, Mathilde) opfert sich an dem Steine, er verwandelt sich in einen klingenden Baum. Cyane haut den Baum um, und verbrennt sich mit ihm, er wird ein goldener Widder. Edda, Mathilde muß ihn opfern, er wird wieder ein Mensch. Während dieser Verwandlungen hat er allerlei wunderliche Gespräche.

Er ist glücklich mit Mathilden, die zugleich die Morgenländerin und Cyane ist. Das froheste Fest des Gemüths wird gefeiert. Alles vorhergehende war Tod, letzter Traum und Erwachen.“ Klingsohr kommt wieder als König von Atlantis. Heinrichs Mutter ist Fantasie, der Vater ist der Sinn, Schwaning ist der Mond, der Bergmann ist der Antiquar, auch zugleich das Eisen. Kaiser Friedrich ist Arktur. Auch der Graf von Hohenzollern und die Kaufleute kommen wieder.“ Alles fließt in eine Allegorie zusammen, Cyane bringt dem Kaiser den Stein; aber Heinrich ist nun selbst der Dichter aus jenem Märchen, welches ihm vordem die Kaufleute erzählten.

Das selige Land leidet nur noch von einer Bezauberung, indem es dem Wechsel der Jahres-

Die Vermählung der Jahreszeiten.

Tief in Gedanken stand der neue Monarch. Er gedachte
Jetzt des nächtlichen Traums, und der Erzählungen auch,
Als von der himmlischen Blume zuerst er gehört, und getroffen
Still von der Weissagung, mächtige Liebe gefühlt.
Noch dünkt ihn, er höre die tief eindringende Stimme,
Eben verließe der Gast erst den geselligen Kreis,
Flüchtige Schimmer des Mondes erhellten die klappernden Fenster,
Und in des Jünglings Brust tobte verzehrende Gluth.
Edda, sagte der König, was ist des liebenden Herzens
Innigster Wunsch? was ist ihm der unsäglichste Schmerz?
Sag' es, wir wollen ihm helfen, die Macht ist unser, und herrlich
Werde die Zeit, nun du wieder den Himmel beglückst. —
"Wären die Zeiten nicht so ungesellig, verbände
Zukunft mit Gegenwart und mit Vergangenheit sich;
Schlöße Frühling an Herbst sich, und Sommer an Winter,
Wäre zu spielendem Ernst Jugend mit Alter gepaart:
Dann, mein süßer Gemahl, versiegte die Quelle der Schmerzen,

Verse und Worte so wie mich, der nicht mit einer andächtigen Wehmuth ein Stückchen von einem zertrümmerten Bilde des Raphael oder Correggio betrachten würde.

L. T.

sches Tagewerk vollbringen, da ihm durch diese heilige Menschen eine sichere Zukunft bereitet, und jeder Fehltritt durch sie vergeben, jede mißfarbige Stelle des Lebens durch sie ausgelöscht, und geklärt wurde. Sie waren die erfahrnen Steuerleute auf dem großen unbekannten Meere, in deren Obhut man alle Stürme geringschätzen, und zuversichtlich auf eine sichre Gelangung und Landung an der Küste der eigentlichen vaterländischen Welt rechnen durfte.

Die wildesten, gefräßigsten Neigungen mußten der Ehrfurcht und dem Gehorsam gegen ihre Worte weichen. Friede ging von ihnen aus. — Sie predigten nichts als Liebe zu der heiligen, wunderschönen Frau der Christenheit, die mit göttlichen Kräften versehen, jeden Gläubigen aus den schrecklichsten Gefahren zu retten bereit war. Sie erzählten von längst verstorbenen himmlischen Menschen, die durch Anhänglichkeit und Treue an jene selige Mutter und ihr himmlisches, freundliches Kind die Versuchung der irdischen Welt bestanden, zu göttlichen Ehren gelangt und nun schützende, wohlthätige Mächte ihrer lebenden Brüder, willige Helfer in der Noth, Vertreter menschlicher Gebrechen und wirksame Freunde der Menschheit am himmlischen Throne geworden waren. Mit welcher Heiterkeit

Evangelium des Lebens zu verkündigen, und das Himmelreich zum einzigen Reiche auf dieser Welt zu machen. Mit Recht widersetzte sich das weise Oberhaupt der Kirche frechen Ausbildungen menschlicher Anlagen auf Kosten des heiligen Sinns, und unzeitigen gefährlichen Entdeckungen im Gebiete des Wissens. So wehrte er den kühnen Denkern öffentlich zu behaupten, daß die Erde ein unbedeutender Wandelstern sey, denn er wußte wohl, daß die Menschen mit der Achtung für ihren Wohnsitz und ihr irdisches Vaterland, auch die Achtung vor der himmlischen Heimath und ihrem Geschlecht verlieren, und das eingeschränkte Wissen dem unendlichen Glauben vorziehn und sich gewöhnen würden, alles Große und Wunderwürdige zu verachten, und als todte Gesetzwirkung zu betrachten. An seinem Hofe versammelten sich alle klugen und ehrwürdigen Menschen aus Europa. Alle Schätze flossen dahin, das zerstörte Jerusalem hatte sich gerächt, und Rom selbst war Jerusalem, die heilige Residenz der göttlichen Regierung auf Erden geworden. Fürsten legten ihre Streitigkeiten dem Vater der Christenheit vor, willig ihm ihre Kronen und ihre Herrlichkeit zu Füßen, ja sie achteten es sich zum Ruhm, als Mitglieder dieser hohen Zunft den Abend ihres Lebens in göttlichen Betrachtungen zwischen

nicht werden, aber getrübt, gelähmt, von andern Sinnen verdrängt. — Eine längere Gemeinschaft der Menschen vermindert die Neigungen, den Glauben an ihr Geschlecht, und gewöhnt sie, ihr ganzes Dichten und Trachten den Mitteln des Wohlbefindens allein zuzuwenden; die Bedürfnisse und die Künste ihrer Befriedigung werden verwickelter, der habsüchtige Mensch hat so viel Zeit nöthig, sich mit ihnen bekannt zu machen und Fertigkeiten in ihnen sich zu erwerben, daß keine Zeit zum stillen Sammeln des Gemüths, zur aufmerksamen Betrachtung der innern Welt übrig bleibt. — In Collisions-Fällen scheint ihm das gegenwärtige Interesse näher zu liegen, und so fällt die schöne Blüthe seiner Jugend, Glauben und Liebe, ab und macht den derbern Früchten, Wissen und Haben, Platz. Man gedenkt des Frühlings im Spätherbst, wie eines kindischen Traums und hofft mit kindischer Einfalt, die vollen Speicher sollen auf immer aushalten. Eine gewisse Einsamkeit scheint dem Gedeihen der höhern Sinne nothwendig zu seyn, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menschen mit einander, manchen heiligen Keim ersticken und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreuender Gesellschaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verscheuchen. Ueberdem haben wir ja mit

an Geist, Einsicht und Bildung zu seyn, waren ihnen die niedrigen Begierden zu Kopf gewachsen, und die Gemeinheit und Niedrigkeit ihrer Denkungsart wurde durch ihre Kleidung und ihren Beruf noch widerlicher. So fielen Achtung und Zutrauen, die Stützen dieses und jedes Reichs, allmählig weg, und damit war jene Zunft vernichtet, und die eigentliche Herrschaft Roms hatte lange vor der gewaltsamen Insurrection stillschweigend aufgehört. Nur kluge, also auch nur zeitliche, Maaßregeln hielten den Leichnam der Verfassung noch zusammen, und bewahrten ihn vor zu schleuniger Auflösung, wohin denn z. B. die Abschaffung der Priester-Ehe vorzüglich gehörte; — eine Maaßregel, die analog angewandt auch dem ähnlichen Soldatenstand eine fürchterliche Consistenz verleihen und sein Leben noch lange fristen könnte. Was war natürlicher, als daß endlich ein feuerfangender Kopf öffentlichen Aufstand gegen den despotischen Buchstaben der ehemaligen Verfassung predigte, und mit um so größerm Glück, da er selbst Zunft-Genosse war. —

Mit Recht nannten sich die Insurgenten Protestanten, denn sie protestirten feyerlich gegen jede Anmaßung einer unbequemen und unrechtmäßig scheinenden Gewalt über das Gewissen. Sie nahmen ihr stillschweigend abgegebenes Recht auf Reli-

und Leitung. Sie waren eifrigst besorgt, die gänzliche Vereinigung der protestantischen Kirchen zu hindern, und so wurde die Religion irreligiöser Weise in Staats-Grenzen eingeschlossen, und damit der Grund zur allmähligen Untergrabung des religiösen cosmopolitischen Interesse gelegt. So verlor die Religion ihren großen, politischen, friedestiftenden Einfluß, ihre eigenthümliche Rolle des vereinigenden, individualisirenden Prinzips der Christenheit. Der Religionsfriede ward nach ganz fehlerhaften und religionswidrigen Grundsätzen abgeschlossen, und durch die Fortsetzung des sogenannten Protestantismus etwas durchaus Widersprechendes — eine Revolutions-Regierung permanent erklärt.

Indeß liegt dem Protestantismus bei weitem nicht bloß jener reine Begriff zum Grunde, sondern Luther behandelte das Christenthum überhaupt willkührlich, verkannte seinen Geist, und führte einen andern Buchstaben und eine andere Religion ein, nemlich die heilige Allgemeingültigkeit der Bibel, und damit wurde leider eine andere höchst fremde irdische Wissenschaft in die Religionsangelegenheit gemischt — die Philologie — deren auszehrender Einfluß von da an unverkennbar wird. Er wurde selbst aus dunkelm Gefühl dieses Fehlgriffs bei einem großen Theil der Protestanten zum Rang ei-

sich assimilirt. Er verlischt und die Gemeinde fließt wieder auseinander und schwimmt mit dem Strome fort. So Zinzendorf, Jakob Böhme und mehrere. Die Moderatisten behalten die Oberhand, und die Zeit nähert sich einer gänzlichen Atonie der höhern Organe, der Periode des praktischen Unglaubens. Mit der Reformation wars um die Christenheit gethan. Von nun an war keine mehr vorhanden. Katholiken und Protestanten oder Reformirte standen in sektirischer Abgeschnittenheit weiter von einander, als von Mahomedanern und Heiden. Die übriggebliebenen katholischen Staaten vegetirten fort, nicht ohne den schädlichen Einfluß der benachbarten protestantischen Staaten unmerklich zu fühlen. Die neuere Politik entstand erst in diesem Zeitpunkt, und einzelne mächtige Staaten suchten den vakanten Universalstuhl, in einen Thron verwandelt, in Besitz zu nehmen.

Den meisten Fürsten schien es eine Erniedrigung, sich nach einem ohnmächtigen Geistlichen zu geniren. — Sie fühlten zum erstenmal das Gewicht ihrer körperlichen Kraft auf Erden, sahen die himmlischen Mächte unthätig bei Verletzung ihrer Repräsentanten, und suchten nun allgemach ohne Aufsehn vor den noch eifrig päbstlich gesinnten Unterthanen das lästige römische Joch abzuwerfen und sich unabhängig

nur die Capacität des Geschlechts ist unermeßlich. Alle Pläne müssen fehlschlagen, die nicht auf alle Anlagen des Geschlechts vollständig angelegte Pläne sind. Noch merkwürdiger wird diese Gesellschaft als Mutter der sogenannten geheimen Gesellschaften, eines jetzt noch unreifen, aber gewiß wichtigen geschichtlichen Keims. Einen gefährlichern Nebenbuhler konnte der neue Lutheranismus, nicht Protestantismus, gewiß nicht erhalten. Alle Zauber des katholischen Glaubens wurden unter seiner Hand noch kräftiger, die Schätze der Wissenschaften flossen in seine Zelle zurück. Was in Europa verloren war, suchten sie in den andern Welttheilen, in dem fernsten Abend und Morgen, vielfach wieder zu gewinnen, und die apostolische Würde und Beruf sich zuzueignen und geltend zu machen. Auch sie blieben in den Bemühungen nach Popularität nicht zurück, und wußten wohl, wieviel Luther seinen demagogischen Künsten, seinem Studium des gemeinen Volks zu verdanken gehabt hatte. Ueberall legten sie Schulen an, drangen in die Beichtstühle, bestiegen die Katheder und beschäftigten die Pressen, wurden Dichter und Weltweise, Minister und Märtyrer, und blieben in der ungeheuren Ausdehnung von Amerika über Europa nach China in dem wunderbarsten Einverständniß der That und der Lehre.

desto dreister gegen verjährten Zwang auf. Aus Instinkt ist der gelehrte Feind der Geistlichkeit nach alter Verfassung; der gelehrte und der geistliche Stand müssen Vertilgungskriege führen, wenn sie getrennt sind; denn sie streiten um Eine Stelle. Diese Trennung that sich immer mehr hervor, und die Gelehrten gewannen desto mehr Feld, je mehr sich die Geistlichkeit der europäischen Menschheit dem Zeitraum der triumphirenden Gelehrsamkeit näherte, und Wissen und Glauben in eine entschiedenere Opposition traten. Im Glauben suchte man den Grund der allgemeinen Stockung, und durch das durchdringende Wissen hoffte man sie zu heben. Ueberall litt der heilige Sinn unter den manchfachen Verfolgungen seiner bisherigen Art, seiner zeitigen Personalität. Das Resultat der modernen Denkungsart nannte man Philosophie und rechnete alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich also jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Personalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmählig in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr — der Religions-Haß, dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Fantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft

schaften von der Poesie zu säubern, — jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebende Vorfälle und Menschen durch Sarkasmen zu verleiden, und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen seines mathematischen Gehorsams und seiner Frechheit ihr Liebling geworden. Sie freuten sich, daß es sich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben gespielt hätte, und so benannten sie nach ihm ihr großes Geschäft, Aufklärung. In Deutschland betrieb man dieses Geschäft gründlicher, man reformirte das Erziehungswesen, man suchte der alten Religion einen neuern vernünftigen, gemeinern Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle sorgfältig von ihr abwusch; alle Gelehrsamkeit ward aufgeboten, um die Zuflucht zur Geschichte abzuschneiden, indem man die Geschichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familien-Gemählde zu veredeln sich bemühte. — Gott wurde zum müßigen Zuschauer des großen rührenden Schauspiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feierlich bewirthen und bewundern sollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthusiasmus erzogen, und so entstand eine neue europäische Zunft: die Philantropen und Aufklärer. Schade, daß die

schaft entstand, mußte sie wieder als drittes tonangebendes vermittelndes Glied hervortreten, und diesen Hervortritt muß nun jeder Freund derselben anerkennen und verkündigen, wenn er noch nicht merklich genug seyn sollte. Daß die Zeit der Auferstehung gekommen ist, und grade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu seyn schienen und ihren Untergang zu vollenden drohten, die günstigsten Zeichen ihrer Regeneration geworden sind, dieses kann einem historischen Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor. Wie von selbst steigt der Mensch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet, die höhern Organe treten von selbst aus der allgemeinen gleichförmigen Mischung und vollständigen Auflösung aller menschlichen Anlagen und Kräfte, als der Urkern der irdischen Gestaltung zuerst heraus. Der Geist Gottes schwebt über den Wassern und ein himmlisches Eiland wird als Wohnstätte der neuen Menschen, als Stromgebiet des ewigen Lebens zuerst sichtbar über den zurückströmenden Wogen.

Ruhig und unbefangen betrachte der ächte Beobachter die neuen staatsumwälzenden Zeiten. Kommt

tung ihr zu geben. Ist sie nicht selbständig, nicht eigenmächtig, so gut wie unendlich liebenswerth und weissagend? Sie zu studiren, ihr nachzugehen, von ihr zu lernen, mit ihr gleichen Schritt zu halten, gläubig ihren Verheißungen und Winken zu folgen — daran denkt keiner.

In Frankreich hat man viel für die Religion gethan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen, und ihr bloß das Recht der Hausgenossenschaft gelassen hat, und zwar nicht in einer Person, sondern in allen ihren unzähligen individuellen Gestalten. Als eine fremde unscheinbare Waise muß sie erst die Herzen wiedergewinnen, und schon überall geliebt seyn, ehe sie wieder öffentlich angebetet und in weltliche Dinge zur freundschaftlichen Berathung und Stimmung der Gemüther gemischt wird. Historisch merkwürdig bleibt der Versuch jener großen eisernen Maske, die unter dem Namen Robespierre in der Religion den Mittelpunkt und die Kraft der Republik suchte; auch der Kaltsinn, womit die Theophilantropie, dieser Mystizismus der neuern Aufklärung, aufgenommen worden ist; auch die neuen Eroberungen der Jesuiten, auch die Näherung ans Morgenland durch die neuern politischen Verhältnisse.

Von den übrigen europäischen Ländern, außer

Tiefe, glänzende Politur, vielumfassende Kenntnisse und eine reiche kräftige Fantasie findet man hie und da, und oft kühn gepaart. Eine gewaltige Ahnung der schöpferischen Willkühr, der Grenzenlosigkeit, der unendlichen Mannigfaltigkeit, der heiligen Eigenthümlichkeit und der Allfähigkeit der innern Menschheit scheint überall rege zu werden. Aus dem Morgentraum der unbehülflichen Kindheit erwacht, übt ein Theil des Geschlechts seine ersten Kräfte an Schlangen, die seine Wiege umschlingen und den Gebrauch seiner Gliedmaßen ihm benehmen wollen. Noch sind alles nur Andeutungen, unzusammenhängend und roh, aber sie verrathen dem historischen Auge eine universelle Individualität, eine neue Geschichte, eine neue Menschheit, die süßeste Umarmung einer jungen überraschten Kirche und eines liebenden Gottes, und das innige Empfängniß eines neuen Messias in ihren tausend Gliedern zugleich. Wer fühlt sich nicht mit süßer Schaam guter Hoffnung? Das Neugeborene wird das Abbild seines Vaters, eine neue goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine prophetische wunderthätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit seyn — eine große Versöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein ächter Genius unter den Menschen einheimisch, nur geglaubt nicht gesehen wer-

opferten dem ersten Selbstbewußtseyn das Heiligste und Schönste der Welt mit wunderbarer Verläugnung, und waren die Ersten, die wieder die Heiligkeit der Natur, die Unendlichkeit der Kunst, die Nothwendigkeit des Wissens, die Achtung des Weltlichen, und die Allgegenwart des wahrhaft Geschichtlichen durch die That anerkannten, und verkündigten, und einer höhern, allgemeinern und furchtbarern Gespensterherrschaft, als sie selbst glaubten, ein Ende machten.

Erst durch genauere Kenntniß der Religion wird man jene fürchterlichen Erzeugnisse eines Religionsschlafs, jene Träume und Deliria des heiligen Organs besser beurtheilen und dann erst die Wichtigkeit jenes Geschenks recht einsehn lernen. Wo keine Götter sind, walten Gespenster, und die eigentliche Entstehungszeit der europäischen Gespenster, die auch ihre Gestalt ziemlich vollständig erklärt, ist die Periode des Uebergangs der griechischen Götterlehre in das Christenthum. Also kommt auch, ihr Philantropen und Encyklopädisten, in die friedenstiftende Loge und empfangt den Bruderkuß, streift das graue Netz ab, und schaut mit junger Liebe die Wunderherrlichkeit der Natur, der Geschichte und der Menschheit an. Zu einem Bruder will ich euch führen, der soll mit euch reden, daß

Zunft übersehen. Die Hülfsbedürftigkeit der äußern Wissenschaften ward in der letztern Zeit immer sichtbarer, je bekannter wir mit ihnen wurden. Die Natur fing an immer dürftiger auszusehn, und sahen deutlicher, gewöhnt an den Glanz unserer Entdeckungen, daß es nur ein geborgtes Licht war, und daß wir mit den bekannten Werkzeugen und den bekannten Methoden nicht das Wesentliche, das Gesuchte finden und construiren würden. Jeder Forscher mußte sich gestehn, daß Eine Wissenschaft nichts ohne die Andere sey, und so entstanden Mystifikationsversuche der Wissenschaften, und das wunderliche Wesen der Philosophie flog jetzt als rein dargestelltes wissenschaftliches Element zu einer symmetrischen Grundfigur der Wissenschaften an. Andere brachten die concreten Wissenschaften in neue Verhälnisse, beförderten einen lebhaften Verkehr derselben untereinander, und suchten ihre naturhistorische Classification aufs Reine zu bringen. So währt es fort und es ist leicht zu ermessen, wie günstig dieser Umgang mit der äußern und innern Welt, der höhern Bildung des Verstandes, der Kenntniß der erstern und die Erregung und Cultur der letztern seyn muß, und wie unter diesen Umständen die Witterung sich klären und der alte Himmel und mit ihm die Sehnsucht nach ihm, die lebendige Astronomie, wieder zum Vorschein kommen muß.

Beide sind unvertilgbare Mächte der Menschenbrust? hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geschichtliche Verfassung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorsams; dort das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreise, die Lust am Neuen und Jungen, die zwanglose Berührung mit allen Staatsgenossen, der Stolz auf menschliche Allgemeingültigkeit, die Freude am persönlichen Recht und am Eigenthum des Ganzen, und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die Andere zu vernichten, alle Eroberungen wollen hier nichts sagen, denn die innerste Hauptstadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen und läßt sich nicht erstürmen.

Wer weiß ob es Kriegs genug ist, aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geistliche Macht darreichen kann. Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt und von heiliger Musik getroffen und besänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Werke des Friedens vornehmen, und ein großes Liebesmahl, als Friedensfest, auf den rauchenden

die Heiligen. Wählt, welche ihr wollt, wählt alle drei, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlich glücklichen Gemeinde.

Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an der Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als ächte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

Die andern Welttheile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. Sollte es nicht in Europa bald eine Menge wahrhaft heiliger Gemüther wieder geben, sollten nicht alle wahrhafte Religionsverwandte voll Sehnsucht werden, den Himmel auf Erden zu erblicken? und gern zusammentreten und heilige Chöre anstimmen?

Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden, und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgränzen bilden, die alle nach dem Ueberirdischen durstige Seelen in ihren Schooß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.

Novalis Schriften.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck und Fr. Schlegel.

Vierte vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Stuttgart.

Bei Paul Neff, Schriftgiesser-Wittwe.

1832.

sches Bild jedem irdischen Wesen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt: wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahnungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernstes Antlitz seh' ich, froh er-

verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf! beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich, und wissen von keinem Schlafe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Fluth der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöhl und dem braunen Safte des Mohns. Sie wissen nicht, daß du es bist, der des zarten Mädchens Busen umschwebt, und zum Himmel den Schooß macht; ahnen nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend entgegentrittst, und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote.

3.

Einst da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg; einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des

nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die krystallene Woge, die, gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkelm Schooße quillt, an dessen Fuß die irdische Fluth bricht, wer sie gekostet hat, wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz: wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten — Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt. Noch weckst du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flößest fröhliches Leben mir ein: aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du mich brauchst; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdrossen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusam-

sind der Spuren unserer Offenbarung wenig. Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst, wie unser einer, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl' ich deiner Geschäftigkeit Ende, himmlische Freiheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Entfernung von unsrer Heimath, deinen Widerstand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben ist vergebens. Unverbrennlich steht das Kreuz, eine Siegesfahne unsers Geschlechts.

Hinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust seyn.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich schaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz,
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! sauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entschlummern

schenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende mütterliche Göttin, empor wachsend in vollen goldenen Garben, der Liebe heil'ger Rausch, ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau. Ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin. Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte tausendfältige Flamme, als das Höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es. Ein entsetzliches Traumbild:

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat,
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath,
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnißvoll war dieses Unholds Pfad,
Deß Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte!
Es war der Tod, der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeschieden,
Was hier das Herz in süßer Wollust regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebene Sehnsucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beschieden,
Ohnmächtiges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genusses
Am Felsen des unendlichen Verdrusses.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnengluth
Verschönte sich der Mensch die grause Larve,

in ihn kehrten die Götter zurück, schlummerten ein, um in neuen herrlichen Gestalten auszugehen über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet, zu früh reif, und der seligen Unschuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erschien mit niegesehenem Angesicht die neue Welt. In der Armuth dichterischer Hütte, ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahnende, blüthenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn; zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blüthenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt, und ruhend an dem ahnungsseligen Busen der lieblich ernsten Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüther, von inniger Liebe wundersam ergriffen, sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpfliche Worte und der Botschaften fröhlichste fielen

Schrecken, schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter, da kam der ewigen Liebe lösende Hand und er entschlief. Nur wenige Tage hieng ein tiefer Schleier über das brausende Meer, über das bebende Land; unzählige Thränen weinten die Geliebten, entsiegelt ward das Geheimniß: himmlische Geister hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel saßen bei dem Schlummernden, aus seinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit erstieg er die Höhe der neugebornen Welt; begrub mit eigner Hand den alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe; sehen dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn, und sich mit dir; sehen dich weinen mit süßer Inbrunst an der Mutter seligem Busen, ernst mit den Freunden wandeln, Worte sagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; sehen dich eilen mit voller Sehnsucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menschheit und der goldnen Zukunft unversieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach im himmlischen Triumphe; sie war

Sie hoffen zu genesen,
Mit ahnungsvoller Lust
Drückst du sie, heil'ges Wesen,
An deine treue Brust.

So Manche, die sich glühend
In bittrer Qual verzehrt,
Und dieser Welt entfliehend
Nach dir sich hingekehrt;
Die hülfreich uns erschienen
In mancher Noth und Pein;
Wir kommen nun zu ihnen,
Um ewig da zu seyn.

Nun weint an keinem Grabe
Vor Schmerz, wer liebend glaubt.
Der Liebe süße Habe
Wird keinem nicht geraubt.
Die Sehnsucht ihm zu lindern,
Begeistert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird nun sein Herz bewacht.

Getrost, das Leben schreitet
Zum ew'gen Leben hin,
Von innrer Gluth geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden sie genießen,
Und lichte Sterne seyn.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendgluth
Gott selbst sich kund gegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süßes Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimath gehn,
Um diese heil'ge Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.

Geistliche Lieder.

I.

Was wär' ich ohne dich gewesen?
Was würd' ich ohne dich nicht seyn?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus;
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu seyn,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drinn;
Und wards in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerdte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn, voll Lieb' und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sah'n wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein sel'ger Traum,
Und, ew'ger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von seinem ew'gen Glücke
Sollst du dich ergriffen sehn.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenschein,
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unser ist sie nun geworden;
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt,
Und so laß im vollen Gottes-Garten
Treu uns jede Knosp' und Blüthe warten.

III.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du trifft bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

IV.

Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen,
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich, wie von oben,
Weg des Grabes Stein geschoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

VI.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.

Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens sog,
Wem heilige Gluth
In zitternden Wellen das Herz schmolz;
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich;
Nicht innig, nicht eigen genug

Ewig seh ich ihn nur leiden,
Ewig bittend ihn verscheiden.
O! daß dieses Herz nicht bricht,
Meine Augen sich nicht schließen,
Ganz in Thränen zu zerfließen,
Dieses Glück verdient' ich nicht.

Weint denn keiner nicht von allen?
Soll sein Name so verhallen?
Ist die Welt auf einmal todt?
Werd' ich nie aus seinen Augen
Wieder Lieb' und Leben saugen?
Ist er nun auf ewig todt?

Todt, — was kann, was soll das heißen?
O! so sagt mir doch, ihr Weisen,
Sagt mir diese Deutung an.
Er ist stumm, und alle schweigen,
Keiner kann auf Erden zeigen,
Wo mein Herz ihn finden kann.

Nirgend kann ich hier auf Erden
Jemals wieder glücklich werden,
Alles ist ein düstrer Traum.
Ich bin auch mit ihm verschieden,
Läg' ich doch mit ihm in Frieden
Schon im unterird'schen Raum.

Du, sein Vater und der meine,
Sammle du doch mein Gebeine
Zu dem seinigen nur bald.
Grün wird bald sein Hügel stehen

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf seinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen schließt,
Vom Wiedersehn, spät oder früh,
Wird dieser Schmerz versüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein jeder frischer glühn,
Denn herrlich wird ihm diese Saat
In schönern Fluren blühn.

Er lebt, und wird nun bei uns seyn,
Wenn alles uns verläßt!
Und so soll dieser Tag uns seyn
Ein Weltverjüngungs-Fest.

X.

Es giebt so bange Zeiten,
Es giebt so trüben Muth,
Wo alles sich von weitem
Gespenstisch zeigen thut.

Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,

XI.

Ich weiß nicht, was ich suchen könnte,
Wär' jenes liebe Wesen mein,
Wenn er mich seine Freude nennte,
Und bei mir wär', als wär' ich sein.

So Viele gehn umher und suchen
Mit wild verzerrtem Angesicht,
Sie heißen immer sich die Klugen,
Und kennen diesen Schatz doch nicht.

Der eine denkt, er hats ergriffen,
Und was er hat, ist nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umschiffen,
Nicht als ein Name wird sein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze,
Und Der nach einem Lorbeerzweig,
Und so wird von verschiednem Glanze
Getäuscht ein jeder, keiner reich.

Hat Er sich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich!
Wer uns zu Lieb' aus diesem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Habt ihr von Ihm denn nichts gelesen,
Kein armes Wort von Ihm gehört?
Wie himmlisch gut Er uns gewesen,
Und welches Gut Er uns bescheert?

XII.

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?
Herberg' ist dir schon längst bestellt.
Verlangend sieht ein jedes dich,
Und öffnet deinem Segen sich.

Geuß, Vater, Ihn gewaltig aus,
Gieb Ihn aus deinem Arm heraus;
Nur Unschuld, Lieb' und süße Schaam
Hielt Ihn, daß er nicht längst schon kam.

Treib' Ihn von dir in unsern Arm,
Daß er von deinem Hauch noch warm;
In schweren Wolken sammle ihn,
Und laß Ihn so hernieder ziehn.

In kühlen Strömen send' Ihn her,
In Feuerflammen lodre Er,
In Luft und Oel, in Klang und Thau
Durchdring' Er unsrer Erde Bau.

So wird der heil'ge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür.

Die Erde regt sich, grünt und lebt,
Des Geistes voll ein jedes strebt
Den Heiland lieblich zu empfahn,
Und beut die vollen Brüst' ihm an.

XIII.

Wenn in bangen trüben Stunden
Unser Herz beinah verzagt,
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angst an unserm Innern nagt;
Wir der Treugeliebten denken,
Wie sie Gram und Kummer drückt,
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt.

O! dann neigt sich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah;
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht sein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des frischen Lebens,
Lispelt Muth und Trost uns zu;
Und wir beten nicht vergebens
Auch für die Geliebten Ruh.

XIV.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt,
Wird vom Verderben nie bestrickt,
Trennung von dir muß ihn betrüben,
Ewig wird er dich brünstig lieben,
Und deiner Huld Erinnerung
Bleibt fortan seines Geistes höchster Schwung.

Fern steht nun diese sel'ge Welt,
Gram hat sich längst zu mir gesellt;
Betrübt bin ich umher gegangen,
Hab' ich mich denn so schwer vergangen?
Kindlich berühr' ich deinen Saum,
Erwecke mich aus diesem schweren Traum.

Darf nur ein Kind dein Antlitz schau'n,
Und deinem Beistand fest vertrau'n,
So löse doch des Alters Binde,
Und mache mich zu deinem Kinde:
Die Kindesliebe und Kindestreu
Wohnt mir von jener goldnen Zeit noch bei.

XV.

Ich sehe dich in tausend Bildern
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

So hebt sich sacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann,
Im schlichten Rock, und kommt mit heiterm
Gesicht ans fromme Kind heran.

Bekannt, doch heimlich sind die Züge,
So kindlich und so wunderbar;
Es spielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar seltsam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend seine Hände,
Es ist des Buches hoher Geist,
Der ihm der sauern Wallfahrt Ende
Und seines Vaters Wohnung weis't.

Du kniest auf meinem öden Grabe,
So öffnet sich der heil'ge Mund,
Du bist der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg, als armer Knabe,
Hab' ich ein himmlisch Buch gesehn,
Und konnte nun durch diese Gabe
In alle Kreaturen sehn.

Es sind an mir durch Gottes Gnade
Der höchsten Wunder viel geschehn;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen stehn.

Ich habe treulich aufgeschrieben,
Was innre Lust mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Wie fröhlich kann dankbar ein Freund verkünden,
Was seinem Geist sich längst vergnüglich zeigte,
Wenn er des Jünglings Wandel still bedachte.

O! möchte jede Treue — Treue finden,
Und daß zu dem der Lilienstab sich neigte,
Der Lust und Leben kranken Herzen brachte.

III.

An —

Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt, zusammen seyn.
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm ist, muß sich gleichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sey Bruder mir, und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt,
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in süßem Duft entgegen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Es quoll und trieb nun überall
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;
Sie schienen gern sich zu vereinen,
Daß alles möchte lieblich scheinen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

So dacht' ich: ist ein Geist erwacht,
Der alles so lebendig macht,
Und der mit tausend schönen Waaren
Und Blüthen sich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Vielleicht beginnt ein neues Reich,
Der lockre Staub wird zum Gesträuch,
Der Baum nimmt thierische Geberden:
Das Thier soll gar zum Menschen werden.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Wie ich so stand und bei mir sann,
Ein mächt'ger Trieb in mir begann?

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär' Feld und Staude leer,
So flögen gleich den Winden
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Früchť und Kränze,
Und immer gute Zeit.

Die Myrthe sproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor.
Doch um des Elends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir war so bang zu Muthe,
Da sprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich seine Ruthe,
Und sah mich freundlich an.

Warum mußt du dich grämen?
O! weine doch nicht so,
Kannst meine Gerte nehmen,
Dann wirst du wieder froh.

Ich nahm sie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und stille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich so bei mir dachte.
Was soll die Ruthe dir?
Schwankt aus den Büschen sachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Lehrlinge zu Sais.

1.

Der Lehrling.

Manchfache Wege gehen die Menschen. Wer sie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entstehen sehn; Figuren, die zu jener großen Chiffernschrift zu gehören scheinen, die man überall auf Flügeln, Eierschalen, in Wolken, im Schnee, in Krystallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Wassern, im Innern und Aeußern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der Menschen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und gestrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilspänen um den Magnet her, und sonderbaren Conjuncturen des Zufalls, erblickt. In ihnen ahnet man den Schlüssel dieser Wunderschrift, die Sprachlehre derselben; allein die Ahnung will sich selbst

sichtbar und verständlich macht. Sieht er uns traurig, daß die Nacht nicht weicht, so tröstet er uns, und verheißt dem emsigen, treuen Seher künftiges Glück. Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb, die Sinne zu üben, zu beschäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ. Den Sternen sah er zu, und ahmte ihre Züge, ihre Stellungen im Sande nach. Ins Luftmeer sah er ohne Rast, und ward nicht müde seine Klarheit, seine Bewegungen, seine Wolken, seine Lichter zu betrachten. Er sammelte sich Steine, Blumen, Käfer aller Art, und legte sie auf manchfache Weise sich in Reihen. Auf Menschen und auf Thiere gab er Acht, am Strand des Meeres saß er, suchte Muscheln. Auf sein Gemüth und seine Gedanken lauschte er sorgsam. Er wußte nicht, wohin ihn seine Sehnsucht trieb. Wie er größer ward, strich er umher, besah sich andere Länder, andere Meere, neue Lüfte, fremde Steine, unbekannte Pflanzen, Thiere, Menschen; stieg in Höhlen, sah, wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war und drückte Thon in sonderbare Felsenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemischt, gepaart, und also ordneten sich selbst in ihm oft seltsame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf

chelte unendlich ernst, und uns ward seltsam wohl mit ihm zu Muthe. Einst wird er wiederkommen, sagte der Lehrer, und unter uns wohnen, dann hören die Lehrstunden auf. — Einen schickte er mit ihm fort, der hat uns oft gedauert. Immer traurig sah er aus, lange Jahre war er hier, ihm glückte nichts, er fand nicht leicht, wenn wir Krystalle suchten oder Blumen. In die Ferne sah er schlecht, bunte Reihen gut zu legen wußte er nicht. Er zerbrach alles so leicht. Doch hatte keiner einen solchen Trieb und solche Lust am Sehen und Hören. Seit einer Zeit — vorher eh jenes Kind in unsern Kreis trat — ward er auf einmal heiter und geschickt. Eines Tages war er traurig ausgegangen, er kam nicht wieder, und die Nacht brach ein. Wir waren seinetwegen sehr in Sorgen; auf einmal, wie des Morgens Dämmerung kam, hörten wir in einem nahen Haine seine Stimme. Er sang ein hohes, frohes Lied; wir wunderten uns alle; der Lehrer sah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder sehen werde. In unsere Mitte trat er bald, und brachte, mit unaussprechlicher Seligkeit im Antlitz, ein unscheinbares Steinchen von seltsamer Gestalt. Der Lehrer nahm es in die Hand, und küßte ihn lange, dann sah er uns mit nassen Augen an, und legte dieses Steinchen auf

seiner Nähe mir alles heller innerlich zu werden. Wäre es länger geblieben, sicherlich hätte ich mehr in mir erfahren. Auch wäre mir am Ende vielleicht der Busen offen, die Zunge frei geworden. Gern wäre ich auch mit ihm gegangen. Es kam nicht so. Wie lang' hier ich noch bleibe, weiß ich nicht. Mir scheint es, als blieb ich immer hier. Kaum wag' ich, es mir selber zu gestehn, allein zu innig dringt sich mir der Glaube auf: einst sind ich hier, was mich beständig rührt; sie ist zugegen. Wenn ich mit diesem Glauben hier umher gehe, so tritt mir alles in ein höher Bild, in eine neue Ordnung mir zusammen, und alle sind nach einer Gegend hin gerichtet. Mir wird dann jedes so bekannt, so lieb, und was mir seltsam erschien und fremd, wird nun auf einmal wie ein Hausgeräth.

Gerade diese Fremdheit ist mir fremd, und darum hat mich immer diese Sammlung zugleich entfernt und angezogen. Den Lehrer kann und mag ich nicht begreifen. Er ist mir just so unbegreiflich lieb. Ich weiß er versteht mich, er hat nie gegen mein Gefühl und meinen Wunsch gesprochen. Vielmehr will er, daß wir den eignen Weg verfolgen, weil jeder neue Weg durch neue Länder geht, und jeder endlich zu diesen Wohnungen, zu dieser heiligen Heimath wieder führet. Auch ich will also

chen Naturstand herzustellen, oder neue, mannfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter sie sind, desto vereinigter, desto vollständiger und persönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erscheinung in sie ein: denn der Natur des Sinnes entspricht die Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menschen alles menschlich, bekannt und gesellig vorkommen; die frischeste Eigenthümlichkeit mußte in ihren Ansichten sichtbar werden; jede ihrer Aeußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorstellungen mußten mit der sie umgebenden Welt übereinstimmen, und einen treuen Ausdruck derselben darstellen. Wir können daher die Gedanken unsrer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbstabbildung des damaligen Zustandes der irdischen Natur betrachten, und besonders an ihnen, als den schicklichsten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß desselben, das damalige Verhältniß zu seinen Bewohnern, und seine Bewohner zu ihm, bestimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabensten Fragen zuerst ihre Aufmerksamkeit beschäftigen, und daß sie den Schlüssel dieses wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmasse der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenstande eines unbekannten Sinns aufsuchten. Bemerk-

menſchliche Begebenheiten und Verhältniſſe zu finden, iſt eine fortwandernde, in den verſchiedenſten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und ſcheint an wunderbarer Wirkung und leichter Ueberzeugung beſtändig den Vorrang gehabt zu haben. Auch ſcheint die Zufälligkeit der Natur ſich wie von ſelbſt an die Idee menſchlicher Perſönlichkeit anzuſchließen, und letztere am willigſten, als menſchliches Weſen verſtändlich zu werden. Daher iſt auch wohl die Dichtkunſt das liebſte Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde geweſen, und am hellſten iſt in Gedichten der Naturgeiſt erſchienen. Wenn man ächte Gedichte lieſt und hört, ſo fühlt man einen innern Verſtand der Natur ſich bewegen und ſchwebt, wie der himmliſche Leib derſelben, in ihr und über ihr zugleich, Naturforſcher und Dichter haben durch Eine Sprache ſich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen ſammelten, und in großen, geordneten Maſſen aufſtellten, haben dieſe für menſchliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche Natur zu manchfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zerſplittert und gebildet. Wenn dieſe mehr das Flüſſige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, ſuchten jene mit ſcharfen Meſſerſchnitten den innern Bau und die Verhältniſſe der Glieder zu erforſchen.

unter ihren Händen starb die freundliche Natur, und ließ nur todte, zuckende Reste zurück; dagegen sie vom Dichter, wie durch geistvollen Wein, noch mehr beseelt, die göttlichsten und muntersten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel stieg, tanzte und weissagte, jeden Gast willkommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verschwendete. So genoß sie himmlische Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage, und ehrte gern den ernsten, strengen Mann. Wer also ihr Gemüth recht kennen lernen will, muß sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergießt ihr wundersames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dieß und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren strebt, muß ihre Krankenstube, ihr Beinhaus, fleißig besuchen.

Man steht mit der Natur gerade in so unbegreiflich verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen, und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte göttlich, und stimmt zu dessen hohem Geiste. Man kann nicht sagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Ueberschwengliches zu sagen, und alles Bestreben nach Wahrheit in

den Reden und Gesprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es ist schon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollständig zu begreifen, zur Sehnsucht sich veredelt, zur zarten, bescheidenen Sehnsucht, die sich das fremde, kalte Wesen gern gefallen läßt, wenn sie nur einst auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es ist ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unserm Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt sich rings verbreitend. Liegt nun die wundersame, sinnliche und unsinnliche Natur rund um uns her, so glauben wir, es sey jener Zug ein Anziehen der Natur, eine Aeußerung unsrer Sympathie mit ihr; nur sucht der eine hinter diesen blauen, fernen Gestalten noch eine Heimath, die sie ihm verhüllen, eine Geliebte seiner Jugend, Eltern und Geschwister, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meint, da jenseits warteten unbekannte Herrlichkeiten seiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter versteckt, und streckt verlangend seine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieser herrlichen Umgebung ruhig stehen, und suchen sie nur selbst in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfassen, vergessen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweise die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet,

und finden sich beseligt in der Beschauung dieses lebendigen, über nächtlichen Tiefen schwebenden Schmucks. So entstehen manchfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein lustiger Einfall, eine Mahlzeit wird, so sieht man sie dort, zur andächtigsten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gabs solche ernste Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indessen andere fröhliche Herzen sich nur auf sie zu Tische baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Gestirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köstliche Speisen, und so kam ihnen die Natur nicht wie ein stiller, wundervoller Tempel, sondern wie eine lustige Küche und Speisekammer vor. Dazwischen waren andere sinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beschäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu schaffen. — Sie theilten sich gesellig in das große Werk; die einen suchten die verstummten und verlornen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Ahnungen und Bilder schönerer Geschlechter in Erz und Steinen nieder, bauten schönere Felsen zu Wohnungen wieder, brachten die

verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht; zähmten die ausgelaſſenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberſchwemmungen, und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts; lehrten die Farben zu reizenden Bildungen ſich miſchen und ordnen, und Wald und Wieſe, Quellen und Felſen wieder zu lieblichen Gärten zuſammen zu treten; hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um ſie zu entfalten, und in heiteren Schwingungen zu bewegen; nahmen ſich der armen, verlaßnen, für Menſchenſitte empfänglichen Thiere an, und ſäuberten die Wälder von den ſchädlichen Ungeheuern, dieſen Mißgeburten einer entarteten Phantaſie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, ſie ward ſanfter und erquicklicher, und ließ ſich willig zur Beförderung der menſchlichen Wünſche finden. Allmählig fing ihr Herz wieder an menſchlich ſich zu regen, ihre Phantaſien wurden heitrer, ſie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und ſo ſcheint allmählig die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der ſie den Menſchen Freundin, Tröſterin, Prieſterin Wunderthäterin war, als ſie unter ihnen wohnte,

und ein himmlischer Umgang die Menschen zu Unsterblichen machte. Dann werden die Gestirne die Erde wieder besuchen, der sie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinsterung; dann legt die Sonne ihren strengen Scepter nieder, und wird wieder Stern unter den Sternen, und alle Geschlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zusammen. Dann finden sich die alten verwaisten Familien, und jeder Tag sieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt sich neu erglimmende Asche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnstätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geschichte wird zum Traum einer unendlichen, unabsehlichen Gegenwart.

Wer dieses Stamms und Glaubens ist, und gern auch das Seinige zu dieser Entwilderung der Natur beitragen will, geht in den Werkstätten der Künstler umher, belauscht überall die unvermuthet in allen Ständen hervorbrechende Dichtkunst, wird nimmer müde die Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verschmäht keinen mühseligen Gang, wenn sie ihm winkt, und sollte er auch durch Modergrüfte gehen; er findet sicher unsägliche Schätze, das Grubenlichtchen steht am Ende still,

und wer weiß, in welche himmliſche Geheimniſſe ihn dann eine reizende Bewohnerin des unterirdiſchen Reichs einweiht. Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer ſich ſelbſt einbildet, er kenne ſchon das ſeltſame Reich, und wiſſe mit wenig Worten ſeine Verfaſſung zu ergründen, und überall den rechten Weg zu finden. Von ſelbſt geht keinem, der ſich los riß und ſich zur Inſel machte, das Verſtändniß auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menſchen, die nicht wiſſen, was ſie thun, kann dieß begegnen. Langer, unabläſſiger Umgang, freie und künſtliche Betrachtung, Aufmerkſamkeit auf leiſe Winke und Züge; ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das ſind die weſentlichen Erforderniſſe eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem ſein Wunſch gedeihen wird. Nicht weiſe ſcheint es, eine Menſchenwelt ohne volle aufgeblühte Menſchheit begreifen und verſtehen zu wollen. Kein Sinn muß ſchlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach ſind, ſo müſſen ſie doch alle angeregt, und nicht unterdrückt und erſchlafft ſeyn. So wie man einen künftigen Maler in dem Knaben ſieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt, und Farben zu Figuren bunt verknüpft, ſo ſieht man einen künftigen Weltweiſen

in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Rast nachspürt, nachfrägt, auf Alles achtet, jedes Merkwürdige zusammen trägt, und froh ist, wenn er einer neuen Erscheinung, einer neuen Kraft und Kenntniß Meister und Besitzer geworden ist.

Nun dünkt es Einigen, es sey der Mühe gar nicht werth, den endlosen Zerspaltungen der Natur nachzugehen, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinste Korn der festen Körper, nie die einfachste Faser finden werde, weil alle Größe vor und rückwärts sich ins Unendliche verliert, so sey es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zusammensetzungen, neue Erscheinungen bis ins Unendliche. Sie schienen dann nur still zu stehn, wenn unser Fleiß ermatte, und so verschwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dieß zuletzt ein wahrer Wahnsinn, ein fester Schwindel an der entsetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, so weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umschwung, unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollsten Uebermuthes, eine unglücksschwangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine desto grau-

sondere Nacht, und Schrecken aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühllosigkeit ängstigen. Wie ein Heiland stehe dem armen Menschengeschlechte der Tod zur Seite, denn ohne Tod wäre der Wahnsinnigste am glücklichsten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieses riesenmäßigen Triebwerks sey schon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel; denn jeder Reiz scheine ein wachsender Wirbel, der bald sich des Unglücklichen ganz bemächtige, und ihn dann durch eine schreckende Nacht mit sich fortreiße. Hier sey die listige Fallgrube des menschlichen Verstandes, den die Natur überall als ihren größten Feind zu vernichten suche. Heil der kindlichen Unwissenheit und Schuldlosigkeit der Menschen, welche sie die entsetzlichen Gefahren nicht gewahr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnsitze herlägen und jeden Augenblick über sie hereinzubrechen bereit wären. Nur innere Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menschen bis jetzo erhalten, indeß könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo sich die sämmtlichen Menschen durch einen großen gemeinschaftlichen Entschluß aus dieser peinlichen Lage, aus diesem furchtbaren Gefängnisse reißen, und durch eine freiwillige Entsagung ihrer hiesigen Besitzthümer auf ewig ihr Geschlecht aus diesem Jammer erlösen,

und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten sie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, gewaltsamen Vertilgung, oder einer noch entsetzlicheren Ausartung in Thiere, durch stufenweise Zerstörung der Denkorgane durch Wahnsinn, zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felsen, Stürmen und Wogen müsse nothwendig die Menschen diesen Gegenständen verähnlichen, und diese Verähnlichung, Verwandlung und Auflösung des Göttlichen und Menschlichen in unbändige Kräfte sey der Geist der Natur, dieser fürchterlich verschlingenden Macht: und sey nicht alles, was man sehe, schon ein Raub des Himmels, eine große Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Ueberbleibsel eines schrecklichen Mahles?

Wohl, sagen Muthigere, laßt unser Geschlecht einen langsamen, wohldurchdachten Zerstörungskrieg mit dieser Natur führen. Mit schleichenden Giften müssen wir ihr beizukommen suchen. Der Naturforscher sey ein edler Held, der sich in den geöffneten Abgrund stürze, um seine Mitbürger zu erretten. Die Künstler haben ihr schon manchen geheimen Streich beigebracht, fahrt nur so fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht sie lüstern nach sich selbst. Benutzt jene Zwiste, um

ſie, wie jenen feuerſpeienden Stier, nach eurer Willkühr lenken zu können. Euch unterthänig muß ſie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menſchenkindern. Entfernte Brüder ſind zu einem Zweck mit uns vereint; das Sternenrad wird das Spinnrad unſers Lebens werden, und dann können wir durch unſere Sklaven ein neues Dſchinniſtan uns bauen. Mit innerm Triumph laßt uns ihren Verwüſtungen, ihren Tumulten zuſehen, ſie ſoll an uns ſich ſelbſt verkaufen, und jede Gewaltthat ſoll ihr zur ſchweren Buße werden. In den begeiſternden Gefühlen unſrer Freiheit laßt uns leben und ſterben; hier quillt der Strom, der ſie einſt überſchwemmen und zähmen wird, und in ihm laßt uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten uns erfriſchen. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freiheit iſt genug, ſie auf immer zu lähmen, und ihren Verheerungen Maas und Ziel zu ſetzen.

Sie haben Recht, ſprechen Mehrere, hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freiheit ſitzen wir und ſpähen; er iſt der große Zauberſpiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung ſich enthüllt, in ihm baden die zarten Geiſter und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern ſehen wir hier aufgeſchloſſen. Was brauchen wir die trübe

Welt der sichtbaren Dinge mühsam zu durchwandern, die reinere Welt liegt ja in uns, in diesem Quell. Hier offenbart sich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauspiels; und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohlbekannt, und sicher kennen wir jede Gestalt. Wir brauchen nicht erst lange nachzuforschen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande sind genug, um uns zu verständigen. So ist uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüssel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wissen. Nur wir genießen die Natur mit vollen Sinnen, weil sie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängstigen, und helle Besonnenheit uns zuversichtlich und ruhig macht.

Die Andern reden irre, sagt ein ernster Mann zu diesen. Erkennen sie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer selbst? Sie selbst verzehren sich in wilder Gedankenlosigkeit. Sie wissen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenspiel, eine wüste Phantasie ihres Traumes ist. Ja wohl ist sie ihnen ein entsetzliches Thier, eine seltsame abentheuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Mensch sieht ohne Schaudern diese Brut seiner regellosen Einbildungskraft, denn er weiß, daß es nichtige Ge-

und wer weiß, in welche himmliſche Geheimniſſe ihn dann eine reizende Bewohnerin des unterirdiſchen Reichs einweiht. Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer ſich ſelbſt einbildet, er kenne ſchon das ſeltſame Reich, und wiſſe mit wenig Worten ſeine Verfaſſung zu ergründen, und überall den rechten Weg zu finden. Von ſelbſt geht keinem, der ſich los riß und ſich zur Inſel machte, das Verſtändniß auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menſchen, die nicht wiſſen, was ſie thun, kann dieß begegnen. Langer, unabläſſiger Umgang, freie und künſtliche Betrachtung, Aufmerkſamkeit auf leiſe Winke und Züge; ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das ſind die weſentlichen Erforderniſſe eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem ſein Wunſch gedeihen wird. Nicht weiſe ſcheint es, eine Menſchenwelt ohne volle aufgeblühte Menſchheit begreifen und verſtehen zu wollen. Kein Sinn muß ſchlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach ſind, ſo müſſen ſie doch alle angeregt, und nicht unterdrückt und erſchlafft ſeyn. So wie man einen künftigen Maler in dem Knaben ſieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt, und Farben zu Figuren bunt verknüpft, ſo ſieht man einen künftigen Weltweiſen

in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Rast nachspürt, nachfragt, auf Alles achtet, jedes Merkwürdige zusammen trägt, und froh ist, wenn er einer neuen Erscheinung, einer neuen Kraft und Kenntniß Meister und Besitzer geworden ist.

Nun dünkt es Einigen, es sey der Mühe gar nicht werth, den endlosen Zerspaltungen der Natur nachzugehen, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinste Korn der festen Körper, nie die einfachste Faser finden werde, weil alle Größe vor und rückwärts sich ins Unendliche verliert, so sey es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zusammensetzungen, neue Erscheinungen bis ins Unendliche. Sie schienen dann nur still zu stehn, wenn unser Fleiß ermatte, und so verschwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dieß zuletzt ein wahrer Wahnsinn, ein fester Schwindel an der entsetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, so weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umschwung, unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollsten Uebermuths, eine unglücksschwangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine desto grau-

sondere Nacht, und Schrecken aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühllosigkeit ängstigen. Wie ein Heiland stehe dem armen Menschengeschlechte der Tod zur Seite, denn ohne Tod wäre der Wahnsinnigste am glücklichsten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieses riesenmäßigen Triebwerks sey schon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel; denn jeder Reiz scheine ein wachsender Wirbel, der bald sich des Unglücklichen ganz bemächtige, und ihn dann durch eine schreckende Nacht mit sich fortreiße. Hier sey die listige Fallgrube des menschlichen Verstandes, den die Natur überall als ihren größten Feind zu vernichten suche. Heil der kindlichen Unwissenheit und Schuldlosigkeit der Menschen, welche sie die entsetzlichen Gefahren nicht gewahr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnsitze herlägen und jeden Augenblick über sie hereinzubrechen bereit wären. Nur innere Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menschen bis jetzo erhalten, indeß könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo sich die sämmtlichen Menschen durch einen großen gemeinschaftlichen Entschluß aus dieser peinlichen Lage, aus diesem furchtbaren Gefängnisse reißen, und durch eine freiwillige Entsagung ihrer hiesigen Besitzthümer auf ewig ihr Geschlecht aus diesem Jammer erlösen,

und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten sie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, gewaltsamen Vertilgung, oder einer noch entsetzlicheren Ausartung in Thiere, durch stufenweise Zerstörung der Denkorgane durch Wahnsinn, zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felsen, Stürmen und Wogen müsse nothwendig die Menschen diesen Gegenständen verähnlichen, und diese Verähnlichung, Verwandlung und Auflösung des Göttlichen und Menschlichen in unbändige Kräfte sey der Geist der Natur, dieser fürchterlich verschlingenden Macht: und sey nicht alles, was man sehe, schon ein Raub des Himmels, eine große Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Ueberbleibsel eines schrecklichen Mahles?

Wohl, sagen Muthigere, laßt unser Geschlecht einen langsamen, wohldurchdachten Zerstörungskrieg mit dieser Natur führen. Mit schleichenden Giften müssen wir ihr beizukommen suchen. Der Naturforscher sey ein edler Held, der sich in den geöffneten Abgrund stürze, um seine Mitbürger zu erretten. Die Künstler haben ihr schon manchen geheimen Streich beigebracht, fahrt nur so fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht sie lüstern nach sich selbst. Benutzt jene Zwiste, um

sie, wie jenen feuerspeienden Stier, nach eurer Willkühr lenken zu können. Euch unterthänig muß sie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menschenkindern. Entfernte Brüder sind zu einem Zweck mit uns vereint; das Sternenrad wird das Spinnrad unsers Lebens werden, und dann können wir durch unsere Sklaven ein neues Dschinnistan uns bauen. Mit innerm Triumph laßt uns ihren Verwüstungen, ihren Tumulten zusehen, sie soll an uns sich selbst verkaufen, und jede Gewaltthat soll ihr zur schweren Buße werden. In den begeisternden Gefühlen unsrer Freiheit laßt uns leben und sterben; hier quillt der Strom, der sie einst überschwemmen und zähmen wird, und in ihm laßt uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten uns erfrischen. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freiheit ist genug, sie auf immer zu lähmen, und ihren Verheerungen Maas und Ziel zu setzen.

Sie haben Recht, sprechen Mehrere, hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freiheit sitzen wir und spähen; er ist der große Zauberspiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung sich enthüllt, in ihm baden die zarten Geister und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern sehen wir hier aufgeschlossen. Was brauchen wir die trübe

Welt der sichtbaren Dinge mühsam zu durchwandern, die reinere Welt liegt ja in uns, in diesem Quell. Hier offenbart sich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauspiels; und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohlbekannt, und sicher kennen wir jede Gestalt. Wir brauchen nicht erst lange nachzuforschen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande sind genug, um uns zu verständigen. So ist uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüssel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wissen. Nur wir genießen die Natur mit vollen Sinnen, weil sie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängstigen, und helle Besonnenheit uns zuversichtlich und ruhig macht.

Die Andern reden irre, sagt ein ernster Mann zu diesen. Erkennen sie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer selbst? Sie selbst verzehren sich in wilder Gedankenlosigkeit. Sie wissen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenspiel, eine wüste Phantasie ihres Traumes ist. Ja wohl ist sie ihnen ein entsetzliches Thier, eine seltsame abentheuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Mensch sieht ohne Schaudern diese Brut seiner regellosen Einbildungskraft, denn er weiß, daß es nichtige Ge-

wenster seiner Schwäche sind. Er fühlt sich Herr der Welt, sein Ich schwebt mächtig über diesem Abgrund, und wird in Ewigkeiten über diesem endlosen Wechsel erhaben schweben. Einklang strebt ein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Er wird in die Unendlichkeit hinaus stets einiger mit sich selbst und seiner Schöpfung um sich her seyn, und mit jedem Schritte die ewige Allwirksamkeit einer hohen sittlichen Weltordung, der Veste seines Ichs, immer heller hervortreten sehen. Der Sinn der Welt ist die Vernunft, um derenwillen ist sie da, und wenn sie erst der Kampfplatz einer kindlichen aufblühenden Vernunft ist, so wird sie einst zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre sie der Mensch als Sinnbild seines Gemüths, das sich mit ihm in unbestimmbaren Stufen veredelt. Wer also zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe seinen sittlichen Sinn, handle und bilde dem edlen Kerne seines Innern gemäß, und wie von selbst wird die Natur sich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln ist jener große und einzige Versuch, in welchem alle Räthsel der mannigfaltigsten Erscheinungen sich lösen. Wer ihn versteht, und in strengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiß, ist ewiger Meister der Natur.

Der Lehrling hört mit Bangigkeit die sich kreuzenden Stimmen. Es scheint ihm jede Recht zu haben, und eine sonderbare Verwirrung bemächtigt sich seines Gemüths. Allmählig legt sich der innere Aufruhr, und über die dunkeln sich an einander brechenden Wogen scheint ein Geist des Friedens heraufzuschweben, dessen Ankunft sich durch neuen Muth und überschauende Heiterkeit in der Seele des Jünglings ankündigt.

Ein muntrer Gespiele, dem Rosen und Winden die Schläfe zierten, kam herbeigesprungen, und sah ihn in sich gesenkt sitzen. Du Grübler, rief er, bist auf ganz verkehrtem Wege. So wirst du keine grossen Fortschritte machen. Das beste ist überall die Stimmung. Ist das wohl eine Stimmung der Natur? Du bist noch jung, und fühlst du nicht das Gebot der Jugend in allen Adern, nicht Liebe und Sehnsucht deine Brust erfüllen? Wie kannst du nur in der Einsamkeit sitzen? Sitzt die Natur einsam? Den Einsamen flieht Freude und Verlangen: und ohne Verlangen, was nützt dir die Natur? nur unter Menschen wird er einheimisch, der Geist, der sich mit tausend bunten Farben in alle deine Sinne drängt, der wie eine unsichtbare Geliebte dich umgiebt. Bei unsern Festen löst sich seine Zunge, er sitzt oben an, und stimmt Lieder des fröhlichsten Lebens an. Du hast

noch nicht geliebt, du Armer; beim ersten Kuß wird eine neue Welt dir aufgethan, mit ihm fährt Leben in tausend Strahlen in dein entzücktes Herz. Ein Mährchen will ich dir erzählen: horche wohl!

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Mensch. Er war sehr gut, aber auch über die Maßen wunderlich. Er grämte sich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer still vor sich hin, setzte sich einsam, wenn die Andern spielten und fröhlich waren, und ging seltsamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren sein liebster Aufenthalt, und dann sprach er immer fort mit Thieren und Vögeln, mit Bäumen und Felsen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närrisches Zeug zum Todtlachen. Er blieb aber immer mürrisch und ernsthaft, ungeachtet sich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagay und der Gimpel alle Mühe gaben, ihn zu zerstreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weisen. Die Gans erzählte Mährchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwischen, ein großer dicker Stein machte lächerliche Bocksprünge, die Rose schlich sich freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Epheu streichelte ihm die sorgenvolle Stirn. Allein der Mißmuth und Ernst waren hartnäckig. Seine Eltern waren sehr betrübt, sie wußten nicht, was sie

anfangen sollten. Er war gesund und aß, nie hatten sie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und lustig gewesen, wie keiner; bei allen Spielen voran, von allen Mädchen gern gesehen. Er war recht bildschön, sah aus wie gemalt und tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war Eine ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrothe Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehn, so lieblich war sie. Damals war Rosenblüthe so hieß sie, dem bildschönen Hyacinth, so hieß er, von Herzen gut und er hatte sie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wußtens nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerst gesagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuser ihrer Eltern lagen nahe beisammen. Wenn nun Hyacinth die Nacht an seinem Fenster stand und Rosenblüthe an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäusefang da vorbeiliefen, da sahen sie die beiden stehn, und lachten und kicherten oft so laut, daß sie es hörten und böse wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen gesagt, die sagte es ihrer Freundin, der Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; so erfuhrs denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth aus-

ging, so riefs von allen Seiten: Rosenblüthchen ist mein Schätzchen! Nun ärgerte sich Hyacinth und mußte doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn das Eidechschen geschlüpft kam, sich auf einen warmen Stein setzte, mit dem Schwänzchen wedelte und sang:

Rosenblüthchen, das gute Kind,
Ist geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter sey Hyacinth,
Fällt ihm um den Hals geschwind;
Merkt sie aber das fremde Gesicht,
Denkt nur an, da erschrickt sie nicht,
Fährt, als merkte sie kein Wort,
Immer nur mit Küssen fort.

Ach! wie bald war die Herrlichkeit vorbei. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erstaunlich weit gereist, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entsetzliche Augenbraunen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und seltsamen Figuren hineingewebt. Er setzte sich vor das Haus, das Hyacinths Eltern gehörte. Nun war Hyacinth sehr neugierig, und setzte sich zu ihm und holte ihm Brod und Wein. Da that er seinen weißen Bart von einander, und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyacinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. So viel man nachher vernahm, so hat er viel von fremden

Ländern, unbekannten Gegenden, von erstaunlich wunderbaren Sachen erzählt, und ist drei Tage dageblieben, und mit Hyacinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Rosenblüthchen hat genug den alten Herenmeister verwünscht, denn Hyacinth ist ganz versessen auf seine Gespräche gewesen, und hat sich um nichts bekümmert; kaum daß er ein wenig Speise zu sich genommen. Endlich hat jener sich fortgemacht, doch dem Hyacinth ein Büchelchen dagelassen, das kein Mensch lesen konnte. Dieser hat ihm noch Früchte, Brod und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann ist er tiefsinnig zurückgekommen, und hat einen ganz neuen Lebenswandel begonnen. Rosenblüthchen hat recht zum Erbarmen um ihn gethan, denn von der Zeit an hat er sich wenig aus ihr gemacht, und ist immer für sich geblieben. Nun begab sichs, daß er einmal nach Hause kam, und war wie neu geboren. Er fiel seinen Eltern um den Hals und weinte. Ich muß fort in fremde Lande, sagte er; die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden müßte, das Buch hat sie ins Feuer geworfen, und hat mich getrieben, zu euch zu gehn und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Rosenblüthchen. Ich hätte sie gern gesprochen, ich

weiß nicht, wie mir ist, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, so kommen gleich mächtigere Gedanken dazwischen; die Ruhe ist fort, Herz und Liebe mit, ich muß sie suchen gehn. Ich wollt' euch gern sagen, wohin, ich weiß selbst nicht: dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleierte Jungfrau; nach der ist mein Gemüth entzündet. Lebt wohl. Er riß sich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergossen Thränen. Rosenblüthchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyacinth lief nun, was er konnte, durch Thäler und Wildnisse, über Berge und Ströme, dem geheimnißvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Isis): Menschen und Thiere, Felsen und Bäume. Manche lachten, manche schwiegen, nirgends erhielt er Bescheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land, Nebel und Wolken warfen sich ihm in den Weg, es stürmte immerfort, dann fand er unabsehliche Sandwüsten, glühenden Staub, und wie er wandelte, so veränderte sich auch sein Gemüth, die Zeit wurde ihm lang und die innere Unruhe legte sich, er wurde sanfter, und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leisen, aber starken Zuge, worin sein ganzes Gemüth sich auflöste. Es lag wie viele Jahre hinter ihm. Nun wurde die Gegend auch

wieder reicher und mannigfaltiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener. Grüne Büsche lockten ihn mit anmuthigem Schatten, aber er verstand ihre Sprache nicht, sie schienen auch nicht zu sprechen, und dennoch erfüllten sie sein Herz mit grünenden Farben und kühlem, stillem Wesen. Immer höher wuchs jene süße Sehnsucht in ihm, und immer breiter und saftiger wurden die Blätter, immer lauter und lustiger die Vögel und Thiere, balsamischer die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft und heißer seine Liebe. Die Zeit ging immer schneller; als sähe sie sich nah am Ziele. Eines Tages begegnete er einem krystallnen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Thal herunter zwischen schwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, sagte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnsitz der Isis? Hier herum muß er seyn, und ihr seyd vielleicht hier bekannter als ich. Wir gehen auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geisterfamilie ist auf der Reise, und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indeß sind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, so wirst du schon mehr erfahren. Die Blumen und die Quelle lächelten, wie sie das

sagten, boten ihm einen frischen Trunk und gingen weiter. Hyacinth folgte ihrem Rath, fragte und fragte, und kam endlich zu jener längst gesuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köstlichen Gewächsen versteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnsucht, und die süßeste Bangigkeit durchdrang ihn in dieser Behausung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmlischen Wohlgedüften entschlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligste führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll seltsamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechselnden Accorden. Es dünkte ihm alles so bekannt, und doch in nie gesehener Herrlichkeit; da schwand auch der letzte irdische Anflug wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleier und — Rosenblüthchen sank in seine Arme. Eine ferne Musik mugab die Geheimnisse des liebenden Wiedersehens, die Ergießungen der Sehnsucht, und schloß alles Fremde von diesem entzückenden Orte aus. Hyacinth lebte nachher noch lange mit Rosenblüthchen unter seinen frohen Eltern und Gespielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rath und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menschen so viel Kinder, als sie wollten. —

Die Lehrlinge umarmten sich und gingen fort. Die weiten Hallen standen leer und hell da, und das wunderbare Gespräch in zahllosen Sprachen unter den tausendfaltigen Naturen, die in diesen Sälen zusammengebracht und in manchfaltigen Ordnungen aufgestellt waren, dauerte fort. Ihre innern Kräfte spielten gegen einander. Sie strebten in ihre Freiheit, in ihre alten Verhältnisse zurück. Wenige standen auf ihrem eigentlichen Platze, und sahen in Ruhe dem manchfaltigen Treiben um sich her zu. Die Uebrigen klagten über entsetzliche Qualen und Schmerzen, und bejammerten das alte herrliche Leben im Schooße der Natur, wo sie eine gemeinschaftliche Freiheit vereinigte, und jedes von selbst erhielt, was es bedurfte. O! daß der Mensch, sagten sie, die innere Musik der Natur verstände, und einen Sinn für äußere Harmonie hätte. Aber er weiß ja kaum, daß wir zusammen gehören, und keins ohne das andere bestehen kann. Er kann nichts liegen lassen, tyrannisch trennt er uns, und greift in lauter Dissonanzen umher. Wie glücklich könnte er seyn, wenn er mit uns freundlich umginge, und auch in unsern großen Bund träte, wie ehemals in der goldnen Zeit, wie er sie mit Recht nennt. In jener Zeit verstand er uns, wie wir ihn verstanden. Seine Begierde, Gott zu werden, hat

ihn von uns getrennt, er ſucht, was mir nicht wiſſen und ahnen können, und ſeitdem iſt er keine begleitende Stimme, keine Mitbewegung mehr. Er ahnet wohl die unendliche Wolluſt, den ewigen Genuß in uns, und darum hat er eine ſo wunderbare Liebe zu einigen unter uns. Der Zauber des Goldes, die Geheimniſſe der Farben, die Freuden des Waſſers ſind ihm nicht fremd; in den Antiken ahnet er die Wunderbarkeit der Steine, und dennoch fehlt ihm noch die ſüße Leidenſchaft für das Weben der Natur, das Auge für unſre entzückenden Myſterien. Lernte er nur einmal fühlen! Dieſen himmliſchen, dieſen natürlichſten aller Sinne kennt er noch wenig; durch das Gefühl würde die alte, erſehnte Zeit zurückkommen, das Element des Gefühls iſt ein inneres Licht, was ſich in ſchönern, kräftigen Farben bricht. Dann gingen die Geſtirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klarer und manchfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meiſter eines unendlichen Spiels, und vergäße alle thörichten Beſtrebungen in einem ewigen, ſich ſelbſt nährenden und immer wachſenden Genuſſe. Das Denken iſt nur ein Traum des Fühlens, ein erſtorbenes Fühlen, ein blaßgraues, ſchwaches Leben.

Wie ſie ſo ſprachen, ſtrahlte die Sonne durch

die hohen Fenster, und in ein sanftes Säuseln verlor sich der Lärm des Gesprächs; eine unendliche Ahnung durchdrang alle Gestalten, die lieblichste Wärme verbreitete sich über alle, und der wunderbarste Naturgesang erhob sich aus der tiefsten Stille. Man hörte Menschenstimmen in der Nähe, die großen Flügelthüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reisende setzten sich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes. Die reizende Landschaft lag in schöner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor sich der Blick an blauen Gebirgen hinauf. Freundliche Kinder brachten manchfaltige Speisen und Getränke, und bald begann ein lebhaftes Gespräch unter ihnen.

Auf alles, was der Mensch vornimmt, muß er seine ungetheilte Aufmerksamkeit oder sein Ich richten, sagte endlich der Eine, und wenn er dieses gethan hat, so entstehen bald Gedanken, oder eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts, oder wunderliche Zusammenziehungen und Figurationen einer elastischen Flüssigkeit zu seyn scheinen, auf eine wunderbare Weise in ihm. Sie verbreiten sich von dem Punkte, wo er den Eindruck fest steckte, nach allen Seiten mit lebendiger Beweglichkeit, und

nehmen sein Ich mit fort. Er kann dieses Spiel oft gleich wieder vernichten, indem er seine Aufmerksamkeit wieder theilt, oder nach Willkühr herumschweifen läßt, denn sie scheinen nichts als Strahlen und Wirkungen, die jenes Ich nach allen Seiten hin in jenem elastischen Medium erregt, oder seine Brechungen in demselben, oder überhaupt ein seltsames Spiel der Wellen dieses Meers mit der starren Aufmerksamkeit zu seyn. Höchst merkwürdig ist es, daß der Mensch erst in diesem Spiele seine Eigenthümlichkeit, seine specifische Freiheit recht gewahr wird, und daß es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tiefen Schlafe, als sey er nun erst in der Welt zu Hause, und verbreite jetzt erst das Licht des Tages sich über seine innere Welt. Er glaubt es am höchsten gebracht zu haben, wenn er ohne jenes Spiel zu stören, zugleich die gewöhnlichen Geschäfte der Sinne vornehmen, und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beide Wahrnehmungen: die Außenwelt wird durchsichtig, und die Innenwelt manchfaltig und bedeutungsvoll, und so befindet sich der Mensch in einem innig lebendigen Zustande zwischen zwei Welten in der vollkommensten Freiheit und dem freudigsten Wachtgefühl. Es ist natürlich, daß der Mensch diesen Zustand zu verewigen, und ihn über die ganze

Summe seiner Eindrücke zu verbreiten sucht; daß er nicht müde wird, diese Associationen beider Welten zu verfolgen, und ihren Gesetzen und ihren Sympathien und Antipathien nachzuspüren. Den Inbegriff dessen, was uns rührt, nennt man die Natur, und also steht die Natur in einer unmittelbaren Beziehung auf die Gliedmaßen unsers Körpers, die wir Sinne nennen. Unbekannte und geheimnißvolle Beziehungen unsers Körpers lassen unbekannte und geheimnißvolle Verhältnisse der Natur vermuthen, und so ist die Natur jene wunderbare Gemeinschaft, in die unser Körper uns einführt, und die wir nach dem Maaße seiner Einrichtungen und Fähigkeiten kennen lernen. Es frägt sich, ob wir die Natur der Naturen durch diese specielle Natur wahrhaft begreifen lernen können, und in wiefern unsre Gedanken und die Intensität unsrer Aufmerksamkeit durch dieselbe bestimmt werden, oder sie bestimmen, und dadurch von der Natur losreißen, und vielleicht ihre zarte Nachgiebigkeit verderben. Man sieht wohl, daß diese innern Verhältnisse und Einrichtungen unsers Körpers vor allen Dingen erforscht werden müssen, ehe wir diese Frage beantworten, und in die Natur der Dinge zu dringen hoffen können. Es ließe sich jedoch auch denken, daß wir überhaupt erst uns manchfach im Denken müßten geübt haben,

ehe wir uns an dem innern Zusammenhang unsers Körpers versuchen, und seinen Verstand zum Verständniß der Natur gebrauchen könnten, und da wäre freilich nichts natürlicher, als alle mögliche Bewegungen des Denkens hervorzubringen, und eine Fertigkeit in diesem Geschäft, so wie eine Leichtigkeit zu erwerben, von einer zur andern überzugehen, und sie manchfach zu verbinden und zu zerlegen. Zu dem Ende müßte man alle Eindrücke aufmerksam betrachten, das dadurch entstehende Gedankenspiel ebenfalls genau bemerken, und sollten dadurch abermals neue Gedanken entstehen, auch diesen zusehen, um so allmählig ihren Mechanismus zu erfahren, und durch eine oftmalige Wiederholung die mit jedem Eindruck beständig verbundenen Bewegungen von den übrigen unterscheiden und behalten zu lernen. Hätte man nur erst einige Bewegungen, als Buchstaben der Natur, herausgebracht, so würde das Chiffriren immer leichter von statten gehn, und die Macht über die Gedankenerzeugung und Bewegung den Beobachter in Stand setzen, auch ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck, Naturgedanken hervorzubringen und Naturcompositionen zu entwerfen, und dann wäre der Endzweck erreicht.

Es ist wohl viel gesagt, sagte ein Anderer, so aus den äußerlichen Kräften und Erscheinungen der

Natur sie zusammensetzen zu wollen, und sie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar gestalteten Fall, bald für eine Zweiheit oder Dreiheit, oder für irgend eine andere seltsamliche Kraft auszugeben. Es wäre denkbarer, daß sie das Erzeugniß eines unbegreiflichen Einverständnisses unendlich verschiedener Wesen wäre, das wunderbare Band der Geisterwelt, der Vereinigungs- und Berührungspunkt unzähliger Welten.

Laßt es gewagt seyn, sprach ein Dritter; je willkührlicher das Netz gewebt ist, das der kühne Fischer auswirft, desto glücklicher ist der Fang. Man ermuntre nur jeden, seinen Gang so weit als möglich fortzusetzen, und jeder sey willkommen, der mit einer neuen Phantasie die Dinge überspinnt. Glaubst du nicht, daß es gerade die gut ausgeführten Systeme seyn werden, aus denen der künftige Geograph der Natur die Data zu seiner großen Naturkarte nimmt? Sie wird er vergleichen, und diese Vergleichung wird uns das sonderbare Land erst kennen lehren. Die Erkenntniß der Natur wird aber noch himmelweit von ihrer Auslegung verschieden seyn. Der eigentliche Chiffrirer wird vielleicht dahin kommen, mehrere Naturkräfte zugleich zu Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erscheinungen in Bewegung zu setzen, er wird auf der Natur, wie

auf einem großen Instrument, phantasiren können, und doch wird er die Natur nicht verstehn. Dieß ist die Gabe des Naturhistorikers, des Zeitensehers, der vertraut mit der Geschichte der Natur, und bekannt mit der Welt, diesem höheren Schauplatz der Naturgeschichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt und weissagend verkündigt. Noch ist dieses Gebiet ein unbekanntes, ein heiliges Feld. Nur göttliche Gesandte haben einzelne Worte dieser höchsten Wissenschaft fallen lassen, und es ist nur zu verwundern, daß die ahnungsvollen Geister sich diese Ahnung haben entgehen lassen, und die Natur zur einförmigen Maschine, ohne Vorzeit und Zukunft, erniedrigt haben. Alles Göttliche hat eine Geschichte, und die Natur, dieses einzige Ganze, womit der Mensch sich vergleichen kann, sollte nicht so gut wie der Mensch in einer Geschichte begriffen seyn, oder welches eins ist, einen Geist haben? Die Natur wäre nicht die Natur, wenn sie keinen Geist hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menschheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieser geheimnißvollen Fragen oder die Frage zu dieser unendlichen Antwort.

Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur den Menschen seyn kann, begann ein schöner Jüngling, und man kann auch hier von ihnen sagen, daß sich die Menschheit in ihnen in der vollkom-

menſten Auflöſung befindet, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen ſeinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. Alles finden ſie in der Natur. Ihnen allein bleibt die Natur. Ihnen allein bleibt die Seele derſelben nicht fremd, und ſie ſuchen in ihrem Umgang alle Seligkeiten der goldnen Zeit nicht umſonſt. Für ſie hat die Natur alle Abwechslungen eines unendlichen Gemüths, und mehr als der geiſtvollſte, lebendigſte Menſch überraſcht ſie durch ſinnreiche Wendungen und Einfälle, Begegnungen und Abweichungen, große Ideen und Bizarrerieen, der unerſchöpfliche Reichthum ihrer Phantaſie läßt keinen vergebens ihren Umgang aufſuchen. Alles weiß ſie zu verſchönern, zu beleben, zu beſtätigen, und wenn auch im Einzelnen ein bewußtloſer, nichtsbedeutender Mechanismus allein zu herrſchen ſcheint, ſo ſieht doch das tiefer blickende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menſchlichen Herzen im Zuſammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Der Wind iſt eine Luftbewegung, die manche äußere Urſachen haben kann, aber iſt er dem einſamen, ſehnſuchtsvollen Herzen nicht mehr, wenn er vorüberſauſt, von geliebten Gegenden herweht, und mit tauſend dunkeln, wehmüthigen Lauten den ſtillen

Schmerz in einen tiefen melodiſchen Seufzer der ganzen Natur aufzulöſen ſcheint? Fühlt nicht ſo auch im jungen beſcheidnen Grün des Frühlings der junge Liebende ſeine ganze blumenſchwangre Seele mit entzückender Wahrheit ausgeſprochen, und iſt je die Ueppigkeit einer nach ſüßer Auflöſung in goldenen Wein lüſternen Seele köſtlicher und erwecklicher erſchienen, als in einer vollen, glänzenden Traube, die ſich unter den breiten Blättern halb verſteckt? Man beſchuldigt die Dichter der Uebertreibung, und hält ihre bildliche uneigentliche Sprache gleichſam nur zu gute, ja man begnügt ſich ohne tiefere Unterſuchung, ihrer Phantaſie jene wunderliche Natur zuzuſchreiben, die manches ſieht und hört, was andere nicht ſehen und hören, und die in einem lieblichen Wahnſinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben ſchaltet und waltet; aber mir ſcheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnen, und mit der Phantaſie nur ſo zu ſpielen, wie ein Kind mit dem Zauberſtabe ſeines Vaters ſpielt. Sie wiſſen nicht, welche Kräfte ihnen unterthan ſind, welche Welten ihnen gehorchen müſſen. Iſt es denn nicht wahr, daß Steine und Wälder der Muſik gehorchen, und von ihr gezähmt ſich jedem Willen wie Hausthiere

fügen? — Blühen nicht wirklich die schönsten Blumen um die Geliebte, und freuen sich, sie zu schmücken? Wird für sie der Himmel nicht heiter, und das Meer nicht eben? — Drückt nicht die ganze Natur, so gut wie das Gesicht und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zustand eines jeden der höheren, wunderbaren Wesen aus, die wir Menschen nennen? Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders, als der Strom, wenn ich wehmüthig in seine Wellen hinabschaue, und die Gedanken in seinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genußvolles Gemüth wird die Pflanzenwelt, nur ein lustiges Kind oder ein Wilder die Thiere verstehn. — Ob jemand die Steine und Gestirne schon verstand, weiß ich nicht, aber gewiß muß dieser ein erhabenes Wesen gewesen seyn. In jenen Statuen, die aus einer untergegangenen Zeit der Herrlichkeit des Menschengeschlechts übrig geblieben sind, leuchtet allein so ein tiefer Geist, so ein seltsames Verständniß der Steinwelt hervor, und überzieht den sinnvollen Betrachter mit einer Steinrinde, die nach innen zu wachsen scheint. Das Erhabene wirkt versteinernd, und so dürfen wir uns nicht über das Erhabene der Natur und seine Wirkungen wundern, oder nicht wissen, wo es zu suchen sey.

Könnte die Natur nicht über den Anblick Gottes zu Stein geworden seyn? Oder vor Schrecken über die Ankunft des Menschen?

Ueber diese Rede war der, welcher zuerst gesprochen hatte, in tiefe Betrachtung gesunken, die fernen Berge wurden buntgefärbt, und der Abend legte sich mit süßer Vertraulichkeit über die Gegend. Nach einer langen Stille hörte man ihn sagen: Um die Natur zu begreifen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entstehen lassen. Bei dieser Unternehmung muß man sich bloß von der göttlichen Sehnsucht nach Wesen, die uns gleich sind, und den nothwendigen Bedingungen, dieselben zu vernehmen, bestimmen lassen; denn wahrhaftig die ganze Natur ist nur als Werkzeug und Medium des Einverständnisses vernünftiger Wesen begreiflich. Der denkende Mensch kehrt zur ursprünglichen Function seines Daseyns, zur schaffenden Betrachtung, zu jenem Punkt zurück, wo Hervorbringen und Wissen in der wundervollsten Wechselverbindung standen, zu jenem schöpferischen Moment des eigentlichen Genusses, des innern Selbstempfängnisses. Wenn er nun ganz in die Beschauung dieser Urerscheinung versinkt, so entfaltet sich vor ihm in neu entstehenden Zeiten und Räumen, wie ein

unermeßliches Schauspiel, die Erzeugungsgeschichte der Natur, und jeder feste Punkt, der sich in der unendlichen Flüssigkeit ansetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe, ein neues Band des Du und des Ich. Die sorgfältige Beschreibung dieser innern Weltgeschichte ist die wahre Theorie der Natur; durch den Zusammenhang seiner Gedankenwelt in sich, und ihre Harmonie mit dem Universum, bildet sich von selbst ein Gedankensystem zur getreuen Abbildung und Formel des Universums. Aber die Kunst des ruhigen Beschauens, der schöpferischen Weltbetrachtung ist schwer: unaufhörliches ernstes Nachdenken und strenge Nüchternheit fordert die Ausführung, und die Belohnung wird kein Beifall der mäheſcheuenden Zeitgenossen, sondern nur eine Freude des Wissens und Wachens, eine innigere Berührung des Universums seyn.

Ja, sagte der Zweite, nichts ist so bemerkenswerth, als das große Zugleich in der Natur. Ueberall scheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts sind alle Naturkräfte thätig, und so repräsentirt und verwandelt sie sich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüthen und Früchte zusammen, und ist, mitten in der Zeit, gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiß, in welche eigne Art von Ferne sie eben-

falls wirkt, und ob nicht dieses Naturſyſtem nur eine Sonne iſt im Univerſo, die durch Bande an daſſelbe geknüpft iſt, durch ein Licht, und einen Zug, und Einflüſſe, die zunächſt in unſerem Geiſte ſich deutlicher vernehmen laſſen, und aus ihm heraus den Geiſt des Univerſums über dieſe Natur ausgießen, und den Geiſt dieſer Natur an andere Naturſyſteme vertheilen.

Wenn der Denker, ſprach der Dritte, mit Recht als Künſtler den thätigen Weg betritt, und durch eine geſchickte Anwendung ſeiner geiſtigen Bewegungen das Weltall auf eine einfache, räthſelhaft ſcheinende Figur zu reduciren ſucht — ja man möchte ſagen, die Natur tanzt — und mit Worten die Linien der Bewegungen nachſchreibt, ſo muß der Liebhaber der Natur dieſes kühne Unternehmen bewundern, und ſich auch über das Gedeihen dieſer menſchlichen Anlage freuen. Billig ſtellt der Künſtler die Thätigkeit oben an, denn ſein Weſen iſt Thun und Hervorbringen mit Wiſſen und Willen, und ſeine Kunſt iſt, ſein Werkzeug zu allem gebrauchen, die Welt auf ſeine Art nachbilden zu können, und darum wird das Princip ſeiner Welt Thätigkeit, und ſeine Welt ſeine Kunſt. Auch hier wird die Natur in neuer Herrlichkeit ſichtbar, und nur der gedankenloſe Menſch wirft die unleſerlichen, wun-

derlich gemischten Worte mit Verachtung weg. Dankbar legt der Priester diese neue, erhabne Meßkunst auf den Altar zu der magnetischen Nadel, die sich nie verirrte, und zahllose Schiffe auf dem pfadlosen Ozean zu bewohnten Küsten und den Häfen des Vaterlandes zurück führte. Außer dem Denker giebt es aber noch andere Freunde des Wissens, die dem Hervorbringen durch Denken nicht vorzüglich zugethan, und also, ohne Beruf zu dieser Kunst, lieber Schüler der Natur werden, ihre Freude im Lernen, nicht im Lehren, im Erfahren, nicht im Machen, im Empfangen, nicht im Geben finden. Einige sind geschäftig, und nehmen im Vertrauen auf die Allgegenwart und die innige Verwandtschaft der Natur, mithin auch im Voraus von der Unvollständigkeit und der Continuität alles Einzelnen überzeugt, irgend eine Erscheinung mit Sorgfalt auf, und halten den in tausend Gestalten sich verwandelnden Geist derselben mit stetem Blicke fest, und gehen dann an diesem Faden durch alle Schlupfwinkel der geheimen Werkstätte, um eine vollständige Verzeichnung dieser labyrinthischen Gänge entwerfen zu können. Sind sie mit dieser mühseligen Arbeit fertig, so ist auch unvermerkt ein höherer Geist über sie gekommen, und es wird ihnen dann leicht, über die vorliegende Karte

zu reden, und jedem Suchenden seinen Weg vorzuschreiben. Unermeßlicher Nutzen segnet ihre mühsame Arbeit, und der Grundriß ihrer Karte wird auf eine überraschende Weise mit dem Systeme des Denkers übereinstimmen, und sie werden, diesem zum Trost, gleichsam den lebendigen Beweis seiner abstrakten Sätze unwillkührlich geführt haben. Die Müßigsten unter ihnen erwarten endlich, von liebevoller Mittheilung höherer, von ihnen mit Inbrunst verehrter Wesen, die ihnen nützliche Kenntniß der Natur. Sie mögen Zeit und Aufmerksamkeit in diesem kurzen Leben nicht Geschäften widmen, und dem Dienste der Liebe entziehn. Durch frommes Betragen suchen sie nur Liebe zu gewinnen, nur Liebe mitzutheilen, unbekümmert um das große Schauspiel der Kräfte, ruhig ihrem Schicksale in diesem Reiche der Macht ergeben, weil das innige Bewußtseyn ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Wesen sie erfüllt, und die Natur sie nur als Abbild und Eigenthum derselben rührt. Was brauchen diese glücklichen Seelen zu wissen, die das beste Theil erwählt haben, und als reine Flammen der Liebe in dieser irdischen Welt nur auf den Spitzen der Tempel oder auf umhergetriebenen Schiffen, als Zeichen des überströmenden himmlischen Feuers lo-

dern? Oft erfahren diese liebenden Kinder in seligen Stunden herrliche Dinge aus den Geheimnissen der Natur, und thun sie in unbewußter Einfalt kund. Ihren Tritten folgt der Forscher, um jedes Kleinod zu sammeln, was sie in ihrer Unschuld und Freude haben fallen lassen, ihrer Liebe huldigt der mitfühlende Dichter, und sucht durch seine Gesänge diese Liebe, diesen Keim des goldnen Alters, in andere Zeiten und Länder zu verpflanzen.

Wem regt sich nicht, rief der Jüngling mit funkelndem Auge, das Herz in hüpfender Lust, wenn ihm das innerste Leben der Natur in seiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen hat, als Liebe und Wollust, sich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, alles auflösender Dunst, und er bebend in süßer Angst in den dunkeln lockenden Schooß der Natur versinkt, die arme Persönlichkeit in den überschlagenden Wogen der Lust sich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verschluckender Wirbel im großen Ozean übrig bleibt! Was ist die überall erscheinende Flamme? Eine innige Umarmung, denen süße Frucht in wollüstigen Tropfen herunterthaut. Das Wasser, dieses erstgeborne Kind lustiger Verschmel-

zungen, kann seinen wollüstigen Ursprung nicht verläugnen, und zeigt sich als Element der Liebe und der Mischung mit himmlischer Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weisen im Wasser den Ursprung der Dinge gesucht, und wahrlich sie haben von einem höhern Wasser, als dem Meer- und Quellwasser gesprochen. In jenem offenbaret sich nur das Urflüssige, wie es im flüssigen Metall zum Vorschein kommt, und darum mögen die Menschen es immer auch nur göttlich verehren. Wie Wenige haben sich noch in die Geheimnisse des Flüssigen vertieft, und manchem ist diese Ahnung des höchsten Genusses und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durste offenbaret sich diese Weltseele, diese gewaltige Sehnsucht nach dem Zerfließen. Die Berauschten fühlen nur zu gut diese überirdische Wonne des Flüssigen, und am Ende sind alle angenehme Empfindungen in uns manchfache Zerfließungen, Regungen jener Urgewässer in uns. Selbst der Schlaf ist nichts als die Fluth jenes unsichtbaren Weltmeers, und das Erwachen das Eintreten der Ebbe. Wie viele Menschen stehen an den berauschenden Flüssen, und hören nicht das Wiegenlied dieser mütterlichen Gewässer, und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen! Wie diese Wellen lebten

wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, dieſen ſchwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden, liebten und erzeugten ſich die Geſchlechter der Menſchen in ewigen Spielen; wurden beſucht von den Kindern des Himmels, und erſt in jener großen Begebenheit, welche heilige Sagen die Sündfluth nennen, ging dieſe blühende Welt unter; ein feindliches Weſen ſchlug die Erde nieder, und einige Menſchen blieben, geſchwemmt auf die Klippen der neuen Gebirge, in der fremden Welt zurück. Wie ſeltſam, daß gerade die heiligſten und reizendſten Erſcheinungen der Natur in den Händen ſo todter Menſchen ſind, als die Scheidekünſtler zu ſeyn pflegen! ſie, die den ſchöpferiſchen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimniß der Liebenden, Myſterien der höheren Menſchheit ſeyn ſollten, werden mit Schamloſigkeit und ſinnlos von rohen Geiſtern hervorgerufen, die nie wiſſen werden, welche Wunder ihre Gläſer umſchließen. Nur Dichter ſollten mit dem Flüſſigen umgehn, und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkſtätten wären Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menſchen ihre Flamme und ihre Flüſſe verehren, und ſich ihrer rühmen. Wie glücklich würden die Städte ſich wieder dünken, die das Meer oder ein großer Strom beſpült, und jede

Quelle würde wieder die Freistätte der Liebe, und der Aufenthalt der erfahrnen und geistreichen Menschen. Darum lockt auch die Kinder nichts mehr als Feuer und Wasser, und jeder Strom verspricht ihnen, in die bunte Ferne, in schönere Gegenden sie zu führen. Es ist nicht bloß Wiederschein, daß der Himmel im Wasser liegt, es ist eine zarte Befreundung, ein Zeichen der Nachbarschaft, und wenn der unerfüllte Trieb in die unermeßliche Höhe will, so versinkt die glückliche Liebe gern in die endlose Tiefe. Aber es ist umsonst, die Natur lehren und predigen zu wollen. Ein Blindgeborner lernt nicht sehen, und wenn man ihm noch so viel von Farben und Lichtern und fernen Gestalten erzählen wollte. So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein inneres naturerzeugendes und absonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von selbst, überall die Natur an allen erkennt und unterscheidet, und mit angeborner Zeugungslust, in inniger manchfaltiger Verwandtschaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, sich mit allen Naturwesen vermischt, sich gleichsam in sie hineinfühlt. Wer aber einen richtigen und geübten Naturſinn hat, der genießt die Natur, indem er sie studirt, und freut sich ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, ihrer Unerschöpflichkeit im Genusse, und bedarf nicht,

daß man ihn mit unnützen Worten in seinen Genüssen störe. Ihm dünkt vielmehr, daß man nicht heimlich genug mit der Natur umgehen, nicht zart genug von ihr reden, nicht ungestört und aufmerksam genug sie beschauen könne. Er fühlt sich in ihr, wie am Busen seiner züchtigen Braut, und vertraut auch nur dieser seine erlangten Einsichten in süßen vertraulichen Stunden. Glücklich preis'ich diesen Sohn, diesen Liebling der Natur, dem sie verstattet, sie in ihrer Zweiheit, als erzeugende und gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewig dauernde Ehe zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüsse, eine Kette der Wollust, und seine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus seyn.

Unter dieser Rede hatte sich der Lehrer mit seinen Lehrlingen der Gesellschaft genähert. Die Reisenden standen auf, und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. Eine erfrischende Kühlung verbreitete sich aus den dunkeln Laubgängen über den Platz und die Stufen. Der Lehrer ließ einen jener seltenen leuchtenden Steine bringen, die man Karfunkel nennt, und ein hellrothes, kräftiges Licht goß sich über die verschiednen Gestalten und Kleidungen aus. Es entspann sich bald eine freundliche Mittheilung unter ihnen. Während eine Musik aus der Ferne

ſich hören ließ, und eine kühlende Flamme aus Kryſtallſchalen in die Lippen der Sprechenden hineinloderte, erzählten die Fremden merkwürdige Erinnerungen ihrer weiten Reiſen. Voll Sehnſucht und Wißbegierde hatten ſie ſich aufgemacht, um die Spuren jenes verloren gegangenen Urvolks zu ſuchen, deſſen entartete und verwilderte Reſte die heutige Menſchheit zu ſeyn ſchiene, deſſen hoher Bildung ſie noch die wichtigſten und unentbehrlichſten Kenntniſſe und Werkzeuge zu danken hat. Vorzüglich hatte ſie jene heilige Sprache gelockt, die das glänzende Band jener königlichen Menſchen mit überirdiſchen Gegenden und Bewohnern geweſen war, und von der einige Worte, nach dem Verlaut mannigfaltiger Sagen, noch im Beſitz einiger glücklichen Weiſen unter unſern Vorfahren geweſen ſeyn mögen. Ihre Ausſprache war ein wunderbarer Geſang, deſſen unwiderſtehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindrangen, und ſie zerlegten. Jeder ihrer Namen ſchien das Loſungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit ſchöpferiſcher Gewalt erregten dieſe Schwingungen alle Bilder der Welterſcheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht ſagen, daß das Leben des Univerſums ein ewiges, tauſendſtimmiges Geſpräch ſey; denn in ihrem Sprechen ſchienen alle Kräfte,

alle Arten der Thätigkeit auf das Unbegreiflichste vereinigt zu seyn. Die Trümmer dieser Sprache, wenigstens alle Nachrichten von ihr, aufzusuchen, war ein Hauptzweck ihrer Reise gewesen, und der Ruf des Alterthums hatte sie auch nach Sais gezogen. Sie hofften hier von den erfahrnen Vorstehern des Tempelarchivs wichtige Nachrichten zu erhalten, und vielleicht in den großen Sammlungen aller Art selbst Aufschlüsse zu finden. Sie baten den Lehrer um die Erlaubniß, eine Nacht im Tempel schlafen, und seinen Lehrstunden einige Tage beiwohnen zu dürfen. Sie erhielten, was sie wünschten, und freuten sich innig, wie der Lehrer aus dem Schatze seiner Erfahrungen ihre Erzählungen mit mannigfaltigen Bemerkungen begleitete, und eine Reihe lehrreicher und anmuthiger Geschichten und Beschreibungen vor ihnen entwickelte. Endlich kam er auch auf das Geschäft seines Alters, den unterschiednen Natursinn in jungen Gemüthern zu erwecken, zu üben, zu schärfen und ihn mit den andern Anlagen zu höheren Blüthen und Früchten zu verknüpfen.

Ein Verkündiger der Natur zu seyn, ist ein schönes und heiliges Amt, sagte der Lehrer. Nicht der bloße Umfang und Zusammenhang der Kenntnisse, nicht die Gabe, diese Kenntnisse leicht und

rein an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen, und die eigenthümlichen fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauschen, selbst nicht die Geschicklichkeit einer reichen Einbildungskraft, die Naturerscheinungen in leichte faßliche und treffend beleuchtete Gemälde zu ordnen, die entweder durch den Reiz der Zusammenstellung und den Reichthum des Inhalts die Sinne spannen und befriedigen, oder den Geist durch eine tiefe Bedeutung entzücken, alles dieß macht noch nicht das ächte Erforderniß eines Naturkündigers aus. Wem es um etwas anders zu thun ist, als um die Natur, dem ist es vielleicht genug, aber wer eine innige Sehnsucht nach der Natur spürt, wer in ihr alles sucht, und gleichsam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Thuns ist, der wird nur den für seinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr spricht, dessen Reden die wunderbare, unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, die sich als wahre Evangelia, wahre Eingebungen ankündigen. Die ursprünglich günstige Anlage eines solchen natürlichen Gemüths muß durch unablässigen Fleiß von Jugend auf, durch Einsamkeit und Stillschweigen, weil vieles Reden sich nicht mit der teten Aufmerksamkeit verträgt, die ein solcher an-

wenden muß, durch kindliches, bescheidenes Wesen und unermüdliche Geduld unterstützt und ausgebildet seyn. Die Zeit läßt sich nicht bestimmen, wie bald einer ihrer Geheimnisse theilhaftig wird. Manche Beglückte gelangten früher, manche erst im hohen Alter dazu. Ein wahrer Forscher wird nie alt, jeder ewige Trieb ist außer dem Gebiete der Lebenszeit und je mehr die äußere Hülle verwittert, desto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern. Auch haftet diese Gabe nicht an äußrer Schönheit, oder Kraft, oder Einsicht, oder irgend einem menschlichen Vorzug. In allen Ständen, unter jedem Alter und Geschlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsstriche hat es Menschen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen auserseh'n, und durch inneres Empfängniß beglückt waren. Oft schienen diese Menschen einfältiger und ungeschickter zu seyn, als Andere, und blieben ihr ganzes Leben hindurch in der Dunkelheit des großen Haufens. Es ist sogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverständniß bei großer Beredtsamkeit, Klugheit, und einem vornehmen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn, und ein schlichtes Wesen hervorbringt oder begleitet. In den Werkstätten der Handwerker und Künstler, und da, wo die Menschen in viel-

fältigem Umgang und Streit mit der Natur sind, als da ist beim Ackerbau, bei der Schifffarth, bei der Viehzucht, bei den Erzgruben, und so bei vielen andern Gewerben, scheint die Entwickelung dieses Sinns am leichtesten und öftesten statt zu finden. Wenn jede Kunst in der Erkenntniß der Mittel, einen gesuchten Zweck zu erreichen, eine bestimmte Wirkung und Erscheinung hervorzubringen, und in der Fertigkeit, diese Mittel zu wählen und anzuwenden, besteht, so muß derjenige, der den innern Beruf fühlt, das Naturverständniß mehreren Menschen gemein zu machen, diese Anlage in den Menschen vorzüglich zu entwickeln und zu pflegen, zuerst auf die natürlichen Anlässe dieser Entwickelung sorgfältig zu achten, und die Grundzüge dieser Kunst der Natur abzulernen suchen. Mit Hülfe dieser erlangten Einsichten wird er sich ein System der Anwendung dieser Mittel bei jedem gegebenen Individuum auf Versuche, Zergliederung und Vergleichung gegründet, bilden, sich dieses System bis zur andern Natur aneignen, und dann mit Enthusiasmus sein belohnendes Geschäft anfangen. Nur diesen wird man mit Recht einen Lehrer der Natur nennen können, da jeder andre bloße Naturalist nur zufällig und sympathetisch, wie ein Naturerzeugniß selbst, den Sinn für die Natur erwecken wird.

Fragmente

vermischten Inhalts.

I.

Philosophie und Physik.

Alles, was man denkt, denkt selbst: ist ein Denkproblem. —

Die abstrakten Wörter sind die Gasarten unter den Wörtern: das Unsichtbare. —

Geistvoll ist das, worin sich der Geist unaufhörlich offenbart, wenigstens oft von neuem in veränderter Gestalt wieder erscheint. Nicht bloß etwa nur Einmal, so im Anfang, wie bei vielen philosophischen Systemen. —

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloß zum Denken dieses und jenes Gedankens, herrschend ist, da ist auch Progressivität. Sehr viele Gelehrte besitzen diesen Hang nicht. Sie haben schließen und

folgern gelernt, wie ein Schuster das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder sich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das Heil auf keinem andern Wege. Bei vielen währt dieser Hang nur eine Zeitlang. Er wächst und nimmt ab, sehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Systems, das sie nur suchten, um der Mühe des Nachdenkens überhoben zu seyn. —

Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transcendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu seyn. Um so weniger befremdlich ist der Mangel an vollständigem Sinn und Verstand für Andre. Ohne vollendetes Selbstverständniß wird man nie andre wahrhaft verstehen lernen. —

Vor der Abstraktion ist alles eins, aber ein Chaos; nach der Abstraktion ist wieder alles vereinigt, aber diese Vereinigung ist eine freie Verbindung selbstständiger, selbstbestimmter Wesen. Aus einem Haufen ist eine Gesellschaft geworden, das Chaos ist in eine mannigfaltige Welt verwandelt. —

Die Erfahrung ist die Probe des Rationalen, und so umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet sich gegenseitig in der ra-

tionalen Anwendung der bloßen Erfahrung, und wird von den ächten Philosophen, jedoch mit Selbstbescheidung der Nothwendigkeit dieses Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deßhalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnen, wie problematisch die Beantwortung der Frage seyn dürfte: „Ob die Theorie für die Anwendnng, oder die Anwendung um der Theorie willen sey?“ —

Je bornirter ein System ist, desto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat ja das System der Materialisten, die Lehre des Helvetius und auch Lockes, den meisten Beifall unter dieser Classe erhalten. So wird Kant jetzt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden. —

In den ersten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieses Fundes stieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieses Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jetzt sehr gemein vorkommen, gehörte damals ein ungewöhnlicher Grad von Leben des Verstandes. Man mußte Genie und Scharfsinn aufbieten, um mittelst des neuen Werkzeuges neue Verhältnisse zu finden. Die Anwendung desselben auf die eigenthümlichsten, interessantesten und allgemeinsten Seiten der Menschheit mußte vorzügliche Bewunderung erregen, und die Aufmerksamkeit aller

guten Köpfe auf sich ziehn. So entstanden die gnomischen Massen, die man zu allen Zeiten und bei allen Völkern so hoch geschätzt hat. Es wäre leicht möglich, daß unsere jetzigen genialischen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schicksal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das alles so gemein wäre, wie jetzt Sittensprüche, und neue, erhabnere Entdeckungen den rastlosen Geist der Menschen beschäftigten. —

Der ächte Gewinst bei Fichte und Kant ist in der Methode in der Regularisation des Genies. —

Aus Fichte's Voraussetzung der Logik, und seiner Annahme eines allgemein geltenden Gedankens, folgt seine ganze Philosophie nothwendig. Angewandte Logik ist die Wissenschafts-Lehre. Daß die Philosophie mit einem trivialen Gedanken anfängt, gehört zu ihrem Wesen, sie nimmt mit einem Hauch ihren Anfang. Die Wissenschafts-Lehre ist nichts anders, als ein Beweis der Realität der Logik, ihrer Zusammenstimmung mit der übrigen Natur, und völlig der Mathematik analogen Rücksicht, ihrer Entdeckungen und Berichtigungen, und dessen, was sie leisten kann. —

Der Geist ist die sanktionirende, aussprechende, rechtskräftig machende Macht. Das sprechende Glied ist das klügste, und dünkt es sich zu seyn; so der Geist. —

Der Wissenstrieb ist aus Geheimniß und Wissen wunderbar gemischt oder zusammengesetzt. —

Die gewöhnliche Logik ist die Grammatik der höhern Sprache, oder des Denkens; sie enthält bloß die Verhältnisse der Begriffe unter einander, die Mechanik des Denkens, die reine Physiologie der Begriffe. Die logischen Begriffe verhalten sich aber zu einander, wie die Worte ohne Gedanken. — Die Logik beschäftigt sich bloß mit dem todten Körper der Denklehre. — Die Metaphysik ist die reine Dynamik des Denkens, sie handelt von den ursprünglichen Denkkräften, sie beschäftigt sich mit der bloßen Seele der Denklehre. Die metaphysischen Begriffe verhalten sich zu einander, wie Gedanken ohne Worte. Oft wunderte man sich über die beharrliche Unvollendung beider Wissenschaften, jede trieb ihr Wesen für sich, und es fehlte überall, es wollte nie recht in keiner passen. Gleich von Anfang suchte man sie zu vereinigen, da alles in ihnen auf Verwandtschaft deutete; aber jeder Versuch mißlang, da eine von beiden immer dabei litt, und ihren wesentlichen Charakter einbüßte. Es blieb bei metaphysischer Logik und logischer Metaphysik, aber keine war, was sie seyn sollte. Der Physiologie und Psychologie, der Mechanik und Chemie erging es nicht besser. In der letzten Hälfte dieses Jahr-

[illegible] entstand [illegible] eine [illegible] Empfindung [illegible] die [illegible] Massen [illegible] sich [illegible] als [illegible] gegen einander auf, die Gährung war übermäßig, es erfolgten mächtige Explosionen. Jetzt behaupten einige, es habe sich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es sei ein Keim der Vereinigung entstanden, der allmählig wachsen, und alles zu Einer untheilbaren Gestalt assimiliren werde; dieses Prinzip des ewigen Friedens dringe unwiderstehlich nach allen Seiten, und bald werde nur Eine Wissenschaft und Ein Geist, wie Ein Prophet und Ein Gott seyn. —

Der rohe, discursive Denker ist der Scholastiker. Der ächte Scholastiker ist ein mystischer Subtilist, aus logischen Atomen baut er sein Weltall; er vernichtet alle lebendige Natur, um ein Gedankenkunststück an ihre Stelle zu setzen. Sein Ziel ist ein unendliches Automat. Ihm entgegengesetzt ist der rohe, intuitive Dichter: dieser ist ein mystischer Makrolog; er haßt Regel und feste Gestalt; ein wildes, gewaltthätiges Leben herrscht statt ihrer in der Natur; alles ist belebt, kein Gesetz; Willkühr und Wunder überall. Er ist bloß dynamisch. So regt sich der philosophische Geist zuerst in völlig getrennten Massen. Auf der zweiten Stufe der [illegible] fangen diese Massen an sich zu berühren,

mannigfaltig genug; so wie in der Vereinigung unendlicher Extreme überhaupt das Endliche, Beschränkte entsteht, so entstehen auch hier Eklektiker ohne Zahl; die Zeit der Mißverständnisse beginnt. Der Beschränkteste ist auf dieser Stufe der bedeutendste, der reinste Philosoph der zweiten Stufe. Diese Klasse ist ganz auf die wirkliche, gegenwärtige Welt, im strengsten Sinne, eingeschränkt. Die Philosophen der ersten Klasse sehen mit Verachtung auf die zweite herab; sie sagen, sie sey alles nur ein wenig, und mithin nichts; sie halten ihre Ansichten für Folgen der Schwäche, für Inconsequentismus. Im Gegentheil bemitleidet die zweite Klasse wiederum die erste, und giebt ihr Schwärmerei Schuld, die bis zum Wahnwitz absurd sey. Wenn von einer Seite Scholastiker und Alchymisten gänzlich gespalten, die Eklektiker hingegen Eins zu seyn scheinen, so ist doch auf dem Revers alles gerade umgekehrt. Jene sind im Wesentlichen indirekt eines Sinnes, nemlich über die absolute Unabhängigkeit und unendliche Tendenz der Meditation, sie gehen beide vom Absoluten aus; dagegen die Borniрten im Wesentlichen mit sich selbst uneins, und nur im Abgeleiteten übereinstimmend sind. Jene sind unendlich, aber einförmig, diese beschränkt, aber mannigfaltig; jene haben das Genie, diese das

Talent; jene die Ideen, dieſe die Handgriffe; jene ſind Köpfe ohne Hände, dieſe Hände ohne Köpfe. Die dritte Stufe erſteigt der Künſtler, der Werkzeug und Genie zugleich iſt. Er findet, daß jene urſprüngliche Trennung der abſoluten philoſophiſchen Thätigkeiten eine tiefer liegende Trennung ſeines eignen Weſens ſey, deren Beſtehen auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht; er findet, daß ſo heterogen auch dieſe Thätigkeiten ſind, ſich doch ein Vermögen in ihm vorfindet, von einer zur andern überzugehn, nach Gefallen ſeine Polarität zu verändern. Er entdeckt alſo in ihnen nothwendige Glieder ſeines Geiſtes, er merkt, daß beide in einem gemeinſamen Prinzip vereinigt ſeyn müſſen. Er ſchließt daraus, daß der Eklekticismus nichts als das Reſultat des unvollſtändigen mangelhaften Gebrauchs dieſes Vermögens ſey. Es wird ihm mehr als wahrſcheinlich, daß der Grund dieſer Unvollſtändigkeit die Schwäche der productiven Imagination ſey, die es nicht vermöge, ſich im Moment des Uebergehens von einem Gliede zum andern ſchwebend zu erhalten und anzuſchauen. Die vollſtändige Darſtellung des durch dieſe Handlung zum Bewußtſeyn erhobenen ächt geiſtigen Lebens iſt die Philoſophie κατ' εξοχην: hier entſteht jene lebendige Reflexion, die ſich bei ſorgfältiger Pflege nachher zu einem unendlich geſtalteten geiſtigen Uni-

verso von selbst ausdehnt; der Kern und der Keim einer alles befassenden Organisation. Es ist der Anfang einer wahrhaften Selbstdurchdringung des Geistes, die nie endigt. —

Sophisten sind Leute, die aufmerksam auf die Schwächen der Philosophen und die Kunstfehler, dieselben zu ihrem Vortheil, oder überhaupt zu gewissen unphilosophischen, unwürdigen Zwecken zu benutzen suchen. Diese haben also eigentlich nichts mit der Philosophie zu thun. Sind sie aus Grundsatz unphilosophisch, so sind sie als Feinde der Philosophie zu betrachten, und als Feinde zu behandeln. Die gefährlichste Klasse derselben sind die Skeptiker aus reinem Haß der Philosophie. Die übrigen Skeptiker sind zum Theil sehr achtungswerth, sie sind die Vorläufer der dritten Periode. Sie haben ächt philosophische Unterscheidungsgabe, und es fehlt ihnen nur an geistiger Potenz; sie haben die gehörige Capacität, aber nicht die selbst incitirende Kraft; sie fühlen das Unzugängliche der bisherigen Systeme, keins vivificirt sie ganz; sie haben ächten Geschmack, aber es mangelt die nöthige Energie der productiven Imagination. Sie müssen polemisch seyn. Alle Eklektiker sind Skeptiker im Grunde, je mehr sie umfassen, desto skeptischer; diese letztere Bemerkung wird durch die Thatsache bestätigt, daß

die größten und besten zeitherigen Gelehrten am Ende ihres Lebens am wenigsten zu wissen bekannten. —

Philosophiren ist dephlegmatisiren, vivificiren. Man hat bisher in der Untersuchung der Philosophie die Philosophie erst todt geschlagen, und dann zergliedert und aufgelöst. Man glaubte, die Bestandtheile des caput mortuum wären die Bestandtheile der Philosophie. Aber immer schlug jeder Versuch der Reduction, oder der Wiederzusammensetzung, fehl. Erst in den neuesten Zeiten hat man die Philosophie lebendig zu beobachten angefangen, und es könnte wohl kommen, daß man so die Kunst erhielte, Philosophieen zu machen.

Das Kriterium der Anwendbarkeit ist das Merkmal der logischen Nützlichkeit. Es giebt logische Philister und logische Künstler. Ein andres Kriterium der Art ist das Merkmal der Mittheilbarkeit; die Philosophie muß sich lernen lassen. Noch ein solches Kriterium schließt das Axiom in sich: die Philosophie muß nichts anticonventionelles enthalten, sie muß mit der herrschenden Religion, den herrschenden Sitten, Meynungen u. s. w. übereinkommen. Ein ähnliches Axiom verlangt: die Philosophie darf schlechterdings nicht die Grenzen der sinnlichen Erkenntniß überschreiten. Ein andres; sie darf sich nicht mit der Poesie gemein ma-

chen; noch ein andres: sie muß nicht à la portée von gewöhnlichen Menschen seyn, eine eigne Sprache führen, bloß in Hörsälen zu Hause seyn. Nein, sagt ein andres: umgekehrt, sie muß amüsant, beim Handwerker und Bauern zu Hause, recht gemein und bequem, immer bei der Hand, zu allen Dingen zu brauchen seyn; sie muß keine Religion haben, und über die Moralisten die Achsel zucken, zu allem Ja sagen, und noch dazu ein recht umständliches Ja, von allem etwas verstehn u. s. w. So prägt jeder in seine Bestellung den liebsten Wunsch seines Herzens, die Forderungen seiner Natur, seinen eigenen Charakter, und man braucht nur jemandes Philosophie zu wissen, um ihn hinlänglich kennen zu lernen. Manche verändern ihre Philosophie wie ihre Dienstboten und Wünsche. Am Ende hassen sie alle Art davon, und wählen zum letzenmal, aber auf immer. Nun glauben sie von der Philosophie los zu seyn, und sind mehr, als je, in den Händen dieses Dämons, der sie nun gut füttert und pflegt, um sie zu einem schmackhaften Bissen für sich zuzurichten. Eine andre gutmüthige Heerde bleibt vor diesen Anfechtungen bewahrt. Sie wagen es nie, diesen Proteus zu fassen und fest zu halen, weil sie ihn ignoriren. Die Klügeren darunter meinen, Proteus sey eine Fabel müßiger Köpfe, sie haben ihn nie

gesehen und empfunden, und läugnen ihn bestimmt, desto bessere Unterthanen sind sie für ihn. —

Der ächte philosophische Akt ist Selbsttödtung; dieß ist der reale Anfang aller Philosophie, dahin geht alles Bedürfniß des philosophischen Jüngers, und nur dieser Akt entspricht allen Bedingungen und Merkmalen der transcendentalen Handlung. —

Die Philosophie ist, wie alle synthetische Wissenschaften, wie die Mathematik, willkührlich. Sie ist eine ideale, selbsterfundene Methode, das Innere zu beobachten, zu ordnen u. s. w. —

Fichte's Ausführung seiner Idee ist wohl der beste Beweis des Idealismus. Was ich will, das kann ich. Bei dem Menschen ist kein Ding unmöglich.—

Die Philosophie ist eine Selbstscheidungs- und Verbindungs-Kunst, eine Selbstspezifications- und Generations-Kunst. —

Die Analysis ist die Divinations- oder die Erfindungs-Kunst auf Regeln gebracht. —

Alle Ideen sind verwandt. Air de famille nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die Eltern-Individuen diviniren können. Jede Familie entsteht aus zwei Principien, die Eins sind, durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie ist eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menschheit. —

Die Philosophie ist von Grund aus antihistorisch, sie geht vom Zukünftigen und Nothwendigen nach dem Wirklichen, sie ist die Wissenschaft des allgemeinen Divinations-Sinns, sie erklärt die Vergangenheit aus der Zukunft, welches bei der Geschichte umgekehrt der Fall ist. —

Synthetische Gedanken sind associirende Gedanken. Ihre Betrachtung führt auf die natürlichen Affinitäten und Sippschaften der Gedanken. Gedanken müssen doch wohl im Reiche der Gedanken am besten Bescheid wissen. —

Der Sinn der Sokratie ist, daß die Philosophie überall oder nirgend sey, und daß man mit leichter Mühe sich überall orientiren und das finden könne, was man suche. Sokratie ist die Kunst, von jedem gegebenen Orte aus, den Stand der Wahrheit zu finden, und so die Verhältnisse des Gegebenen zur Wahrheit genau zu bestimmen. —

Die Philosophie ist eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hause zu seyn. —

Aller wirkliche Anfang ist ein zweiter Moment. Alles was da ist, erscheint, ist und erscheint nur unter einer Voraussetzung: sein individueller Grund, sein absolutes Selbst geht ihm voraus, muß wenigstens vor ihm gedacht werden. —

Der Anfang des Ich ist bloß idealisch. Wenn es angefangen hätte, so hätte es so anfangen müs-

hunderts entstand hier eine neue heftigere Entzündung als je; die feindlichen Massen thürmten sich stärker als zeither gegen einander auf, die Gährung war übermäßig, es erfolgten mächtige Explosionen. Jetzt behaupten einige, es habe sich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es sei ein Keim der Vereinigung entstanden, der allmählig wachsen, und alles zu Einer untheilbaren Gestalt assimiliren werde; dieses Prinzip des ewigen Friedens dringe unwiderstehlich nach allen Seiten, und bald werde nur Eine Wissenschaft und Ein Geist, wie Ein Prophet und Ein Gott seyn. —

Der rohe, discursive Denker ist der Scholastiker. Der ächte Scholastiker ist ein mystischer Subtilist, aus logischen Atomen baut er sein Weltall; er vernichtet alle lebendige Natur, um ein Gedankenkunststück an ihre Stelle zu setzen. Sein Ziel ist ein unendliches Automat. Ihm entgegengesetzt ist der rohe, intuitive Dichter: dieser ist ein mystischer Makrolog; er haßt Regel und feste Gestalt; ein wildes, gewaltthätiges Leben herrscht statt ihrer in der Natur; alles ist belebt, kein Gesetz; Willkühr und Wunder überall. Er ist bloß dynamisch. So regt sich der philosophische Geist zuerst in völlig getrennten Massen. Auf der zweiten Stufe der Kultur fangen diese Massen an sich zu berühren,

mannigfaltig genug; so wie in der Vereinigung unendlicher Extreme überhaupt das Endliche, Beschränkte entsteht, so entstehen auch hier Eklektiker ohne Zahl; die Zeit der Mißverständnisse beginnt. Der Beschränkteste ist auf dieser Stufe der bedeutendste, der reinste Philosoph der zweiten Stufe. Diese Klasse ist ganz auf die wirkliche, gegenwärtige Welt, im strengsten Sinne, eingeschränkt. Die Philosophen der ersten Klasse sehen mit Verachtung auf die zweite herab; sie sagen, sie sey alles nur ein wenig, und mithin nichts; sie halten ihre Ansichten für Folgen der Schwäche, für Inconsequentismus. Im Gegentheil bemitleidet die zweite Klasse wiederum die erste, und giebt ihr Schwärmerei Schuld, die bis zum Wahnwitz absurd sey. Wenn von einer Seite Scholastiker und Alchymisten gänzlich gespalten, die Eklektiker hingegen Eins zu seyn scheinen, so ist doch auf dem Revers alles gerade umgekehrt. Jene sind im Wesentlichen indirekt eines Sinnes, nemlich über die absolute Unabhängigkeit und unendliche Tendenz der Meditation, sie gehen beide vom Absoluten aus; dagegen die Borniрten im Wesentlichen mit sich selbst uneins, und nur im Abgeleiteten übereinstimmend sind. Jene sind unendlich, aber einförmig, diese beschränkt, aber mannigfaltig; jene haben das Genie, diese das

Talent; jene die Ideen, dieſe die Handgriffe; jene ſind Köpfe ohne Hände, dieſe Hände ohne Köpfe. Die dritte Stufe erſteigt der Künſtler, der Werkzeug und Genie zugleich iſt. Er findet, daß jene urſprüngliche Trennung der abſoluten philoſophiſchen Thätigkeiten eine tiefer liegende Trennung ſeines eignen Weſens ſey, deren Beſtehen auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht; er findet, daß ſo heterogen auch dieſe Thätigkeiten ſind, ſich doch ein Vermögen in ihm vorfindet, von einer zur andern überzugehn, nach Gefallen ſeine Polarität zu verändern. Er entdeckt alſo in ihnen nothwendige Glieder ſeines Geiſtes, er merkt, daß beide in einem gemeinſamen Prinzip vereinigt ſeyn müſſen. Er ſchließt daraus, daß der Eklekticismus nichts als das Reſultat des unvollſtändigen mangelhaften Gebrauchs dieſes Vermögens ſey. Es wird ihm mehr als wahrſcheinlich, daß der Grund dieſer Unvollſtändigkeit die Schwäche der productiven Imagination ſey, die es nicht vermöge, ſich im Moment des Uebergehens von einem Gliede zum andern ſchwebend zu erhalten und anzuſchauen. Die vollſtändige Darſtellung des durch dieſe Handlung zum Bewußtſeyn erhobenen ächt geiſtigen Lebens iſt die Philoſophie κατ' εξοχην: hier entſteht jene lebendige Reflexion, die ſich bei ſorgfältiger Pflege nachher zu einem unendlich geſtalteten geiſtigen Uni-

verso von selbst ausdehnt; der Kern und der Keim einer alles befassenden Organisation. Es ist der Anfang einer wahrhaften Selbstdurchdringung des Geistes, die nie endigt. —

Sophisten sind Leute, die aufmerksam auf die Schwächen der Philosophen und die Kunstfehler, dieselben zu ihrem Vortheil, oder überhaupt zu gewissen unphilosophischen, unwürdigen Zwecken zu benutzen suchen. Diese haben also eigentlich nichts mit der Philosophie zu thun. Sind sie aus Grundsatz unphilosophisch, so sind sie als Feinde der Philosophie zu betrachten, und als Feinde zu behandeln. Die gefährlichste Klasse derselben sind die Skeptiker aus reinem Haß der Philosophie. Die übrigen Skeptiker sind zum Theil sehr achtungswerth, sie sind die Vorläufer der dritten Periode. Sie haben ächt philosophische Unterscheidungsgabe, und es fehlt ihnen nur an geistiger Potenz; sie haben die gehörige Capacität, aber nicht die selbst incitirende Kraft; sie fühlen das Unzugängliche der bisherigen Systeme, keins vivificirt sie ganz; sie haben ächten Geschmack, aber es mangelt die nöthige Energie der productiven Imagination. Sie müssen polemisch seyn. Alle Eklektiker sind Skeptiker im Grunde, je mehr sie umfassen, desto skeptischer; diese letztere Bemerkung wird durch die Thatsache bestätigt, daß

die größten und besten zeitherigen Gelehrten am Ende ihres Lebens am wenigsten zu wissen bekannten. —

Philosophiren ist dephlegmatisiren, vivificiren. Man hat bisher in der Untersuchung der Philosophie die Philosophie erst todt geschlagen, und dann zergliedert und aufgelöst. Man glaubte, die Bestandtheile des caput mortuum wären die Bestandtheile der Philosophie. Aber immer schlug jeder Versuch der Reduction, oder der Wiederzusammensetzung, fehl. Erst in den neuesten Zeiten hat man die Philosophie lebendig zu beobachten angefangen, und es könnte wohl kommen, daß man so die Kunst erhielte, Philosophieen zu machen.

Das Kriterium der Anwendbarkeit ist das Merkmal der logischen Nützlichkeit. Es giebt logische Philister und logische Künstler. Ein andres Kriterium der Art ist das Merkmal der Mittheilbarkeit; die Philosophie muß sich lernen lassen. Noch ein solches Kriterium schließt das Axiom in sich: die Philosophie muß nichts anticonventionelles enthalten, sie muß mit der herrschenden Religion, den herrschenden Sitten, Meynungen u. s. w. übereinkommen. Ein ähnliches Axiom verlangt: die Philosophie darf schlechterdings nicht die Grenzen der sinnlichen Erkenntniß überschreiten. Ein andres; sie darf sich nicht mit der Poesie gemein ma-

chen; noch ein andres: sie muß nicht à la portée von gewöhnlichen Menschen seyn, eine eigne Sprache führen, bloß in Hörsälen zu Hause seyn. Nein, sagt ein andres: umgekehrt, sie muß amüsant, beim Handwerker und Bauern zu Hause, recht gemein und bequem, immer bei der Hand, zu allen Dingen zu brauchen seyn; sie muß keine Religion haben, und über die Moralisten die Achsel zucken, zu allem Ja sagen, und noch dazu ein recht umständliches Ja, von allem etwas verstehn u. s. w. So prägt jeder in seine Bestellung den liebsten Wunsch seines Herzens, die Forderungen seiner Natur, seinen eigenen Charakter, und man braucht nur jemandes Philosophie zu wissen, um ihn hinlänglich kennen zu lernen. Manche verändern ihre Philosophie wie ihre Dienstboten und Wünsche. Am Ende hassen sie alle Art davon, und wählen zum letzenmal, aber auf immer. Nun glauben sie von der Philosophie los zu seyn, und sind mehr, als je, in den Händen dieses Dämons, der sie nun gut füttert und pflegt, um sie zu einem schmackhaften Bissen für sich zuzurichten. Eine andre gutmüthige Heerde bleibt vor diesen Anfechtungen bewahrt. Sie wagen es nie, diesen Proteus zu fassen und fest zu halen, weil sie ihn ignoriren. Die Klügeren darunter meinen, Proteus sey eine Fabel müßiger Köpfe, sie haben ihn nie

gesehen und empfunden, und läugnen ihn bestimmt, desto bessere Unterthanen sind sie für ihn. —

Der ächte philosophische Akt ist Selbsttödtung; dieß ist der reale Anfang aller Philosophie, dahin geht alles Bedürfniß des philosophischen Jüngers, und nur dieser Akt entspricht allen Bedingungen und Merkmalen der transcendentalen Handlung. —

Die Philosophie ist, wie alle synthetische Wissenschaften, wie die Mathematik, willkührlich. Sie ist eine ideale, selbsterfundene Methode, das Innere zu beobachten, zu ordnen u. s. w. —

Fichte's Ausführung seiner Idee ist wohl der beste Beweis des Idealismus. Was ich will, das kann ich. Bei dem Menschen ist kein Ding unmöglich. —

Die Philosophie ist eine Selbstscheidungs- und Verbindungs-Kunst, eine Selbstspezifications- und Generations-Kunst. —

Die Analysis ist die Divinations- oder die Erfindungs-Kunst auf Regeln gebracht. —

Alle Ideen sind verwandt. Air de famille nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die Eltern-Individuen diviniren können. Jede Familie entsteht aus zwei Principien, die Eins sind, durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie ist eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menschheit. —

Die Philosophie ist von Grund aus antihistorisch, sie geht vom Zukünftigen und Nothwendigen nach dem Wirklichen, sie ist die Wissenschaft des allgemeinen Divinations-Sinns, sie erklärt die Vergangenheit aus der Zukunft, welches bei der Geschichte umgekehrt der Fall ist. —

Synthetische Gedanken sind associirende Gedanken. Ihre Betrachtung führt auf die natürlichen Affinitäten und Sippschaften der Gedanken. Gedanken müssen doch wohl im Reiche der Gedanken am besten Bescheid wissen. —

Der Sinn der Sokratie ist, daß die Philosophie überall oder nirgend sey, und daß man mit leichter Mühe sich überall orientiren und das finden könne, was man suche. Sokratie ist die Kunst, von jedem gegebenen Orte aus, den Stand der Wahrheit zu finden, und so die Verhältnisse des Gegebenen zur Wahrheit genau zu bestimmen. —

Die Philosophie ist eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hause zu seyn. —

Aller wirkliche Anfang ist ein zweiter Moment. Alles was da ist, erscheint, ist und erscheint nur unter einer Voraussetzung: sein individueller Grund, sein absolutes Selbst geht ihm voraus, muß wenigstens vor ihm gedacht werden. —

Der Anfang des Ich ist bloß idealisch. Wenn es angefangen hätte, so hätte es so anfangen müs-

sen. Der Anfang ist schon ein späterer Begriff, der Anfang entsteht später als das Ich; darum kann das Ich nicht angefangen haben. Wir sehen daraus, daß wir hier im Gebiet der Kunst sind, aber diese künstliche Supposition ist die Grundlage einer Wissenschaft, die allemal aus künstlichen Factis entspringt. —

Ich — Nicht-Ich, der höchste Satz aller Wissenschaft und Kunst. —

Eigentlich ist der Kriticismus (die Erschöpfungs-Methode, welche die Umkehrungs-Methode mit begreift) diejenige Lehre, die uns beim Studium der Natur auf uns selbst, auf innere Beobachtung und Versuche, und beim Studium unsrer Selbst auf die Außenwelt, auf äußere Beobachtungen und Versuche verweist: philosophisch betrachtet die fruchtbarste aller Indicationen. — Sie läßt uns die Natur, oder Außenwelt, als ein menschliches Wesen ahnen, sie zeigt, daß wir alles nur so verstehen können und sollen, wie wir uns selbst und unsre Geliebten, uns und euch, verstehn. — Jetzt suchen wir die wahren Bande der Verknüpfung von Subjekt und Objekt; sehen, daß es auch eine Außenwelt in uns giebt, die mit unserm Innern in einer analogen Verbindung, wie die Außenwelt außer uns mit unserm Aeußern steht, und jene und diese so verbunden sind

wie unſer Inneres und Aeußeres; daß wir alſo nur durch Gedanken das Innere und die Seele der Natur vernehmen können, wie nur durch Senſationen das Aeußere und die Körper der Natur. —

Philoſophismus iſt ein höheres Analogon des Organismus. Der Organismus wird durch den Philoſophismus completirt und umgekehrt. Beide ſymboliſiren ſich einander. —

Die wahre Philoſophie iſt durchaus realiſtiſcher Idealismus oder Spinozismus; ſie beruht auf höherem Glauben. Glauben iſt vom Idealismus unabtrennlich. —

Fichte's Nicht-Ich iſt die Einheit aller Reize, das ſchlechthin Reizende, und eben darum eine aſſimilirte ewig Unbekannte. Nur Leben reizt, und nur Leben kann nicht genoſſen werden —

Der Unterſchied zwiſchen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunctionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in ſich. Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn iſt alſo nichts, als logiſche Entzündung oder Verlöſchung, Schwärmerei oder Philiſterei. Jene hinterläßt gewöhnlich einen ſcheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben iſt, als durch eine abnehmende Reihe von Incitamenten, Zwangsmitteln.

Diese geht oft in eine trügliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revolutionssymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltsamer Mittel vertrieben werden können. Beide Dispositionen können nur durch chronische, streng befolgte Kuren verändert werden.

Irrthum und Vorurtheil sind Lasten, indirect reizende Mittel für den Selbstthätigen, jeder Last Gewachsenen. Für den Schwachen sind sie positiv schwächende Mittel. —

Wahrhafte Darstellung das Irrthums ist indirekte Darstellung der Wahrheit. Wahrhafte Darstellung der Wahrheit ist allein wahrhaft. Wahrhafte Darstellung des Irrthums ist zum Theil selbst Irrthum. Entgegengesetzte irrige Darstellung des Irrthums giebt Wahrheit. —

Um eine Wahrheit recht kennen zu lernen, muß man sie auch polemisirt haben. —

Unwahrheit hat von einem höhern Gesichtspunkte aus eine noch viel schlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie ist der Grund einer falschen Welt, Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwickelungen. Unwahrheit ist die Quelle alles Bösen und Uebles. —

Die freie Generations-Methode der Wahrheit kann noch sehr erweitert und simplificirt, überhaupt

verbessert werden. — Man muß die Wahrheit überall vergegenwärtigen, überall repräsentiren können. —

Es giebt keine Philosophie in Concreto. Philosophie ist wie der Stein der Weisen, die Quadratur des Zirkels u. s. w., eine große nothwendige Aufgabe der Scientifiker, das Ideal der Wissenschaft überhaupt; Fichte's Wissenschafts-Lehre ist die Beschreibung dieses Ideals. Es giebt, als concrete Wissenschaften, nur Mathematik und Physik. Philosophie ist die Intelligenz selbst; vollendete Philosophie ist vollendete Intelligenz. —

Die Idee der Philosophie ist eine mysteriöse Tradition. Philosophie ist überhaupt die Aufgabe zu wissen. Es ist eine unbestimmte Wissenschaft der Wissenschaft, ein Mysticismus des Wissenstriebes überhaupt: gleichsam der Geist der Wissenschaften, mithin undarstellbar, außer im Bilde oder in der Anwendung, in der vollkommnen Darstellung einer speciellen Wissenschaft. Da nun alle Wissenschaften zusammenhängen, wird die Philosophie nie vollendet. Erst im vollständigen System aller Wissenschaften wird die Philosophie recht sichtbar seyn. —

Wir denken uns Gott persönlich, wie wir uns selbst persönlich denken. Gott ist gerade so persönlich und individuell, wie wir, denn unser so-

genanntes Ich ist nicht unser wahres Ich, sondern nur sein Abglanz. —

Es giebt gewisse Dichtungen in uns, die einen ganz andern Charakter als die übrigen zu haben scheinen, denn sie sind vom Gefühle der Nothwendigkeit begleitet, und doch ist schlechterdings kein äußerer Grund zu ihnen vorhanden. Es dünkt dem Menschen, als sey er in einem Gespräch begriffen, und irgend ein unbekanntes, geistiges Wesen veranlasse ihn auf eine wunderbare Weise zur Entwickelung der evidentesten Gedanken. Dieses Wesen muß ein höheres Wesen seyn, weil es sich mit ihm auf eine Art in Beziehung setzt, die keinem an Erscheinungen gebundenen Wesen möglich ist. Es muß ein homogenes Wesen seyn, weil es ihn wie ein geistiges Wesen behandelt, und ihn nur zur seltensten Selbstthätigkeit auffordert. Dieses Ich höherer Art verhält sich zum Menschen, wie der Mensch zur Natur, oder der Weise zum Kind. Der Mensch sehnt sich ihm gleich zu werden, wie er das Nicht-Ich sich gleich zu machen sucht. — Darthun läßt sich dieses Faktum nicht, jeder muß es selbst erfahren. Es ist ein Faktum höherer Art, das nur der höhere Mensch antreffen wird; die Menschen aber sollen streben, es in sich zu veranlassen. — Philosophiren ist eine Selbstbesprechung

obiger Art, eine eigentliche Selbstoffenbarung, Erregung des wirklichen Ich durch das idealische Ich. Philosophiren ist der Grund aller andern Offenbarungen; der Entschluß zu philosophiren ist eine Aufforderung an das wirkliche Ich, daß es sich besinnen, erwachen und Geist seyn solle. Ohne Philosophie keine ächte Moralität, und ohne Moralität keine Philosophie. —

Jede Aufmerksamkeit auf ein Objekt, oder (welches eins ist) jede bestimmte Richtung, bringt ein reales Verhältniß hervor, denn mit dieser Unterscheidung empfinden wir zugleich die nun zu präponderiren anfangende Anziehungskraft jenes Objekts, oder die individuelle Strebekraft, welche, indem wir uns ihr überlassen, und ihre Empfindung nicht wieder verlieren, sondern sie fest im Auge behalten, uns glücklich zu dem ersehnten Ziel unsers Verlangens bringt. — Aechtes Gesammt-Philosophiren ist also ein gemeinschaftlicher Zug nach einer geliebten Welt, bei welchem man sich wechselsweise im vordersten Posten ablöset, auf dem die meiste Anstrengung gegen das antagonistische Element, worin man fliegt, vonnöthen ist. Man folgt der Sonne, und reißt sich von der Stelle los, die nach Gesetzen der Umschwingung unses Weltkörpers auf eine Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt wird (Sterben ist ein ächt philosophischer Akt.) —

In jedem System, Gedanken-Individuo, das nun ein Aggregat oder Produkt u. s. w. seyn kann, ist Eine Idee, Eine Bemerkung, oder sind mehrere vorzüglich gediehen und haben die andern erstickt, oder sind allein übrig geblieben. Im geistigen Natur-System muß man sie überall zusammensuchen, jedem seinen eigenthümlichen Boden, sein Klima, seine beste Pflege, seine eigenthümliche Nachbarschaft geben, um ein Ideen-Paradies zu bilden: dieß ist das ächte System. Das Paradies war das Ideal des Erdbodens, und die Frage, wo es liegt, ist nicht unbedeutend. — Es ist gleichsam über die ganze Erde verstreut, und daher so unkenntlich geworden. Seine zerstreuten Züge sollen vereinigt, sein Skelett soll ausgefüllt werden, dieß ist die Regeneration des Paradieses.

Zur Welt suchen wir den Entwurf: dieser Entwurf sind wir selbst. Was sind Wir? Personificirte, allmächtige Punkte. Die Ausführung, als Bild des Entwurfs, muß ihm aber auch in der Freithätigkeit und Selbstbeziehung gleich seyn, und umgekehrt. Das Leben oder das Wesen des Geistes besteht also in Zeugung, Gebährung und Erziehung seines Gleichen. Nur in sofern der Mensch also mit sich selbst eine glückliche Ehe führt, und eine schöne Familie ausmacht, ist er überhaupt ehe- und familienfähig. —

Man muß sich nie gestehen, daß man sich selbst liebt. Das Geheimniß dieses Geständnisses ist das Lebens-Prinzip der allein wahren und ewigen Liebe. Der erste Kuß in diesem Verständnisse ist das Prinzip der Philosophie, der Ursprung einer neuen Welt, der Anfang der absoluten Zeitrechnung, die Vollziehung eines unendlich wachsenden Selbstbundes. Wem gefiele nicht eine Philosophie, deren Keim ein erster Kuß ist? Liebe popularisirt die Personalität, sie macht Individualitäten mittheilbar und verständlich.

Alles, was dem sich bildenden Menschen noch schwer dünkt, das sollte er gerade mit seinen Kräften versuchen, um es mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit heben und bewegen zu können; dadurch gewinnt er es lieb, denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt. —

Der Idealismus ist nichts als ächter Empirismus. —

Die höhere Philosophie behandelt die Ehe von Natur und Geist. —

Die Philosophie kann kein Brod backen, aber sie kann uns Gott, Freiheit und Unsterblichkeit verschaffen. Welche ist nun praktischer: Philosophie oder Oekonomie? (Verschaffen ist machen; machen drückt nichts anders aus.) —

Wir wiſſen etwas nur, in ſofern wir es ausdrücken, d. i. machen können. Je fertiger und manchfaltiger wir etwas produciren, ausführen können, deſto beſſer wiſſen wir es. Wir wiſſen es vollkommen, wenn wir es überall auf alle Art mittheilen, erregen können, einen individuellen Ausdruck deſſelben in jedem Organ bewirken können. —

Die Bezeichnung durch Töne und Striche iſt eine bewundernswürdige Abſtraction. Vier Buchſtaben bezeichnen mir Gott, einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Univerſums, wie anſchaulich die Concentricität der Geiſterwelt! Die Sprachlehre iſt die Dynamik des Geiſterreichs. Ein Commandowort bewegt Armeen; das Wort Freiheit Nationen. —

Unſer ſämmtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müſſen durch entgegengeſetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erſcheinen.

In jeder Berührung entſteht eine Subſtanz, deren Wirkung ſo lange, als die Berührung dauert. Dieß iſt der Grund aller ſynthetiſchen Modificationen des Individuums. Es giebt aber einſeitige und wechſelſeitige Berührungen. Jene begründen dieſe. — Wir ſtehen in Verhältniſſen mit allen Theilen des Univerſums, ſo wie mit Zukunft und Vorzeit. Es

hängt nur von der Richtung und Dauer unſrer Aufmerkſamkeit ab, welches Verhältniß wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig und wirkſam werden ſoll. Eine ächte Methodik dieſes Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längſt gewünſchte Erfindungskunſt ſeyn; es dürfte wohl mehr noch als dieſe ſeyn. Der Menſch verfährt ſtündlich nach ihren Geſetzen, und die Möglichkeit, dieſelbe durch genialiſche Selbſtbeobachtung zu finden, iſt unzweifelhaft. —

Werkzeuge armiren den Menſchen. Man kann wohl ſagen, der Menſch verſteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur ſeiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang iſt da. So liegt das Princip eines Kriegsſchiffes in der Idee des Schiffbaumeiſters, der durch Menſchenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien dieſen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieſes ſich gleichſam zu einer ungeheuern Maſchine macht. So erfordert die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Maſſen von Materien, und der Menſch iſt alſo, wo nicht actu, doch potentia Schöpfer. —

Wie kann ein Menſch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in ſich trägt? Was ich verſtehen ſoll, muß ſich in mir organiſch ent-

wickeln, und was ich zu lernen scheine, ist nur Nahrung, Incitament des Organismus. —

Eine Definition ist ein realer oder generirender Name. Ein gewöhnlicher Name ist nur eine Nota. — Schemhamphorasch, Name des Namens. Die reale Definition ist ein Zauberwort. Jede Idee hat eine Skale von Namen; der oberste ist absolut und unnennbar, die Namen werden nach der Mitte zu gemeiner, und gehen endlich in antithetische über, von denen der höchste wieder namenlos ist. —

In sich zurückgehen bedeutet bei uns, von der Außenwelt abstrahiren. Bei den Geistern heißt analogisch das irdische Leben eine innere Betrachtung ein in sich Hineingehen, ein immanentes Wirken. So entspringt das irdische Leben aus einer ursprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehen, Sammeln in sich selbst, das so frei ist als unsre Reflexion. Umgekehrt entspringt das geistige Leben in dieser Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion. Der Geist entfaltet sich wiederum, geht aus sich selbst wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in diesem Moment sagt er zum erstenmal Ich. Man sieht hier, wie relativ das Herausgehen und Hineingehen ist. Was wir Hineingehen nennen ist eigent-

lich Herausgehen, eine Wiederannahme der anfänglichen Gestalt. —

Jede Hineinsteigung, der Blick ins Innere, ist zugleich Aufsteigung, Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Aeußern. —

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen. —

Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen. —

Wenn uns ein Geist erschiene, so würden wir uns sogleich unsrer eignen Geistigkeit bemächtigen; wir würden inspirirt seyn durch uns und den Geist zugleich. Ohne Inspiration keine Geistererscheinung. Inspiration ist Erscheinung und Gegenerscheinung Zueignung und Mittheilung zugleich. —

Der Mensch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an sein Daseyn. Vor der Hand giebts kein andres Mittel der Geisterwirkungen auf dieser Welt. Daher ist es Pflicht, an die Verstorbenen zu denken. Es ist der einzige Weg, um in Gemeinschaft mit ihnen zu bleiben. Gott selbst ist auf keine andre Weise bei uns wirksam, als durch den Glauben. —

Eine allzugroße Dienstfertigkeit der Organe würde dem irdischen Daseyn gefährlich werden. Der Geist in seinem jetzigen Zustande würde eine zer-

störende Anwendung davon machen. Eine gewisse Schwere des Organs hindert ihn an allzuwillkührlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäßigen Mitwirkung, wie sie sich für die irdische Welt schickt. Es ist unvollkommener Zustand desselben, daß ihn diese Mitwirkung so ausschließlich an diese Welt bindet. Daher ist sie ihrem Prizip nach terminirt. —

Sinn ist ein Werkzeug, ein Mittel. Ein absoluter Sinn wäre Mittel und Zweck zugleich. So ist jedes Ding das Mittel selbst, es kennen zu lernen, es zu erfahren, oder auf dasselbe zu wirken. Um also eine Sache vollständig zu empfinden und kennen zu lernen, müßte ich sie zu meinem Sinne und Gegenstande zugleich machen, ich müßte sie beleben, sie zum absoluten Sinne machen. — Wenn ich dieß aber nicht vollständig könnte oder wollte, so müßte ich mir einen Theil derselben, und zwar einen individuellen, ihr ganz eigenthümlichen Theil, ein Glied, zum Sinne machen. Was entstände hier? Ich bekäme eine zugleich mittelbare und unmittelbare repräsentative und nicht repräsentative, vollkommene und unvollkommene, eigene und nicht eigene, kurz antithetisch-synthetische Erkenntniß und Erfahrung von dem Dinge. Das Glied oder der Sinn würde zugleich Glied oder Nicht-Glied seyn, weil ich es durch meine Belebung auf gewisse Weise vom Ganz-

zen abgesondert hätte. Nenne ich dieses Welt, so würde ich ein integrantes Glied der Welt in mir, und das Uebrige außer mir haben. Ich würde mir in theoretischer Hinsicht, in Rücksicht dieses Sinns, als abhängig, und unter dem Einflusse der Welt erscheinen. Ich würde mich ferner, in Betreff dieses Sinns, zu einer Mitwirkung als Mitglied genöthigt sehen; denn sonst würde ich meine Absicht bei der Belebung nur unvollständig erreichen. Ich würde meinen Sinn oder Körper theils durch sich selbst, theils durch die Idee des Ganzen, durch seinen Geist, die Weltseele, bestimmt finden, und zwar beides als unzertrennlich vereinigt, so daß man genau weder das eine noch das andere ausschließend sagen könnte. Mein Körper würde mir nicht specifisch vom Ganzen verschieden, sondern nur als eine Variation desselben vorkommen. Meine Erkenntniß des Ganzen würde also den Charakter der Analogie haben, diese würde sich aber auf das innigste und unmittelbarste auf die directe und absolute Erkenntniß des Gliedes beziehn. Beide zusammen machten eine antithetisch-synthetische Erkenntniß aus. Sie wäre unmittelbare, und mittelst des Unmittelbaren mittelbar, real und symbolisch zugleich. Alle Analogie ist symbolisch. — Ich finde meinen Körper durch sich und die Weltseele zugleich

bestimmt und wirksam. Mein Körper ist ein kleines Ganzes, und hat also auch eine besondere Seele; denn ich nenne Seele, wodurch Alles zu Einem Ganzen wird, das individuelle Prinzip. — — Was die Belebung des besondern Gliedes betrifft, so finde ich mich in dieser Hinsicht bloß durch mich selbst, und zwar mittelbar durch die allgemeine Belebung bestimmt. Die Belebung selbst aber betreffend, so ist sie nichts anders als eine Zueignung, eine Identification. Ich kann etwas nur erfahren, in so fern ich es in mir aufnehme; es ist also eine Alienation meiner selbst, und eine Zuneigung oder Verwandlung einer andern Substanz in die meinige zugleich; das neue Product ist von den beiden Factoren verschieden, es ist aus beiden gemischt. Ich vernehme nun jede Veränderung der zugeeigneten Substanz als die meinige und eine fremde zugleich; als die meinige, in so fern ich sie überhaupt vernehme; als eine fremde, in wie fern ich sie so oder so bestimmt vernehme. Jeder Action in jenem entspricht eine gleichzeitige Action in mir, die Action des Vernehmens. Jeder Beschaffenheit dort entspricht eine vernehmende Erkenntniß-Beschaffenheit in mir. Ich unterscheide so viel Erkenntniß-Kräfte in mir, als es wirkende Kräfte dort giebt. Hier entstehen eben die sonderbaren Widersprüche in uns, über uns selbst. Wir

würden ohne diese Beseelung keine solche Unterscheidungen in uns machen. So entstehen nur diese Kräfte in uns mittelst dieser Beseelung. — Ich selbst weiß mich, wie ich mich will, und will mich, wie ich mich weiß, weil ich meinen Willen will, weil ich absolut will. In mir ist also Wissen und Willen vollkommen vereinigt. — Indem ich meinen Willen, meine That, besonders noch vernehmen will, merke ich, daß ich auch einen Willen haben, etwas thun kann, ohne daß ich darum weiß; ferner, daß ich etwas wissen kann und weiß, ohne daß ich es gewollt habe. —

Das willkührlichste Vorurtheil ist, daß dem Menschen das Vermögen außer sich zu seyn, mit Bewußtseyn jenseits der Sinne zu seyn, versagt sey. Der Mensch vermag in jedem Augenblicke ein übersinnliches Wesen zu seyn. Ohne dieß wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freilich ist die Besonnenheit, Sichselbstfindung, in diesem Zustande sehr schwer, da er so unaufhörlich, so nothwendig mit dem Wechsel unsrer übrigen Zustände verbunden ist. Je mehr wir uns aber dieses Zustandes bewußt zu seyn vermögen, desto lebendiger, mächtiger, genügender ist die Ueberzeugung, die daraus entsteht; der Glaube an ächte Offenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen; es

ist aus allen dreien zusammengesetzt, mehr als alles Dreies; eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftesten, eigensten Lebens. Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen. Für den Schwachen ist das Factum dieses Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erscheinung besonders beym Anblick mancher menschlichen Gestalten und Gesichter, vorzüglich bei der Erblickung mancher Augen, mancher Mienen, mancher Bewegungen, beim Hören gewisser Worte, beim Lesen gewisser Stellen, bei gewissen Hinsichten auf Leben, Welt und Schicksal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereignisse, besonders Jahres- und Tageszeiten, liefern uns solche Erfahrungen. Gewisse Stimmungen sind vorzüglich solchen Offenbarungen günstig. Die meisten sind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigsten bleibend. Hier ist viel Unterschied zwischen den Menschen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andere mehr Verstand für dieselbe. Der letzte wird immer in ihrem sanften Lichte bleiben, wenn der erste nur abwechselnde Erleuchtungen, aber hellere und manchfaltigere hat. Dieses Vermögen ist ebenfalls empfänglich für Krankheit, die entweder Ueberfluß am Sinn und Mangel an Verstand, oder Ueberfluß an Verstand und Mangel an Sinn bezeichnet. —

Je mehr sich unsre Sinne verfeinern, desto fähiger werden sie zur Unterscheidung der Individuen. Der höchste Sinn wäre die höchste Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur. Ihm entspräche das Talent der Fixirung des Individuums, dessen Fertigkeit und Energie relativ ist. Wenn der Wille sich in Beziehung auf diesen Sinn äußert, so entstehen die Leidenschaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haß. Die Meisterschaft im Spiel seiner eignen Rolle verdankt man der Richtung dieses Sinns auf sich selbst bei herrschender Vernunft. —

Kunst unsern Willen total zu realisiren. Wir müssen den Körper wie die Seele in unsre Gewalt bekommen. Der Körper ist das Werkzeug zur Bildung und Modification der Welt; wir müssen also unsern Körper zum allfähigen Organ auszubilden suchen. Modification unsers Werkzeugs ist Modification der Welt. —

Sonderbar, daß das Innre der Menschen nur so dürftig betrachtet und so geistlos behandelt worden ist. Die sogenannte Psychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stellen im Heiligthum eingenommen haben, wo ächte Götterbilder stehen sollten. Wie wenig hat man noch die Physik für das Gemüth, und das Gemüth für die Außenwelt benutzt. Verstand, Phantasie, Vernunft, dieß sind

die dürftigen Fachwerke des Universums in uns. Von ihren wunderbaren Vermischungen, Gestaltungen, Uebergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue unbekannte Kräfte aufzusuchen, und ihren geselligen Verhältnissen nachzuspüren. Wer weiß, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorstehn. —

Wir haben zwei Systeme von Sinnen, die, so verschieden sie auch erscheinen, doch auf das innigste mit einander verwebt sind. Ein System heißt der Körper, Eins die Seele. Jenes steht in der Abhängigkeit von äußern Reizen, deren Inbegriff wir die Natur, oder die äußere Welt nennen. Dieses steht ursprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffs innerer Reize, den wir den Geist nennen, oder die Geisterwelt. Gewöhnlich steht dieses letztere System in einem Associations-Nexus mit dem andern System, und wird von diesem afficirt. Dennoch sind häufige Spuren eines umgekehrten Verhältnisses anzutreffen, und man bemerkt bald, daß beide Systeme eigentlich in einem vollkommenen Wechselverhältniß stehen sollten, in welchem jedes von seiner Welt afficirt, einen Einklang, keinen Einton bildete. Kurz, beide Welten, so wie beide Systeme sollen eine freie Harmonie, keine Dishar-

monie oder Monotonie bilden. Der Uebergang zur Harmonie wird freilich durch Disharmonie gehen, und nur am Ende wird eine Harmonie entstehen. In der Periode der Magie dient der Körper der Seele, oder der Geisterwelt. —

Ist unser Körper selbst nichts, als eine gemeinschaftliche Centralwirkung unsrer Sinne; haben wir Herrschaft über die Sinne, vermögen wir sie beliebig in Thätigkeit zu versetzen, sie gemeinschaftlich zu centriren, so hängt es ja nur von uns ab, uns einen Körper zu geben, welchen wir wollen. Ja, sind unsre Sinne nichts anders, als Modificationen des Denkorgangs, des absoluten Elements, so werden wir mit der Herrschaft über dieses Element auch unsre Sinne nach Gefallen modifiziren und dirigiren können. — Der Maler hat so einigermaßen schon das Auge, der Musiker das Ohr, der Poet die Einbildungskraft, das Sprachorgan und die Empfindungen (oder vielmehr schon mehrere Organe zugleich, deren Wirkungen er vereinigt auf das Sprachorgan hinlenkt), der Philosoph das absolute Organ in seiner Gewalt, und wirkt durch sie beliebig, stellt durch sie Geisterwelten dar. Genie ist nichts, als Geist in diesem thätigen Gebrauch der Organe. Bisher haben wir nur einzeln Genie gehabt, der Geist soll aber total Genie werden. —

Auf dieselbe Art, wie wir die Bewegungen des Denkorgans zur Sprache bringen, wie wir sie in Geberden äußern, in Handlungen ausprägen, wie wir uns überhaupt willkührlich bewegen und aufhalten, unsre Bewegungen vereinigen und vereinzeln, auf eben dieselbe Art müssen wir auch die innern Organe unsers Körpers hemmen, vereinigen und vereinzeln lernen. Unser ganzer Körper ist schlechterdings fähig, vom Geist in beliebige Bewegung gesetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Scham, der Freude, der Phantasie u. s. w. sind Indicationen genug. Ueberdem hat man genugsam Beispiele von Menschen, die eine willkührliche Herrschaft über einzelne, gewöhnlich der Willkühr entzogene Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder sein eigner Arzt seyn, und sich ein vollständiges, sicheres und genaues Gefühl seines Körpers erwerben können, dann wird der Mensch erst wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht sogar im Stande seyn, verlorne Glieder zu restauriren, sich bloß durch seinen Willen zu tödten, und dadurch erst wahre Aufschlüsse über Körper, Seele, Welt, Leben, Tod und Geisterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beseelen; er wird seine

Sinne zwingen, ihm die Gestalt zu produciren, die er verlangt, und im eigentlichsten Sinne in seiner Welt leben können. Dann wird er vermögend seyn, sich von seinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet; er wird sehen, hören und fühlen, was, wie, und in welcher Verbindung er will. —

Die Herrnhuter annihiliren ihre Vernunft, die Empfindsamen ihren Verstand, die Leute von Verstand ihr Herz. Kein Akt ist gewöhnlicher in uns, als der Annihilisationsakt. Eben so gewöhnlich ist der Positionsakt. Wir setzen und nehmen etwas willkührlich so an, weil wir es wollen. Nicht aus bewußtem Eigensinn, denn hier wird wirklich mit Hinsicht auf unsern Willen etwas festgesetzt, sondern aus instinktartigem Eigensinn, der ebenfalls in der Trägheit seinen Grund hat. Es ist ein äußerst bequemes Verfahren, sich aller Mühe des Forschens zu überheben, und allem innern und äußern Streit und Zwiespalt ein Ende zu machen. Es ist eine Art von Zauberei, durch die wir die Welt umher nach unsrer Bequemlichkeit und Laune bestellen. —

Glaube ist schon eine Willkühr, Empfindungen in uns hervorzubringen, wir können und sollen dieses Vermögen, diese Fertigkeit noch unendlich ver-

mehren und ausbilden. — Wenn wir blind, taub und fühllos wären, unsre Seele hingegen vollkommen offen, so wäre unser Geist, was uns jetzt die äußere Welt ist, und die innere Welt würde mit uns in eben dem Verhältnisse stehn, in welchem wir uns jetzt mit der äußern befinden, und wer weiß, ob wir einen Unterschied gewahr würden, wenn wir beide Zustände vergleichen könnten. Wir würden manches fühlen, wofür uns nur der Sinn fehlte, z. B. Licht, Schall u. s. w. Wir würden nur Veränderungen hervorbringen können, die Gedanken ähnlich wären, und wir würden ein Bestreben fühlen, uns jene Sinne zu verschaffen, die wir jetzt äußere Sinne nennen. Vielleicht, daß wir nach und nach, durch manchfache Bestrebungen, Augen, Ohren u. s. w. hervorbringen könnten, weil dann unser Körper so in unsrer Gewalt stände, so einen Theil unsrer innern Welt ausmachte, wie jetzt unsre Seele. Unser Körper dürfte ebenfalls nicht so absolut sinnlos seyn, so wenig wie unsere Seele. Wer weiß, ob er nicht insofern nur sinnlos erschiene, weil er einen Theil unser selbst ausmachte, und die innere Selbstscheidung, wodurch der Körper erst sehend, hörend und fühlend für unser Bewußtseyn würde (unbeschadet des Fortgangs und der Einwirkung der übrigen Welt: jene Operation, wodurch wir uns auf mannigfaltige Art selbst vernähmen), sehr schwierig

würde. Hier würde auch ein absolut praktisches und empirisches Ich entstehn. —

Durch Glauben armirt, verstärkt man seine Kraft, seine Reizbarkeit. Sollte Reizbarkeit nichts als fortdauernde Action, gespannte, permanente, sich selbst erhaltende Kraft seyn? Das Phänomen der Reizbarkeit ist Krampf. Alle Kraftäußerung ist vorüberschwindend. Bleibende Kraft ist Stoff. Alle Kraft erscheint nur im Uebergehen. —

Wir sollen nicht blos Menschen, wir sollen auch mehr als Menschen seyn. Mensch ist überhaupt so viel als Universum. Es ist nichts Bestimmtes. Es kann und soll etwas Bestimmtes und Unbestimmtes zugleich seyn. —

Alles, was der Mensch macht, ist ein Mensch; oder (was das nämliche ist) ein Bestandtheil des Menschen, ein menschliches Wesen. —

Wir sind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen, daß wir träumen. —

Unser Leben ist kein Traum, aber es soll und wird vielleicht einer werden. —

Der Traum belehrt uns auf eine merkwürdige Weise von der Leichtigkeit unsrer Seele, in jedes Object einzudringen, sich in jedes sogleich zu verwandeln. —

Der Busen ist die in Geheimnißstand erhobene

Bruſt — die moraliſirte Bruſt. Ein geſtorbener Menſch iſt ein in abſoluten Geheimnißſtand erhobener Menſch. —

Das Außere iſt ein in Geheimnißzuſtand erhobenes Innere; vielleicht auch umgekehrt. —

Es iſt gewiß, daß eine Meinung ſehr viel gewinnt, ſobald ich weiß, daß irgend Jemand davon überzeugt iſt, ſie wahrhaft annimmt. Freilich muß es auf eine Art ſeyn, deren Urſache nicht gleich in die Augen fällt. Die Autorität hat Gewicht, denn ſie macht eine Meynung myſtiſch, reizend. Geheimniſſe ſind Armaturen, Condenſatoren des Divinations-, des Erkenntniß-Vermögens.

Eine wahrhafte Liebe zu einer lebloſen Sache iſt wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Thieren, der Natur, ja zu ſich ſelbſt. Wenn der Menſch erſt ein wahrhaftes innerliches Du hat, ſo entſteht ein höchſt geiſtiger und ſinnlicher Umgang, und die höchſte Leidenſchaft iſt möglich. Genie iſt vielleicht nichts als Reſultat eines ſolchen innerlichen Pluralis. Die Geheimniſſe dieſes Umgangs ſind noch ſehr unbeleuchtet. —

Wünſche und Begehrungen ſind Flügel. Es giebt Wünſche und Begehrungen, die ſo wenig dem Zuſtande unſers irdiſchen Lebens angemeſſen ſind, daß wir ſicher auf einen Zuſtand ſchließen können,

wo sie zu mächtigen Schwingen werden, auf ein Element, das sie heben wird, und auf Inseln, wo sie sich niederlassen können. —

Sollte es nicht ein Vermögen in uns geben, das dieselbe Rolle spielte, wie die Veste außer uns, der Aether, jene unsichtbare sichtbare Materie, der Stein der Weisen, der überall und nirgends, alles und nichts ist? Instinkt oder Genie heißen wir sie, sie ist überall vorher; sie ist die Fülle der Zukunft, die Zeitenfülle überhaupt, das in der Zeit, was der Stein der Weisen im Raum ist: Vernunft, Phantasie, Verstand und Sinn sind nur ihre einzelnen Functionen. —

Genie ist gleichsam Seele der Seele, ein Verhältniß zwischen Seele und Geist. Man kann das Substrat oder Schema des Genies füglich Idol nennen; das Idol ist ein Analogon des Menschen. —

Mit Instinct hat der Mensch angefangen, mit Instinct soll der Mensch endigen. Instinct ist das Genie im Paradiese, vor der Periode der Selbstabsonderung (Selbsterkenntniß). Der Mensch soll sich selbzweien, und nicht allein das, sondern auch selbdreien, u. s. w. —

Was ist die Natur? Ein encyklopädischer, systematischer Index, oder Plan unsers Geistes. Warum wollen wir uns mit dem bloßen Verzeichniß

unsrer Schätze begnügen? Laßt sie uns selbst betrachten, und sie mannigfaltig bearbeiten und benützen. Das Fatum, das uns drückt, ist die Trägheit unsers Geistes. Durch Erweiterung und Bildung unsrer Thätigkeit werden wir uns selbst in das Fatum verwandeln. Alles scheint auf uns hereinzuströmen, weil wir nicht hinausströmen. Wir sind negativ, weil wir wollen; je positiver wir werden, desto negativer wird die Welt um uns her, bis am Ende keine Negation mehr seyn wird, sondern wir Alles in Allem sind. — Gott will Götter. —

Die Geisterwelt ist uns in der That schon aufgeschlossen, sie ist immer offenbar. Würden wir plötzlich so elastisch, als es nöthig wäre, so sähen wir uns mitten in ihr. Unser jetziger mangelhafter Zustand macht immer eine Heilmethode nöthig, sie bestand ehemals in Fasten und moralischen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die stärkende Methode nöthig. —

Alles, was wir erfahren, ist eine Mittheilung: so ist die Welt in der That eine Mittheilung, Offenbarung des Geistes. Die Zeit ist nicht mehr, wo der Geist Gottes verständlich war, der Sinn der Welt ist vorloren gegangen, wir sind beym Buchstaben stehen geblieben, und haben das Erscheinende über der Erscheinung vergessen. — Ehemals

war alles Geisterscheinung, jetzt sehen wir nichts als todte Wiederholung, die wir nicht verstehn. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht besserer Zeiten. —

Eine ächte synthetische Person ist eine Person, die mehrere Personen zugleich ist, ein Genius. Jede Person ist der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Personen getheilt, doch auch Eine zu seyn. Die ächte Analyse der Person als solche, bringt Personen hervor; die Person kann nur in Personen sich vereinzeln, sich zertheilen und zersetzen. Eine Person ist eine Harmonie, keine Mischung, keine Bewegung, keine Substanz, wie die Seele. Geist und Person sind Eins (Kraft und Ursache).

Wenn ihr die Gedanken nicht mittelbar (und zufällig) vernehmbar machen könnt, so macht doch umgekehrt die äußern Dinge unmittelbar (und willkührlich) vernehmbar, welches eben so viel ist, als: wenn ihr die Gedanken nicht zu äußern Dingen machen könnt, so macht die äußern Dinge zu Gedanken. Könnt ihr einen Gedanken nicht zur selbstständigen, sich von euch absondernden, und nun euch fremd, d. h. äußerlich vorkommenden Seele machen, so verfahrt umgekehrt mit den äußerlichen Dingen, und verwandelt sie in Gedanken. Beide Operationen sind idealistisch, wer sie beide vollkom-

men in seiner Gewalt hat, ist der magische Idealist. Sollte nicht die Vollkommenheit jeder von diesen beiden Operationen von der andern abhängig seyn? —

Alle Ueberzeugung ist unabhängig von der Naturwahrheit; sie bezieht sich auf die magische, oder die Wunderwahrheit. Von der Naturwahrheit kann man nur überzeugt werden, in sofern sie Wunderwahrheit wird. Aller Beweis fußt auf Ueberzeugung, und ist mithin nur ein Nothbehelf im Zustande des Mangels an durchgängiger Wunderwahrheit. Alle Naturwahrheiten beruhen demnach ebenfalls auf Wunderwahrheiten. —

Das Beste am Brownschen System ist die große Zuversicht, mit der Brown sein System als allgemein geltend hinstellt: es muß, es soll so seyn, Erfahrung und Natur mögen sagen was sie wollen. Darin liegt denn doch das Wesentliche jedes Systems, seine wirklich geltende Kraft; das Brownische System wird dadurch zum ächten Stein der Weisen für die Brownianer, dagegen läßt sich mit Grunde nichts mehr erinnern. Je größer der Magus, desto willkührlicher sein Verfahren, sein Spruch, sein Mittel. Jeder thut nach seiner eignen Art Wunder. —

Wer mit dem Meißel malen, musiciren u. s. w.,

kurz zaubern könnte, bedürfte des Meißels nicht; der Meißel wäre ein Ueberfluß.

Alle Bezauberung geschieht durch partielle Identification mit dem Bezauberten, den ich so zwingen kann, eine Sache so zu sehen, zu glauben, zu fühlen, wie ich will.

Der Zauberer ist Poet. Der Prophet verhält sich zum Zauberer, wie der Mann von Geschmack zum Dichter. —

Vielleicht kann man mittelst eines dem Schachspiel ähnlichen Spiels Gedankenconstructionen zu Stande bringen. Das ehemalige logische Disputirspiel glich ganz einem Brettspiel. —

Die Magie ist von Philosophie u. s. w. ganz verschieden, und bildet eine Welt, eine Wissenschaft, eine Kunst für sich.

Alle Erfahrung ist Magie, und nur magisch erklärbar. — Der Empirismus endigt mit einer einzigen Idee, wie der Rationalismus mit einer einzigen Erfahrung anfängt. —

Der thätige Gebrauch der Organe ist nichts als magisches, wunderthätiges Denken, oder willkührlicher Gebrauch der Körperwelt, denn Wille ist nichts als magisches kräftiges Denkvermögen. —

Vielleicht ist Denken eine zu schnelle, zu ungeheure Kraft, um wirksam zu seyn; oder die Dinge sind zu gute Leiter der Denkkraft. —

Der physische Magus weiß die Natur zu beleben, und willkührlich wie seinen Leib zu behandeln. —

Wer rechten Sinn für den Zufall hat, der kann alles Zufällige zur Bestimmung eines unbekannten Zufalls benutzen; er kann das Schicksal mit gleichem Glück in den Stellungen der Gestirne, als in Sandkörnern, Vogelflug und Figuren suchen. —

Sollte ein König, der zugleich moralisches Genie ist, nicht von selbst unsterblich seyn? — Allmählige Vermehrung des innern Reizes ist die Hauptsorge des Künstlers der Unsterblichkeit. Mit welchem Recht kann man hier nicht sagen, auch darin haben die Dichter auf eine besondere Weise wahrgesagt, daß die Musen allein Unsterblichkeit geben. Dadurch tritt der Stand eines Gelehrten in eine höhere Region. —

Gefährliche Gedanken. Nähern sich etwa manche Gedanken der magischen Gränze? Werden manche ipso facto wahr? —

Der größte Zauberer würde der seyn, der sich zugleich so bezaubern könnte, daß ihm seine Zaubereien wie fremde, selbstmächtige Erscheinungen vorkämen. Könnte dieß mit uns nicht wirklich der Fall seyn? —

Auch der Zufall ist nicht unergründlich, er hat seine Regelmäßigkeit. —

Die allgemeinen Ausdrücke der scholastischen Philosophie haben sehr viel Aehnlichkeit mit den Zahlen, daher ihr mystischer Gebrauch, ihre Personification, ihr musikalischer Genuß, ihre unendlichfache Combination. — Alles aus Nichts erschaffene Reale (wie z. B. die Zahlen und abstracten Ausdrücke) hat eine wunderbare Verwandtschaft mit Dingen einer andern Welt, mit unendlichen Reihen sonderbarer Combinationen und Verhältnisse, gleichsam mit einer poetischen, mathematischen und abstracten Welt an sich. —

Die Scholastiker verwandelten alle Dinge in Abstracta. Schade, daß sie nicht zugleich in Beziehung auf diese Operation die entgegengesetzte versuchten, und über dieses Verfahren nachdachten, oder Schlüsse daraus zogen. —

Wären wir nicht von Grund aus mathematisch, so nähmen wir gar keine Unterschiede u. s. w. wahr. —

Die Mathematik ist ächte Wissenschaft, weil sie gemachte Kenntnisse enthält, Producte geistiger Selbstthätigkeit, weil sie methodisch generalisirt. Sie ist auch Kunst, weil sie genialisches Verfahren in Regeln gebracht hat, weil sie lehrt Genie zu seyn, weil sie die Natur durch Vernunft ersetzt. — Die höhere Mathematik beschäftigt sich mit dem Geiste

der Größen, mit ihrem politischen Princip, mit der Größenwelt. —

Das höchste und reinste ist das gemeinste, das verständlichste; daher ist die Elementargeometrie höher als die höhere Geometrie. Je schwieriger und verwickelter eine Wissenschaft wird, desto abgeleiteter, unreiner und vermischter ist sie. —

Die ganze Mathematik ist eigentlich eine Gleichung im Großen für die andern Wissenschaften. —

Was ihr die Logarithmen sind, das ist sie den andern Wissenschaften. —

Der Begriff der Mathematik ist der Begriff der Wissenschaft überhaupt. —

Alle Wissenschaften sollen daher Mathematik werden. —

Die jetzige Mathematik ist wenig mehr, als ein specielleempirisches Organon. —

Sie ist eine Substitution zur bequemeren Reduction, ein Hülfsmittel des Denkens. —

Ihre vollständige Anwendbarkeit ist ein nothwendiges Postulat ihres Begriffs. —

Sie ist der vollgültige Zeuge des Natur-Idealismus. —

Der innige Zusammenhang, die Sympathie des Weltalls, ist ihre Basis. —

Zahlen sind, wie Zeichen und Worte, Erscheinungen, Repräsentationen κατ' εξοχην. —

Ihre Verhältnisse sind Weltverhältnisse. Die reine Mathematik ist die Anschauung des Verstandes, als Universum. —

Wunder, als widernatürliche Facta, sind amathematisch, aber es gibt kein Wunder in diesem Sinn, und was man so nennt, ist gerade durch Mathematik begreiflich, denn der Mathematik ist nichts wunderbar. —

Aechte Mathematik ist das eigentliche Element des Magiers. —

In der Musik erscheint sie förmlich als Offenbarung, als schaffender Idealismus. —

Hier legitimirt sie sich als himmlische Gesandtin, κατ' ανθρωπον. —

Aller Genuß ist musikalisch, mithin mathematisch. —

Das höchste Leben ist Mathematik. —

Es kann Mathematiker der ersten Größe geben, die nicht rechnen können. —

Man kann ein großer Rechner seyn, ohne die Mathematik zu ahnen. —

Der ächte Mathematiker ist Enthusiast per se. Ohne Enthusiasmus keine Mathematik. —

Das Leben der Götter ist Mathematik. —

Alle göttliche Gesandten müssen Mathematiker seyn. —

Reine Mathematik ist Religion. —

Zur Mathematik gelangt man nur durch eine Theophanie. —

Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte. —

Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wissen eintritt. Der Zustand des Wissens ist Eudämonie, selige Ruhe der Beschauung, himmlischer Quietismus. —

Im Morgenlande ist die ächte Mathematik zu Hause. In Europa ist sie zur bloßen Technik ausgeartet. —

Wer ein mathematisches Buch nicht mit Andacht ergreift, und es wie Gottes-Wort liest, der versteht es nicht. —

Jede Linie ist eine Weltaxe. —

Eine Formel ist ein mathematisches Recept. —

Die Zahlen sind die Drogmen. —

Die Arithmetik ihre Pharmacie. —

Die höhere Mathematik enthält am Ende nur Abkürzungs-Methoden. —

Alle krummen Linien entstehen nur durch sich selbst, wie Leben nur durch Leben entsteht. —

Die Mathematik ist ein schriftliches Instrument,

das noch unendlicher Perfection fähig ist, ein Hauptbeweis der Sympathie und Idealität der Natur und des Gemüths. —

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmystik statt finde; auch in der Geschichte. Ist nicht alles von Bedeutung, Symmetrie, Anspielung und seltsamem Zusammenhang? Kann sich Gott nicht auch in der Mathematik offenbaren, wie in jeder andern Wissenschaft?

Wunder stehen mit naturgesetzlichen Wirkungen in Wechsel; sie beschränken einander gegenseitig, und machen zusammen ein Ganzes aus. Sie sind vereinigt, indem sie sich gegenseitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit, und umgekehrt. —

Die Natur ist das Ideal. Das wahre Ideal ist möglich, wirklich und nothwendig zugleich. —

Die Physik ist nichts als die Lehre von der Phantasie. —

Die Natur ist eine versteinerte Zauberstadt. —

Unsre neueren Physiker arbeiten ins Große, sprechen vom Bau des Universums, und darüber wird nichts fertig, kein wahrer Schritt gethan. Entweder zaubern, oder handwerksmäßig, mit Nachdenken und Geist arbeiten. —

Es müßte untersucht werden, ob sich nicht die Natur mit wachsender Kultur wesentlich verändert hat. —

Ist die Natur immer gesetzmäßig gewesen, und wird sie immer gesetzmäßig bleiben?

Man kann sagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menschen in Hinsicht auf Organisation sey; man kann sagen, daß sie unter ihm, und er das höchste Wesen sey? — Sie scheint einem weit höhern Ganzen anzugehören. Ihr Wille, Verstand und ihre Phantasie scheinen sich zu den unsrigen zu verhalten, wie unser Körper zu ihrem Körper. —

Man kann die Natur als einen geschlossenen Körper, als einen Baum ansehen, an welchem wir die Blüthenknospen sind. — Naturen sind solche Wesen, bei denen das Ganze den Gliedern dient, bei denen die Glieder Zwecke an sich, selbständig sind; Personen hingegen solche, wo das umgekehrte Verhältniß statt findet. Wo beide wechselsweise sich necessitiren, und jedes oder vielmehr keins Zweck an sich ist, diese sind Mittelwesen zwischen Natur und Person. Dieß sind die Extreme, die durch verschiedene Mittelglieder zusammen hängen. —

Die Welt ist Resultat eines unendlichen Einverständnisses, und unsre eigne innere Pluralität der Grund der Weltanschauung. —

Ueberall wird eine Kraft oder Action transitorisch sichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewissen eintretenden Bedingungen (Berührungen) sich zu offenbaren, wirksam zu werden scheint. Diese mystische Kraft scheint die Kraft der Lust und Unlust zu seyn, deren begeisternde Wirkungen wir so ausgezeichnet in den wollüstigen Empfindungen zu bemerken glauben. —

Jeder Körper, der eine Eigenschaft besitzt, hat auch eine Grenze dieser Eigenschaft, einen Eigenschafts-Punkt, wo sie sensibel wird, wo sie entsteht, erscheint. Die Eigenschaft ist das weibliche Prinzip, das Subjekt, der Reiz ist das männliche Prinzip, das Objekt. —

Alle Anziehung geschieht durch Reiz. Alles zieht uns an, was uns erregt. —

Alles Wirksame, Wirkliche, Sensible ist schon subaltern, Resultat einer Anthithese, einer Zersetzung. Das Aechte, Wahrhafte ist nicht sensibel. Subjekt und Objekt sind also auch schon Antitheſen. —

Trieb und Raum haben viel Aehnlichkeit. Jeder Körper ist ein ausgefüllter Trieb. —

Ein Raumerfüllungs-Individuum ist ein Körper. Ein Zeiterfüllungs-Individuum ist eine Seele. —

Der Raum ein Niederschlag aus der Zeit, eine nothwendige Folge der Zeit. —

So wie die Natur und Individualität jedes Fossils durch die Natur und Individualität seines Planeten, dessen Natur und Individualität durch die seines Systems, dessen Natur und Individualität durch die seiner Milchstraße, und so fort, bestimmt ist; so verhält es sich auch mit den Menschen, wenn wir unter Menschheit das Vernunftproduct oder Wesen im Weltganzen verstehen; die Natur und Individualität der Menschheit dieses Planeten ist durch die seines Systems, und so fort, bestimmt. Wir sind nur in dieser Welt diese beschränkten Wesen, doch nicht für immer beschränkt. —

Aechte Producte müssen das Producirende wieder produciren. Aus dem Erzeugten entsteht wieder das Erzeugen. —

Reproductions-Kraft ist organische Elasticität. —

Gefühl ist gebildete (organisirte) Bewegung. — Empfindung ist das dem Verstande assimilirte Gefühl. —

Wir nennen den Körper todt, der bloßer Leiter der Sollicitation ist, den die Sollicitation nicht weckt. Der absolute Nichtleiter der Sollicitation ist wieder todt zu nennen. So sehen wir, daß das sensible Leben an sich ein Halbzustand ist, worin wir die Korper unvollkommene Leiter der Sollicitation nennen können. Wir entdecken hier zugleich den Unterschied zwischen Leben und Tod, daß es ein absolut

positives und negatives Leben, die beide nicht sensibel sind, giebt; daß Leben und Tod relative Begriffe sind. Leben mit menschlicher, thierischer und Pflanzen-Organisation ist etwas höheres, so wie gewöhnlicher Tod Trennungsprozeß von Leben und Organisation. Leben ohne Organisation und Organisation ohne Leben sind etwas sehr geringes. Ihre höhere Einheit, die beide bestimmt, und beide wechselseitig potenzirt, beiden höhere Bedeutung giebt: auf diese kömmt es an. —

Leben ist, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung und der graduellen Negation fähig. Bricht es sich auch wie dieses in Farben? Der Nutritions-Prozeß ist nicht Ursache, sondern Folge vom Leben. —

Licht ist Symbol und Agens der Reinheit. Wo das Licht nichts zu thun findet, weder etwas zu trennen noch zu verbinden, da fährt es durch. Was nicht getrennt und verbunden werden kann, ist rein, einfach. —

Jeder durchsichtige Körper ist in einem höhern Zustande, er scheint eine Art des Bewußtseyns zu haben. —

Die specifische Schwere der Erde ist beinahe die des Diamants. Es ist also wahrscheinlich, daß die Erde ein Diamant innerlich ist, welches auch aus andern Gründen sehr wahrscheinlich wird. —

Das Thier lebt im Thiere, in der Luft. — Die Pflanze ist ein Halbthier, daher sie zum Theil in der Erde, der großen Pflanze, zum Theil in der Luft lebt. — Die Erde ist das große Nahrungsmittel der Luft. Die Luft ist ein Brachmane. — Die Verbindung des Stickstoffs und Orygen in der Luft ist durchaus animalisch, nicht bloß chemisch. —

Das Leben der Pflanzen ist, gegen das Leben der Thiere gehalten, ein unaufhörliches Empfangen und Gebären, und letzteres gegen dieses ein unaufhörliches Essen und Befruchten. Wie das Weib das höchste sichtbare Nahrungsmittel ist, das den Uebergang vom Körper zur Seele macht, so sind auch die Geschlechtstheile die höchsten äußern Organe, die den Uebergang von sichtbaren zu unsichtbaren Organen machen. —

Die Bäume scheinen unter allen Pflanzen die edelsten, weil ihre unzähligen Individuen so sehr mittelbar nur noch an der Erde hängen, und gleichsam schon Pflanzen auf Pflanzen sind. —

Die Natur hat Witz, Humor, Phantasie u. s. w. Es gibt unter Thieren und Pflanzen Natur-Caricaturen. Im Thierreiche war die Natur am witzigsten, hier ist sie durchaus humoristisch. — Die Stein- und Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantasie. In der Menschenwelt zeigt sich die vernünftige Natur mit Phantasie und Witz geschmückt. —

Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen. Streben der Thiere nach individueller Alleinherrschaft. —

Vernunftlosigkeit gehört in den Charakter des Thieres. Sichtbare Unvernunft ist Charakter des Thierkörpers; der Charakter des Menschenkörpers sichtbare Vernünftigkeit. —

Der Mensch ist diejenige Substanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polarisirt. Die Welt des Menschen ist Welt, ist so mannigfach, als er mannigfach ist. Die Welt der Thiere ist schon viel ärmer, und so herunter. —

Die Denkorgane sind die Weltzeugungs-, die Naturgeschlechtstheile. —

Die Himmelskörper machen ein viertes Reich aus, unter den Steinen. —

Der Himmel ist die Seele des Sternsystems und dieses sein Körper. —

Alles angenehme Gefühl ist Friction; alles angenehme Gefühl reizt die Seele zur positiven Mitwirkung. —

Wer bei Erklärung des Organismus keine Rücksicht auf die Seele nimmt, und das geheimnißvolle Band zwischen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen. —

Leben iſt vielleicht nichts anders, als das Reſultat dieſer Vereinigung, die Action dieſer Berührung. —

Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paars, als Einer Natur, Einer Kunſt, Eines Geiſtes ſeyn, und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung? — Sollten die Pflanzen etwa die Producte der weiblichen Natur und des männlichen Geiſtes, und die Thiere die Producte der männlichen Natur und des weiblichen Geiſtes ſeyn? die Pflanzen etwa die Mädchen, die Thiere die Jungen der Natur? —

Ein Kind iſt eine ſichtbar gewordene Liebe. — Wir ſelbſt ſind ein ſichtbar gewordener Keim der Liebe zwiſchen Natur und Geiſt oder Kunſt. —

Sprechen und hören iſt befruchten und empfangen. —

Anſchauen iſt ein elaſtiſcher Genuß. Das Bedürfniß eines Gegenſtandes iſt ſchon Reſultat einer Berührung in distans. —

Die Menſchheit iſt der höhere Sinn unſers Planeten, der Stern, der dieſes Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt. —

Der Geiſt ſtrebt den Reiz zu abſorbiren, ihn reizt das Fremdartige. Verwandlung des Fremden in

ein Eigenes, Zueignung, ist also das unaufhörliche Geschäft des Geistes. Einst soll kein Reiz und kein Fremdes mehr seyn, der Geist soll sich selbst fremd und reizend seyn, oder absichtlich machen können. Jetzt ist der Geist bloß aus Instinkt Geist, ein Naturgeist, er soll ein Vernunftgeist, aus Besonnenheit und durch Kunst Geist seyn. —

Der menschliche Geist kann die äußern Symptome und ihre Compositionen approximando nachmachen; er muß also Analogie mit den Bestandtheilen und Naturkräften haben. —

So wie nichts frei, so kann auch nichts gezwungen seyn, als der Geist. Nur ein Geist kann wozu gezwungen werden. Was sich also zwingen läßt, ist Geist, in sofern es sich zwingen läßt. —

Leben ist eine Krankheit des Geistes, ein leidenschaftliches Thun. —

Dem Geiste ist Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiste her. —

Mit der Welt entsteht die Begierde: ein Hang zum Zerfließen, oder die Schwere. —

Luftvernichtung ist Herstellung des Reichs Gottes. —

Körper, Seele und Geist sind die Elemente der Welt, wie Epos, Lyra und Drama die des Gedichts. —

Es müßte untersucht werden, ob sich nicht die Natur mit wachsender Kultur wesentlich verändert hat. —

Ist die Natur immer gesetzmäßig gewesen, und wird sie immer gesetzmäßig bleiben?

Man kann sagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menschen in Hinsicht auf Organisation sey; man kann sagen, daß sie unter ihm, und er das höchste Wesen sey? — Sie scheint einem weit höhern Ganzen anzugehören. Ihr Wille, Verstand und ihre Phantasie scheinen sich zu den unsrigen zu verhalten, wie unser Körper zu ihrem Körper. —

Man kann die Natur als einen geschlossenen Körper, als einen Baum ansehen, an welchem wir die Blüthenknospen sind. — Naturen sind solche Wesen, bei denen das Ganze den Gliedern dient, bei denen die Glieder Zwecke an sich, selbständig sind; Personen hingegen solche, wo das umgekehrte Verhältniß statt findet. Wo beide wechselsweise sich necessitiren, und jedes oder vielmehr keins Zweck an sich ist, diese sind Mittelwesen zwischen Natur und Person. Dieß sind die Extreme, die durch verschiedene Mittelglieder zusammen hängen. —

Die Welt ist Resultat eines unendlichen Einverständnisses, und unsre eigne innere Pluralität ist der Grund der Weltanschauung. —

Ueberall wird eine Kraft oder Action transitorisch sichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewissen eintretenden Bedingungen (Berührungen) sich zu offenbaren, wirksam zu werden scheint. Diese mystische Kraft scheint die Kraft der Lust und Unlust zu seyn, deren begeisternde Wirkungen wir so ausgezeichnet in den wollüstigen Empfindungen zu bemerken glauben. —

Jeder Körper, der eine Eigenschaft besitzt, hat auch eine Grenze dieser Eigenschaft, einen Eigenschafts-Punkt, wo sie sensibel wird, wo sie entsteht, erscheint. Die Eigenschaft ist das weibliche Prinzip, das Subjekt, der Reiz ist das männliche Prinzip, das Objekt. —

Alle Anziehung geschieht durch Reiz. Alles zieht uns an, was uns erregt. —

Alles Wirksame, Wirkliche, Sensible ist schon subaltern, Resultat einer Anthithese, einer Zersetzung. Das Aechte, Wahrhafte ist nicht sensibel. Subjekt und Objekt sind also auch schon Antithesen. —

Trieb und Raum haben viel Aehnlichkeit. Jeder Körper ist ein ausgefüllter Trieb. —

Ein Raumerfüllungs-Individuum ist ein Körper. Ein Zeiterfüllungs-Individuum ist eine Seele. —

Der Raum ein Niederschlag aus der Zeit, eine nothwendige Folge der Zeit. —

So wie die Natur und Individualität jedes Fossils durch die Natur und Individualität seines Planeten, dessen Natur und Individualität durch die seines Systems, dessen Natur und Individualität durch die seiner Milchstraße, und so fort, bestimmt ist; so verhält es sich auch mit den Menschen, wenn wir unter Menschheit das Vernunftproduct oder Wesen im Weltganzen verstehen; die Natur und Individualität der Menschheit dieses Planeten ist durch die seines Systems, und so fort, bestimmt. Wir sind nur in dieser Welt diese beschränkten Wesen, doch nicht für immer beschränkt. —

Aechte Producte müssen das Producirende wieder produciren. Aus dem Erzeugten entsteht wieder das Erzeugen. —

Reproductions-Kraft ist organische Elasticität. —

Gefühl ist gebildete (organisirte) Bewegung. — Empfindung ist das dem Verstande assimilirte Gefühl. —

Wir nennen den Körper todt, der bloßer Leiter der Sollicitation ist, den die Sollicitation nicht weckt. Der absolute Nichtleiter der Sollicitation ist wieder todt zu nennen. So sehen wir, daß das sensible Leben an sich ein Halbzustand ist, worin wir die Korper unvollkommene Leiter der Sollicitation nennen können. Wir entdecken hier zugleich den Unterschied zwischen Leben und Tod, daß es ein absolut

positives und negatives Leben, die beide nicht sensibel sind, giebt; daß Leben und Tod relative Begriffe sind. Leben mit menschlicher, thierischer und Pflanzen-Organisation ist etwas höheres, so wie gewöhnlicher Tod Trennungsprozeß von Leben und Organisation. Leben ohne Organisation und Organisation ohne Leben sind etwas sehr geringes. Ihre höhere Einheit, die beide bestimmt, und beide wechselseitig potenzirt, beiden höhere Bedeutung giebt: auf diese kömmt es an. —

Leben ist, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung und der graduellen Negation fähig. Bricht es sich auch wie dieses in Farben? Der Nutritions-Prozeß ist nicht Ursache, sondern Folge vom Leben. —

Licht ist Symbol und Agens der Reinheit. Wo das Licht nichts zu thun findet, weder etwas zu trennen noch zu verbinden, da fährt es durch. Was nicht getrennt und verbunden werden kann, ist rein, einfach. —

Jeder durchsichtige Körper ist in einem höhern Zustande, er scheint eine Art des Bewußtseyns zu haben. —

Die specifische Schwere der Erde ist beinahe die des Diamants. Es ist also wahrscheinlich, daß die Erde ein Diamant innerlich ist, welches auch aus andern Gründen sehr wahrscheinlich wird. —

Das Thier lebt im Thiere, in der Luft. — Die Pflanze ist ein Halbthier, daher sie zum Theil in der Erde, der großen Pflanze, zum Theil in der Luft lebt. — Die Erde ist das große Nahrungsmittel der Luft. Die Luft ist ein Brachmane. — Die Verbindung des Stickstoffs und Oxygen in der Luft ist durchaus animalisch, nicht bloß chemisch. —

Das Leben der Pflanzen ist, gegen das Leben der Thiere gehalten, ein unaufhörliches Empfangen und Gebären, und letzteres gegen dieses ein unaufhörliches Essen und Befruchten. Wie das Weib das höchste sichtbare Nahrungsmittel ist, das den Uebergang vom Körper zur Seele macht, so sind auch die Geschlechtstheile die höchsten äußern Organe, die den Uebergang von sichtbaren zu unsichtbaren Organen machen. —

Die Bäume scheinen unter allen Pflanzen die edelsten, weil ihre unzähligen Individuen so sehr mittelbar nur noch an der Erde hängen, und gleichsam schon Pflanzen auf Pflanzen sind. —

Die Natur hat Witz, Humor, Phantasie u. s. w. Es gibt unter Thieren und Pflanzen Natur-Caricaturen. Im Thierreiche war die Natur am witzigsten, hier ist sie durchaus humoristisch. — Die Stein- und Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantasie. In der Menschenwelt zeigt sich die vernünftige Natur mit Phantasie und Witz geschmückt. —

Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen. Streben der Thiere nach individueller Alleinherrschaft. —

Vernunftlosigkeit gehört in den Charakter des Thieres. Sichtbare Unvernunft ist Charakter des Thierkörpers; der Charakter des Menschenkörpers sichtbare Vernünftigkeit. —

Der Mensch ist diejenige Substanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polarisirt. Die Welt des Menschen ist Welt, ist so mannigfach, als er mannigfach ist. Die Welt der Thiere ist schon viel ärmer, und so herunter. —

Die Denkorgane sind die Weltzeugungs-, die Naturgeschlechtstheile. —

Die Himmelskörper machen ein viertes Reich aus, unter den Steinen. —

Der Himmel ist die Seele des Sternsystems und dieses sein Körper. —

Alles angenehme Gefühl ist Friction; alles angenehme Gefühl reizt die Seele zur positiven Mitwirkung. —

Wer bei Erklärung des Organismus keine Rücksicht auf die Seele nimmt, und das geheimnißvolle Band zwischen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen. —

Leben iſt vielleicht nichts anders, als das Reſultat dieſer Vereinigung, die Action dieſer Berührung. —

Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paars, als Einer Natur, Einer Kunſt, Eines Geiſtes ſeyn, und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung? — Sollten die Pflanzen etwa die Producte der weiblichen Natur und des männlichen Geiſtes, und die Thiere die Producte der männlichen Natur und des weiblichen Geiſtes ſeyn? die Pflanzen etwa die Mädchen, die Thiere die Jungen der Natur? —

Ein Kind iſt eine ſichtbar gewordene Liebe. — Wir ſelbſt ſind ein ſichtbar gewordener Keim der Liebe zwiſchen Natur und Geiſt oder Kunſt. —

Sprechen und hören iſt befruchten und empfangen. —

Anſchauen iſt ein elaſtiſcher Genuß. Das Bedürfniß eines Gegenſtandes iſt ſchon Reſultat einer Berührung in distans. —

Die Menſchheit iſt der höhere Sinn unſers Planeten, der Stern, der dieſes Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt. —

Der Geiſt ſtrebt den Reiz zu abſorbiren, ihn reizt das Fremdartige. Verwandlung des Fremden in

ein Eigenes, Zueignung, ist also das unaufhörliche Geschäft des Geistes. Einst soll kein Reiz und kein Fremdes mehr seyn, der Geist soll sich selbst fremd und reizend seyn, oder absichtlich machen können. Jetzt ist der Geist bloß aus Instinkt Geist, ein Naturgeist, er soll ein Vernunftgeist, aus Besonnenheit und durch Kunst Geist seyn. —

Der menschliche Geist kann die äußern Symptome und ihre Compositionen approximando nachmachen; er muß also Analogie mit den Bestandtheilen und Naturkräften haben. —

So wie nichts frei, so kann auch nichts gezwungen seyn, als der Geist. Nur ein Geist kann wozu gezwungen werden. Was sich also zwingen läßt, ist Geist, in sofern es sich zwingen läßt. —

Leben ist eine Krankheit des Geistes, ein leidenschaftliches Thun. —

Dem Geiste ist Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiste her. —

Mit der Welt entsteht die Begierde: ein Hang zum Zerfließen, oder die Schwere. —

Luftvernichtung ist Herstellung des Reichs Gottes. —

Körper, Seele und Geist sind die Elemente der Welt, wie Epos, Lyra und Drama die des Gedichts. —

Freiheit und Unsterblichkeit gehört wie Raum und Zeit zusammen; wie Welt und Ewigkeit gleichsam Raum und Zeit ausfüllen, so füllt Allmacht und Allgegenwart jene beide Sphären. Gott ist die Sphäre der Tugend (zur Allmacht gehört Allwissenheit). — Die Seele ist ein consonirter Körper. Vocale heißen bey den Hebräern Buchstaben-Seelen. —

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung steht, so die Seele mit dem Geiste. Beide Bahnen laufen vom Menschen aus, und endigen in Gott. Beide Weltumsegler begegnen sich in korrespondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müssen auf Mittel denken, trotz der Entfernung, beisammen zu bleiben, und zugleich gemeinschaftlich beide Reisen zu machen. —

Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht gibt es auf diese Art eine fortwährende Erlösung der Natur. —

Zum Experimentiren gehört Natur-Genie, d. i. wunderartige Fähigkeit, den Sinn der Natur zu treffen, und in ihrem Geiste zu handeln. Der ächte Beobachter ist Künstler, er ahnet das bedeutende, und weiß aus dem seltsamen, vorüberstreichenden Gemisch von Erscheinungen die wichtigen heraus zu fühlen. —

Eine ganz eigne Liebe und Kindlichkeit gehört, nebst dem deutlichsten Verstande und dem ruhigsten Sinn, zum Studium der Natur. Wenn erst eine ganze Nation Leidenschaft für die Natur empfängt, und hier ein neues Band unter den Bürgern geknüpft wird, jeder Ort seine Naturforscher und Laboratorien hat, dann wird man erst Fortschritte auf dieser kolossalischen Bahn machen, die mit ihr im Verhältniß stehen. —

Wir leben in einem Thiere als parasitische Thiere. Die Constitution dieses Thieres bestimmt die unsrige, et vice versa. Die Bedingungs-Verhältnisse der atmosphärischen Bestandtheile sind vielleicht sehr mit den Bedingungs-Verhältnissen derselben Bestandtheile im organischen Körper übereinstimmend. —

Die athmosphärische Luft ist krystallinischer Beschaffenheit. —

Es kann oft regnen, ohne daß ein Tropfen herunter kömmt. Bei heftigem Winde sind die Tropfen klein, wegen der schnellen Verdunstung. Diese Tropfen zeugen von einer gänzlichen Sättigung der Luft, oder von ihrer wenigen Verschluckungsfähigkeit, oder von dem Daseyn eines niederschlagenden Mittels in großer Menge: daher die gemeine Meinung eines starken, darauf folgenden Regens. Wind

befördert die Capacität der Luft für das Waſſer; er befördert die Verdunſtung, und daher kein Regen zur ſelben Zeit. Kälte vermehrt auch die Capacität der Luft, daher man oft ſagt, es ſey zu kalt um zu regnen. —

Sollte man nicht Gährung der Verbrennung entgegen ſetzen können: poſitive und negative Flamme? —

Sollten die ätheriſchen Oele die Pflanzenſeelen ſeyn, und darin auch der Unterſchied der Weine u. ſ. w. liegen? —

Galvanismus zwiſchen zwei, drei und mehreren Menſchen, vermöge der Metalle? —

Sieht man etwa jeden Körper ſo weit, als er ſich ſelbſt ſieht, und man ſich ſelbſt ſieht? —

Das Licht iſt unſtreitig galvaniſches Produkt, bei ihm iſt offenbar actio in distans. Die Luft iſt Leiter dieſer Action. Spiegelnde Körper ſind Nichtleiter leitender Flächen. —

Unſer Denken iſt ſchlechterdings nur eine Galvaniſation, eine Berührung des irdiſchen Geiſtes, der geiſtigen Atmoſphäre, durch einen himmliſchen, überirdiſchen Geiſt. Alles Denken u. ſ. w. iſt alſo an ſich ſchon eine Sympraxis im höheren Sinn. Die Denklehre entſpricht der Meteorologie. —

Alle Actionen, ſelbſt die des Denkens, werden auf die actio in distans zurückgeführt werden. —

Seele und Körper wirken galvaniſch aufeinander, wenigſtens auf eine analoge Art, deren Geſetze aber in einer höhern Region liegen. —

Der Geiſt galvaniſirt die Seele, mittelſt der gröbern Sinne; ſeine Selbſtthätigkeit iſt Galvanismus, Selbſtberührung en trois. —

Wenn unſer körperliches Leben ein Verbrennen iſt, ſo iſt auch wohl unſer geiſtiges eine Combuſtion (oder iſt dieß gerade umgekehrt?); Der Tod alſo vielleicht eine Veränderung der Capacität. —

Die Seele desorydirt. Daher manche Langeweile und ſelbſt körperliche Schwäche und Zittern von dem Denken und Empfinden, oder bei geſtörtem Denken (Empfinden). Sollte Denken orydiren, Empfinden desorydiren? —

Wenn alles anſchießen, Feſtwerden und Verdichten mit Wärme verbunden, und jede Verflüchtigung, Zerrinnung und Verdünnung von Kälte begleitet iſt, ſo macht das Lernen und Lieben im eigentlichen Sinne warm, und das Müßiggehn und die Abſonderung kalt, und es laſſen ſich überhaupt manche Phänomene der Seele hieraus erklären. —

Ritter's Anſicht der Entſtehung und Verſchwindung der Stoffe giebt auch Licht über den Tod. Wer weiß, wo wir in dem Augenblicke anſchießen, in dem wir hier verſchwinden? Muß denn auf

allen Weltkörpern einerlei Art der Erzeugung seyn? Der Einfluß der Sonne macht es wohl wahrscheinlich, daß es die Sonne seyn könnte, wo wir wieder abgesetzt werden. — —

Die Natur ist Feindin ewiger Besitzungen. Sie zerstört nach festen Gesetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formation. Allen Geschlechtern gehört die Erde, jeder hat Anspruch auf alles. Die frühern dürfen diesem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erlischt zu bestimmten Zeiten. Die Amelioration und Deterioration stehen unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum ist, wodurch ich mir die Rechte eines activen Erdbürgers erwerbe, so kann ich durch den Verlust dieses Eigenthums nicht mich selbst einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieser Fürstenschule, und trete in eine höhere Korporation, wohin mir meine geliebten Mitschüler nachfolgen. —

Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo sie sich durchdringen, ist er in jedem Punkte der Durchdringung. —

Sollte die Seele ebenfalls ein künstliches oder zufälliges Produkt seyn? Auch der Sitz der Seele, ist er willkührlich oder zufällig? —

Der Sitz der Seele ist bald hier, bald da, bald an mehreren Orten zugleich, er ist veränderlich, und so auch der Sitz ihrer Hauptglieder, die man durch die Hauptleidenschaften ken•n lernt. —

Schmerz und Angst bezeichnen die träumenden Glieder der Seele; körperliche Lust und Unlust sind Traumproducte; die Seele ist nur zum Theil wach; wo sie träumt, wie z. B. in den unwillkührlichen Organen (wohin in gewisser Hinsicht der ganze Körper gehört), empfindet sie Lust und Unlust. Schmerz und Kitzel sind Sensationen der gebundenen Seele. —

Schlaf ist ein vermischter Zustand des Körpers und der Seele; im Schlafe ist Körper und Seele chemisch verbunden. Im Schlafe ist die Seele durch den Körper gleichmäßig vertheilt, der Mensch ist neutralisirt. Wachen ist ein getheilter, polarischer Zustand; im Wachen ist die Seele punktirt, localisirt. — Schlaf ist Seelenverdauung: der Körper verdaut die Seele (Entziehung des Seelenreizes). Wachen ist Einwirkungsstand des Seelenreizes: der Körper genießt die Seele. Im Schlafe sind die Bande des Systems locker; im Wachen angezogen. —

Der Trieb unsrer Elemente geht auf Desoxydation. Das Leben ist eine erzwungene Oxydation. —

Die Flamme iſt thieriſcher Natur. —

Es giebt vier Arten von Flammen: 1) diejenigen, deren Excremente die unorganiſchen Naturen ſind 2) deren Excremente Pflanzen; 3) deren Excremente Thiere; 4) deren Excremente Menſchen ſind. Je höher die Flamme, je künſtlicher, deſto complicirter, gebildeter das Excrement. Alles Freſſen iſt ein Aſſimilations-Prozeß, Verbindungs-, Generations-Prozeß. Die Flamme iſt das Gefräßige κατ' εξοχην. —

Waſſer iſt eine naſſe Flamme. —

Je lebhafter das zu Freſſende widerſteht, deſto lebhafter wird die Flamme des Genußmoments ſeyn. Anwendung auf das Orygen. Das Weib iſt unſer Orygen. —

Traurigkeit iſt Symptom, eine Stimmung der Secretion. Freude Symptom des Genuſſes, der Nutrition. —

Sollte Kälte wirklich die Muskeln ſtärken, ſo müßten Witz, Scherz und Leichtſinn auch wohl die geiſtigen Muskeln ſtärken und erfriſchen; und ſo wäre die Vermiſchung des Luſtigen und Ernſthaften, die Verwebung des Lächerlichen mit dem Heiligen vielleicht eine ſehr wohlthätige und eine heilſame Verbindung. —

Das Weinen iſt eine ſtheniſche Kriſis; das Rührende iſt das Gegentheil des Lächerlichen. Das Rührende

fängt mit Abspannung an, und spannt plötzlich; das Rührende oder das Eindringende dringt schnell ein, ehe man Zeit hat, sich zu fassen, es ist eine Uebersättigung, ein Weichwerden, Zerfließen, Schmelzen. Das Lachende ist ein Absonderungs-, dieses ein Einschluckungs-Prozeß; jenes ein Flüchtigwerden (daher die Kälte des Lächerlichen), dieses ist ein Gerinnen, Starrwerden, daher die Wärme. Weinen und Lachen mit ihren Modificationen gehören so zum Seelenleben, wie Essen und Secerniren zum körperlichen Leben. Weinen ist das System der Arterien, Lachen das der Venen. —

Klarer Verstand, mit warmer Phantasie verschwistert, ist die ächte, Gesundheit bringende Seelenkost. Der Verstand thut lauter vorhergesehene bestimmte Schritte. —

Ist Denken auch Absondern? Dann ist Empfinden vielleicht Fressen. Selbstdenken ist vielleicht ein Lebensprozeß, Freß- und Absonderungs-Prozeß zugleich; Denken und Empfinden zugleich. —

Der Baum kann nur zur blühenden Flamme, der Mensch zur sprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden. —

Sinn und Kraft sind in einer bestimmten Sphäre polar. Was jenen erhöht, vermindert diese, und was diese vermehrt, stumpft jenen ab. Der ganze

menſchliche Körper beſteht aus Sinn und Kraft, und ihren Organen: Nerv und Muskel. —

Der Menſch muß nicht allein an ſtärkere Reize, ſondern auch an ſchnellere Abwechslungen gewöhnt werden. Dieſe beiden Geſichtspunkte gehören in die Kunſtlehre der Unſterblichkeit. —

Je manchfacher der Reiz, deſto ſchwächere Reizbarkeit für den einzelnen Reiz. Anwendung auf die Phyſik. Es ſoll aber einſt höchſte Manchfaltigkeit und die höchſte Energie vereinigt ſeyn. Anwendung auf die Phyſik. Der höchſte Reiz verlangt die geringſte Reizbarkeit, ſo wie die höchſte Reizbarkeit den geringſten Reiz verlangt. Jedes Individuum hat ſein beſtimmtes Maaß oder Geſundheits-Verhältniß, unter oder über dieſem Maaß ſind ſeine Krankheiten. Das wäre das vollkommen geſunde Individuum, deſſen Geſundheits-Sphäre auch die Sphäre der Kräfte mit inbegriffe, ſo wie dasjenige Volk am gebildetſten ſeyn würde, deſſen Proſa, Rede, Geſpräch die ganze Sphäre der Poeſie und des Geſanges mit einſchlöſſe, wo kein Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa wäre. —

Willkührliche Glieder ſind Sinne im ſtrengeren Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts, der Graderhöhung der Menſch-

heit. Bildung und Vermehrung der Seele ist das wichtigste und erste Unternehmen. Aeußere Reize haben wir schon in unsrer Hand, und mit ihnen die Reizbarkeit; es kommt nun vorzüglich auf Vermehrung und Bildung der Sensibilität, und zwar auf die Weise an, daß die Reizbarkeit und der äußere Reiz nicht dabei leiden und vernachläßigt werden, denn sonst webt man ein sehr zerreißbares Gewebe. Die Sinne im strengeren Sinn sind viel animirter, als die übrigen Organe; der übrige Körper soll ihnen nachfolgen, und sie sollen zugleich mehr animirt werden, und so ins Unendliche. Der übrige Körper soll auch immer willkührlicher werden, so wie sie es sind. Vielleicht entsteht aus der Disproportion der Sinne und des übrigen Körpers die Nothwendigkeit des Schlafs. Der Schlaf muß die Folgen der übermäßigen Reizung der Sinne für den übrigen Körper wieder gut machen. Der Schlaf ist nur den Planeten-Bewohnern eigen. Einst wird der Mensch beständig zugleich schlafen und wachen. Der größte Theil unsres Körpers, unsrer Menschheit selbst, schläft noch seinen Schlummer. —

Die Sinne sind an den Thieren, was Blätter und Blüthen an den Pflanzen sind. Die Blüthen sind Allegorien des Bewußtseyns, oder des Kopfs.

Eine höhere Fortpflanzung ist der Zweck dieser höheren Blüthe, eine höhere Erhaltung. Bei den Menschen ist das Organ der Unsterblichkeit, einer progressiven Fortpflanzung der Personalität. —

Unsere Sinne sind höhere Thiere. Aus ihnen entsteht ein noch höherer Animalismus. —

Nerven sind höhere Wurzeln der Sinne. — Das Ideal einer vollkommnen Gesundheit ist bloß wissenschaftlich interessant. Krankheit gehört zur Individualisirung. Es gilt hier, wie auch bei den menschlichen Gemüthern, gerade das, was in der bildenden Kunst von dem Doryphorus oder dem Canon gilt. —

Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Thieren und Pflanzen aus. Zum Leiden ist der Mensch geboren. Je hülfloser, desto empfänglicher für Moral und Religion. —

Vergänglichkeit, Gebrechlichkeit ist der Charakter der mit Geist verbundenen Natur. Es zeugt von der Thätigkeit und Universalität, von der erhabenen Personalität des Geistes. —

Alles ist von selbst ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit ist gerade ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit ist ein Zeichen (sit venia verbis) geistloser Wesen, die Vollendung ist die Synthesis von Ewigkeit und Zeitlichkeit. —

Es hat von jeher nur Eine Krankheit, mithin uch nur Eine Universal-Arznei gegeben. Mit der Sensibilität und ihren Organen, den Nerven, tritt Krankheit in die Natur. Es ist damit Freiheit, Willkühr n die Natur gebracht, und damit Sünde, Verstoß gegen den Willen der Natur, die Ursache alles Ue- els. Es gibt nur solche Muskelkrankheiten, die us Nervendespotismus entstehn. Der sittliche Nensch muß auch eine freie Natur haben, eine ent- gegenstrebende, eine zu erziehende, eine eigenthümliche Natur. —

Krankheiten, besonders langwierige, sind Lehr- ihre der Lebenskunst und der Gemüthsbildung. Man muß sie durch tägliche Bemerkungen zu be- utzen suchen. Ist denn nicht das Leben des gebil- ten Menschen eine beständige Aufforderung zum rnen? Der gebildete Mensch lebt durchaus für e Zukunft; sein Leben ist Kampf, seine Erhaltung d sein Zweck Wissenschaft und Kunst. — Je hr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, son- n in Jahren u. s. w. zu leben, desto edler rd man. Die hastige Unruhe, das kleinliche eiben des Geistes, geht in große, ruhige, einfache vielumfassende Thätigkeit über, und die herrliche uld findet sich ein. Immer triumphirender den Religion und Sittlichkeit, diese Grundvesten ers Daseyns. — Jede Bedrängniß der Natur

ist eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Liebe ist durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Christenthums. —

Auch die Inoculation des Todes wird in einer künftigen allgemeinen Therapie nicht fehlen; so wie manche Krankheiten unter den Erziehungs-Methoden stehen, und von den Pädagogen dazu die Heilkunde requirirt werden wird. —

Die Seele ist unter allen Giften das stärkste. Sie ist der durchdringlichste, diffusibelste Reiz; alle Seelenwirkungen sind daher bei Local-Uebeln und entzündlichen Krankheiten höchst schädlich. —

Jede Krankheit ist ein musikalisches Problem, die Heilung eine musikalische Auflösung. Je kürzer und dennoch vollständiger die Auflösung, desto größer das musikalische Talent des Arztes. —

Sollte man nicht Krankheiten durch Krankheiten kuriren können? —

Jedes spezifische Organ, z. B. Leber, Gallenblase, Nieren, Magen, Drüsen u. s. w. erhält zuvörderst sich selbst, bereitet sich selbst. Seine Absonderungen hangen von diesem eigenthümlichen Nahrungsprozesse ab. Jedes dieser Gefäße ist eine lebendige Concretion eines specifischen Grades der Mischung seiner Bestandtheile. —

Polypen, wildes Fleisch, Krebs, Brand sind

vollkommene Schmarotzerthiere, oder Thierpflanzen, sie wachsen, sie werden erzeugt, sie haben ihre Organisation, sie secerniren, sie essen. —

Je geistvoller, gebildeter ein Mensch ist, desto persönlicher sind seine Glieder, z. B. seine Augen, seine Hand, seine Finger u. s. w. —

Unsre Lippen haben oft viel Aehnlichkeit mit den beiden Irrlichtern in Goethe's Mährchen. Die Augen sind das höhere Geschwisterpaar der Lippen, sie schließen und öffnen eine heiligere Grotte, als der Mund ist; die Ohren sind die Schlange, die das begierig verschluckt, was die Irrlichter fallen lassen. Mund und Augen haben eine ähnliche Form. Die Wimper sind die Lippen, der Apfel die Zunge und der Gaumen, und der Stern die Kehle. Die Nase ist die Stirne des Mundes, und die Stirn die Nase der Augen. Jedes Auge hat sein Kinn am Wangenknochen. —

Es giebt nur Einen Tempel in der Welt, und das ist der menschliche Körper. Nichts ist heiliger als diese hohe Gestalt. Das Bücken vor Menschen ist eine Huldigung dieser Offenbarung im Fleisch. — Man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib betastet. —

Der Mensch ist eine Sonne, seine Sinne sind die Planeten. —

Der Menſch hat immer ſymboliſche Philoſophie ſeines Weſens in ſeinen Werken und in ſeinem Thun und Laſſen ausgedrückt. Er verkündigt ſich und ſein Evangelium der Natur, er iſt der Meſſias der Natur. —

II.

Aesthetik und Literatur.

Die Hand wird beim Maler Sitz eines Instincts, so auch beim Musiker, der Fuß beim Tänzer, das Gesicht beim Schauspieler u. s. w. —

Wie der Maler mit ganz andern Augen, als der gemeine Mensch, die sichtbaren Gegenstände sieht, so erfährt auch der Dichter die Begebenheiten der äußern und innern Welt auf eine sehr verschiedene Weise vom gewöhnlichen Menschen. Nirgends aber ist es auffallender, daß es nur der Geist ist, der die Gegenstände, die Veränderungen des Stoffes poetisirt, und daß das Schöne, der Gegenstand der Kunst, uns nicht gegeben wird, oder in den Erscheinungen schon fertig liegt, als in der Musik. Alle Töne, welche die Natur hervorbringt, sind rauh und geistlos, nur der musikalischen Seele dünkt oft das Rauschen des Waldes, das Pfeifen des Windes, der Gesang der Nachtigall, das Plät-

ſchern des Bachs melodiſch und bedeutſam. Der Muſiker nimmt das Weſen ſeiner Kunſt aus ſich, auch nicht der leiſeſte Verdacht von Nachahmung kann ihn treffen. Dem Maler ſcheint die ſichtbare Natur überall vorzuarbeiten, durchaus ſein unerreichbares Muſter zu ſeyn; eigentlich iſt aber die Kunſt des Malers ſo unabhängig, ſo ganz a priori entſtanden wie die Kunſt des Muſikers Der Maler bedient ſich nur einer unendlich ſchwerern Zeichenſprache, als der Muſiker; der Maler malt eigentlich mit dem Auge; ſeine Kunſt iſt die Kunſt regelmäßig und ſchön zu ſehen. Sehen iſt hier ganz activ, durchaus bildende Thätigkeit. Sein Bild iſt nur ſeine Chiffer, ſein Ausdruck, ſein Werkzeug der Reproduktion. Man vergleiche mit dieſer künſtlichen Chiffer die Note. Die mannigfaltige Bewegung der Finger, der Füße und des Mundes dürfte der Muſiker noch eher dem Bilde des Malers entgegen ſtellen. Der Muſiker hört eigentlich auch activ, er hört heraus. Freilich iſt dieſer umgekehrte Gebrauch der Sinne den Meiſten ein Geheimniß, aber jeder Künſtler wird es ſich mehr oder minder deutlich bewußt ſeyn. Faſt jeder Menſch iſt in geringem Grade ſchon Künſtler, er ſieht in der That heraus und nicht herein, er fühlt heraus und nicht herein. Der Hauptunterſchied iſt

der: der Künstler hat den Keim des selbstbildenden Lebens in seinen Organen belebt, die Reizbarkeit derselben für den Geist erhöht, und ist mithin im Stande, Ideen nach Belieben, ohne äußere Sollicitation durch sie heraus zu strömen, sie als Werkzeuge zu beliebigen Modificationen der wirklichen Welt zu gebrauchen, dagegen sie beim Nicht-Künstler nur durch Hinzutritt einer äußern Sollicitation ansprechen, und der Geist, wie die träge Materie, unter den Grundgesetzen der Mechanik (daß alle Veränderungen eine äußere Ursache voraussetzen, und Wirkung und Gegenwirkung einander jederzeit gleich seyn müssen) zu stehen, oder sich diesem Zwange zu unterwerfen scheint. Tröstlich ist es wenigstens zu wissen, daß dieses mechanische Verhalten dem Geiste unnatürlich, und, wie alle geistige Unnatur, zeitlich sey. —

Sollten die Geberden wirklich grammatisch, symbolisch, oder ausdrucksvoll seyn? Ich glaube nicht, daß sie es seyn sollen, aber sie würden es seyn, wenn sie natürlich im idealischen Sinne, Produkte der idealischen Association der innern und äußern Gliedmaßen wären. Sie gehören zum Ressort der Tanzkunst. —

Jedes Kunstwerk hat ein Ideal a priori, eine Nothwendigkeit bei sich, da zu seyn. —

Man sollte plastische Kunstwerke nie ohne Musik sehen, musikalische Kunstwerke hingegen nur in schön decorirten Sälen hören. —

Die Sculptur und die Musik stehen sich, als entgegengesetzte Härten, gegenüber. Die Malerei macht schon den Uebergang. Die Sculptur ist das gebildete Starre. Die Musik das gebildete Flüssige. —

Es giebt besondere Arten von Seele und Geistern, welche Bäume, Landschaften, Steine, Gemälde bewohnen. Eine Landschaft muß man als Dryade oder Oreade ansehn. Eine Landschaft soll man fühlen, wie einen Körper. Jede Landschaft ist ein idealischer Körper für eine besondere Art des Geistes. —

Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling so begeistern, es ist der stille weissagende Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daseyns so mannigfaltiger Naturen, die Ahnung höherer ewiger Blüthen und Früchte und die dunkle Sympathie mit der gesellig sich entfaltenden Welt. —

Jede künstliche Gestalt, jeder erfundene Charakter hat mehr oder weniger Leben, und Ansprüche und Hoffnungen des Lebens. Die Galerien sind

Schlafkammern der zukünftigen Welt. Der Historiker, der Philosoph und der Künstler der künftigen Welt ist hier einheimisch; er bildet sich hier und lebt für diese Welt. Wer unglücklich in der jetzigen Welt ist, wer nicht findet was er sucht, der gehe in die Bücher- und Künstlerwelt, in die Natur, diese ewige Antike und Moderne zugleich, und lebe in dieser Ecclesia pressa der bessern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiß. Sie schlummern, aber weissagenden, vielbedeutenden Schlummer. Einst kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der bessern Welt, wie Pygmalion, seine um sich geschaffene und versammelte Welt mit der Glorie einer höhern Morgenröthe erwachen, und seine lange Treue und Liebe erwiedern sieht. — —

Jungfrau ist ein ewiges, weibliches Kind. Ein Mädchen, die nicht mehr wahrhaft Kind ist, ist nicht mehr Jungfrau. (Nicht alle Kinder sind Kinder.) —

Jeder geliebte Gegenstand ist der Mittelpunkt eines Paradieses. —

Die Betrachtung der Welt fängt im unendlichen, absoluten Discant, im Mittelpunkt an, und steigt die Scale herunter; die Betrachtung unsrer selbst fängt mit dem unendlichen, absoluten Baß an, der

Peripherie, und steigt die Scala aufwärts. Absolute Vereinigung des Basses und Discants, das ist die Systole und Diastole des göttlichen Lebens. —

Die Natur ist eine Aeolsharfe, ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tasten höherer Saiten in uns sind. —

Unsre Seele muß Luft seyn, weil sie von Musik weiß, und daran Gefallen hat. Ton ist Luftsubstanz, Luftseele, die fortpflanzende Luftbewegung ist eine Affection der Luft durch den Ton. Im Ohre entsteht der Ton von neuem. —

Jedes Instrument ist ein eigenthümlich im großen consonirtes Tonsystem. Moll-Instrumente, Dur-Instrumente, jedes hat seinen eigenen Grund-Vokal. Die menschliche Stimme ist gleichsam das Prinzip und Ideal der Instrumental-Musik. Klingt überhaupt eigentlich der Körper oder die Luft? Ist nicht das elastische Fluidum der Vocal, und der Körper der Consonant? die Luft die Sonne, und die Körper die Planeten? jenes die erste Stimme, diese die zweite? — — Alle Methode ist Rhythmus: hat man den Rhythmus in der Gewalt, so hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Mensch hat seinen individuellen Rhythmus. Die Algebra ist die Poesie. Rhythmischer Sinn und Genie. —

Die Musik redet eine allgemeine Sprache, durch

welche der Geist frei, unbestimmt angeregt wird; dieß thut ihm so wohl, so bekannt und vaterländisch, er ist auf diese kurzen Augenblicke in seiner Heimath. Alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt sich in ihm, Hoffnung und Sehnsucht. Unsre Sprache war zu Anfang viel musikalischer, sie hat sich nur nach und nach so prosairt, so entönt; sie ist jetzt mehr Schall geworden, Laut, wenn man dieses schöne Wort so erniedrigen will; sie muß wieder Gesang werden. Die Consonanten verwandeln den Ton in Schall. —

Unsere Sprache ist entweder mechanisch, atomistisch, oder dynamisch. Die ächt poetische Sprache soll aber organisch, lebendig seyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehrere Ideen mit Einem Schlage zu treffen! —

Die Consonanten sind die Fingersetzungen, und ihre Folge und Abwechselung gehört zur Applicatur; die Vokale sind die tönenden Saiten oder Luftstäbe; die Lunge ist der bewegte Bogen. Die mehreren Saiten auf einem Instrumente sind nur zur Bequemlichkeit, es sind nur Abbreviaturen. —

Die Dialecte und Pronunciationen werden durch Consonanten und Vocale im Großen gebildet. Lippensprache, Gaumen, Kehle, Zunge, Zähne, Nase u. s. w. Manche Sprache wird aus dem e, o, a, i

gesprochen. So hat jeder Mensch seinen Hauptvokal. Es ist damit wie in der Musik; jedes musikalische Stück hat seinen Grundton, auch sein Thema. —

Nicht jedes Wort ist ein vollkommenes Wort; die Worte sind theils Vokale, theils Consonanten, geltende und mitgeltende Worte. —

Was man nicht direkt zerlegen kann, muß man indirekt oder idealisch zerlegen, d. h. zur Sprache zu bringen suchen; dann zerlegt man die Erscheinung, den Ausdruck, und findet die Bestandtheile und ihr Verhältniß. —

Die Seele strebt bei jedem Begriffe nach einem genetischintuitiven Worte, daher ihr Etymologisiren. Sie versteht einen Begriff, wenn sie ihn fertig machen, und auf alle Weise behandeln, wenn sie ihn zu Geist und zu Materie machen kann. Das Universalisiren oder Philosophistisiren eines specifischen Begriffs oder Bildes ist nichts als ein Aetherisiren, Verluftigen, Vergeistigen eines Specificums oder Individuums. Es giebt auch einen entgegengesetzten Prozeß. —

Sprache in der zweiten Potenz, z. B. Fabel, ist Ausdruck eines ganzen Gedankens, und gehört in die Hieroglophistik der zweiten Potenz, in die Ton- und Schriftbildersprache. Sie hat poetische

Verdienste und ist nicht rhetorisch, subaltern, wenn sie ein vollkommener Ausdruck, wenn sie euphonisch, richtig und präcis ist, wenn sie gleichsam ein Ausdruck, mit um des Ausdrucks willen ist, wenn sie wenigstens nicht als Mittel erscheint, sondern an sich selbst eine vollkommene Production des höheren Sprachvermögens ist. — — Dient ein Organ einem andern, so ist es, so zu sagen, seine Zunge, seine Kehle, sein Mund. Das Werkzeug, das dem Geiste am willigsten dient, am leichtesten mannigfaltiger Modificationen fähig ist, wird vorzüglich sein Sprachwerkzeug: daher Mund- und Fingersprache. —

Der Ton scheint nichts als eine gebrochene Bewegung zu seyn, in dem Sinn, wie die Farbe gebrochenes Licht ist. —

Stimmungen, unbestimmte Empfindungen, nicht bestimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich. Man wird sich wohl befinden, wenn man keinen besondern Trieb, keine bestimmte Gedanken- und Empfindungsreihe in sich bemerkt. Dieser Zustand ist wie das Licht, ebenfalls heller oder dunkler: specifische Gedanken und Empfindungen sind seine Consonanten; man nennt es Bewußtseyn. Vom vollkommensten Bewußtseyn läßt sich sagen, daß es sich alles und nichts bewußt ist: es ist Gesang,

bloße Modulation der Stimmungen, wie dieser der Vocale oder Töne. Die innere Selbstsprache kann dunkel, schwer und barbarisch, und Griechisch und Italiänisch seyn, sie ist desto vollkommener, je mehr sie sich dem Gesange nähert. Der Ausdruck: er versteht sich selbst nicht, erscheint hier in einem neuen Lichte. Die Sprache des Bewußtseyns kann gebildet, und ihr Ausdruck vollkommen gemacht werden, so daß eine Fertigkeit entsteht, sich mit sich selbst zu besprechen. Unser Denken ist also eine Zweisprache, unser Empfinden Sympathie. —

Was ist der Mensch? Ein vollkommner Trope des Geistes. Alle ächte Mittheilung ist also bildsam, und sind also nicht Liebkosungen ächte Mittheilungen? —

Alle Menschen sind Variationen Eines vollständigen Individuums, d. h. Einer Ehe. Ein Variationen-Accord ist eine Familie, wozu jede innig verbundene Gesellschaft zu rechnen ist. —

Ein Lichtstrahl bricht sich noch in etwas ganz anders als Farben. Wenigstens ist der Lichtstrahl einer Beseelung fähig, wo sich dann die Seele in Seelenfarben bricht. Wem fällt nicht der Blick der Geliebten ein? —

Alle geistige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberstabs. Alles kann zum Zauberwerkzeug

werden. Wem aber die Wirkungen einer solchen Berührung so fabelhaft, wem die Wirkungen eines Zauberspruchs so wunderbar vorkommen, der erinnere sich doch an die erste Berührung der Hand seiner Geliebten, an ihren ersten bedeutenden Blick, wo der Zauberstab der abgebrochene Lichtstrahl ist, an den ersten Kuß, an das erste Wort der Liebe, und frage sich, ob der Bann und Zauber dieser Momente nicht auch fabelhaft und wundersam, unauflöslich und ewig ist. —

Das Augenspiel gestattet einen äußerst mannigfaltigen Ausdruck, die übrigen Gesichtsgeberden oder Sinnen sind nur die Consonanten zu den Augenvocalen. Physiognomie ist also die Geberdensprache des Gesichts. Er hat viel Physiognomie, heißt: sein Gesicht ist ein treffendes, fertiges und idealisirendes Sprachorgan. Die Frauen haben vorzüglich eine idealisirende Physiognomie; sie vermögen die Empfindungen nicht bloß wahr, sondern auch reizend und schön, idealisch auszudrücken. Durch langen Umgang lernt man die Gesichtssprache verstehn. Die vollkommenste Physiognomie muß allgemein und absolut verständlich seyn. Man könnte die Augen ein Lichtclavier nennen. Das Auge drückt sich auf eine ähnliche Weise, wie die Kehle, durch höhere und tiefere Töne (die Vocale), durch

ſchwächere und ſtärkere Leuchtungen aus. Sollten die Farben nicht die Lichtconſonanten ſeyn? — —

Bücher ſind eine moderne Gattung hiſtoriſcher Weſen, aber eine höchſt bedeutende. Sie ſind vielleicht an die Stelle der Traditionen getreten. —

Die ſtrenge Methode iſt bloß Studium, und ſollte nicht gedruckt werden; man ſollte nur im freien ungebundenen Styl für das Publikum ſchreiben, und nur die ſtrenge Demonſtration, die ſyſtematiſche Ausarbeitung dabei liegen haben. —

Es wird eine ſchöne Zeit ſeyn, wenn man nichts mehr leſen wird, als die ſchöne Compoſition, als die litterariſchen Kunſtwerke. Alle andere Bücher ſind Mittel, und werden vergeſſen, wenn ſie keine tauglichen Mittel mehr ſind, und dieß können die Bücher nicht lange bleiben. —

Der wahre Leſer muß der erweiterte Autor ſeyn; er iſt die höhere Inſtanz, welche die Sache von der niedern Inſtanz ſchon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelſt deſſen der Autor die Materialien ſeiner Schrift geſchieden hat, ſcheidet beim Leſen wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leſer nach ſeiner Idee das Buch bearbeiten würde, ſo würde ein zweiter Leſer noch mehr läutern, und ſo wird dadurch, daß die bearbeitete Maſſe immer wieder in friſchthätige Ge-

fäße kömmt, die Maſſe endlich weſentlicher Beſtandtheil, Glied des wirkſamen Geiſtes. — Durch unpartheiiſches Wiederleſen ſeines Buchs kann der Autor es ſelbſt läutern. Bei Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe ſo ſelten iſt, völlig in eine fremde Idee hineinzugehn, oft ſelbſt beim Autor. Es iſt kein Merkmal größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks iſt die größere Schärfe des Sinns ganz natürlich. —

So ſonderbar, als es manchem ſcheinen möchte, ſo iſt doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Styls iſt, welche zur Lectüre uns hinzieht, und uns an dieſes oder jenes Buch feſſelt. Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind ein mächtiger Beweis dieſer Magie des Vortrags, dieſer eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer dieſe Anmuth des Sprechens beſitzt, kann uns das Unbedeutendſte erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; dieſe geiſtige Einheit iſt die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns daſſelbe perſönlich und wirkſam vorkommt. —

Goethe iſt ganz praktiſcher Dichter. Er iſt in

seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist: höchst einfach: nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das gethan, was Wedgewood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edeln Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus

ist der Geist des Buchs. Die Oekonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilem Stoff einen poetischen Effect erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotharios Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakspeares machte eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrig bleibende. —

Klopstocks Werke scheinen größtentheils freie Uebersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters, durch einen sehr talentvollen aber unpoetischen Philologen zu seyn. —

Wenn man von der Absichtlichkeit und Künstlichkeit der Shakspeareschen Werke spricht, so muß man nicht vergessen, daß die Kunst zur Natur gehört, und gleichsam die sich selbst beschauende, sich selbst nachahmende, sich selbst bildende Natur ist. Die Kunst einer gut entwickelten Natur ist freilich von der Künstelei des Verstandes, des bloß raisonnirenden Geistes sehr unterschieden. Shakspeare war kein Calculator, kein Gelehrter, er war eine mächtige buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke, wie Erzeugnisse der Natur, das Gepräge des denkenden Geistes tragen, und in denen auch der letzte scharfsinnige Beobachter noch neue Uebereinstimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit spätern Ideen, Verwandtschaften mit den höheren Kräften und Sinnen der Menschheit finden wird. Sie sind sinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerschöpflich, wie die Erzeugnisse der Natur, und es dürfte nichts unpassenderes von ihnen gesagt werden können, als daß sie Kunstwerke in jener eingeschränkten, mechanischen Bedeutung des Worts seyen. —

In Shakspeares historischen Stücken ist durchgehends Kampf der Poesie mit der Unpoesie. Das Gemeine erscheint witzig und ausgelassen, wenn das Große steif und traurig erscheint. Das nie-

drige Leben wird durchgehends dem höheren entgegen gestellt, oft tragisch, oft parodisch, oft des Contrastes wegen. Geschichte, was dem Dichter Geschichte heißt, wird in diesen Stücken dargestellt; Geschichte in Gespräch aufgelöst: gerade das Gegentheil der wahren Geschichte, und doch Geschichte, wie sie seyn soll, weissagend und synchronistisch. Alles Dramatische gleicht einer Romanze; es ist klar, einfach, seltsam, ein ächt poetisches Spiel, ohne eigentliche Zwecke. —

In einer wahren Rede spielt der Redner alle Rollen, um zu überraschen, um den Gegenstand von einer neuen Seite zu betrachten, um den Zuhörer plötzlich zu illudiren, oder auch zu überzeugen. Eine Rede ist ein äußerst lebhaftes, geistreiches und abwechselndes Tableau der innern Betrachtung eines Gegenstandes. Bald frägt der Redner, bald antwortet er; dann spricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann scheint er den Gegenstand zu vergessen, um plötzlich zu ihm zurück zu kommen; dann stellt er sich überzeugt, um desto hinterlistiger zu schaden, dann einfältig, gerührt, muthig; er wendet sich zu seinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beschloßen wäre; bald spricht er mit Bauern, bald mit diesem, bald mit jenem, selbst mit leblosen Gegenständen. Kurz, eine Rede ist

ein monologes Drama. Nur der offne, gerade Redner verdient diesen Namen, der schwülstige ist keiner. Die ächte Rede ist im Styl des hohen Lustspiels, nur einzeln mit großer Poesie verwebt, sonst recht klare, einfache Prosa des gemeinen Lebens. —

An schlechten und mittelmäßigen Schriftstellern ließe sich noch mancher schöne Kranz verdienen, man hat bisher fast lauter Schlechtes und Mittelmäßiges über dieselben, und doch würde eine Philosophie des Schlechten, Mittelmäßigen und Gemeinen von der höchsten Wichtigkeit seyn. —

Formeln für Kunstindividuen finden, durch die sie im eigentlichen Sinn erst verstanden werden, macht das Geschäft eines artistischen Kritikers aus, dessen Arbeiten die Geschichte der Kunst vorbereiten. —

Jedes Buch, das der Mensch mit oder ohne Absicht als solcher geschrieben hat, was also nicht sowohl Buch, als geschriebene Gedanken und Charakteräußerung ist, kann so mannigfaltig beurtheilt werden, als der Mensch ist. Hier ist kein Künstler, sondern der ächte Menschenkenner competent; es gehört nicht für ein artistisches, sondern für ein anthropologisches Forum. So einseitig und unbillig, so arbiträr und inhuman Menschen beurtheilt werden, ebenso auch diese Art Schriften. Es giebt so wenig reifen Sinn

für universelle Humanität, daß man sich auch über die Kritiker dieser Schriften nicht wundern darf. Gerade das Beste wird am leichtesten übersehn; auch hier findet der Kenner, für den der Mensch erst eigentlich vorhanden ist, unter dessen Augen er wird, unzählbare Nuancen, Harmonien und Gelungenheiten, nur er weiß sie zu würdigen, und bewundert vielleicht in einer sehr mittelmäßig, oder gar schlecht scheinenden Schrift eine seltene Combination und Ausbildung menschlicher Anlagen, die herrliche Naturkunst eines Geistes, der sich ihm in einer barbarischen Form offenbart, weil er nur das Talent des schriftlichen Ausdrucks nicht besaß, oder vernachläßigte. —

Nur dann zeige ich, daß ich einen Schriftsteller verstanden habe, wenn ich in seinem Geiste handeln kann, wenn ich ihn, ohne seine Individualität zu schmälern, übersetzen und mannigfach verändern kann.

Eine Uebersetzung ist entweder grammatisch, oder mythisch. Mythische Uebersetzungen sind Uebersetzungen im höchsten Styl. Sie stellen den reinen vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal desselben. Noch existirt, wie ich glaube, kein ganzes Muster derselben. Im Geist

mancher Kritiken und Beschreibungen von Kunstwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem sich poetischer Geist und philosophischer Geist in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die griechische Mythologie ist zum Theil eine solche Uebersetzung einer Nationalreligion. Auch die moderne Madonna ist ein solcher Mythus.

Grammatische Uebersetzungen sind die Uebersetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern sehr viel Gelehrsamkeit, aber nur discursive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Uebersetzungen gehört, wenn sie ächt seyn sollen, der höchste poetische Geist. Sie fallen leicht ins Travestiren, wie Bürger's Homer in Jamben, Pope's Homer, die französischen Uebersetzungen insgesammt. Der wahre Uebersetzer dieser Art muß in der That der Künstler selbst seyn, und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können. Er muß der Dichter des Dichters seyn, und ihn also nach seiner und des Dichters eigener Idee zugleich reden lassen können. In einem ähnlichen Verhältnisse steht der Genius der Menschheit mit jedem einzelnen Menschen. —

Nicht bloß Bücher, alles kann auf diese drei Arten übersetzt werden. —

Journale sind eigentlich schon gemeinschaftliche Bücher; das Schreiben in Gemeinschaft ist ein interessantes Symptom, das noch eine große Ausbildung der Schriftstellerei ahnen läßt. Man wird vielleicht einmal in Masse schreiben, denken und handeln; ganze Gemeinden, selbst Nationen werden Ein Werk unternehmen.

Die Bücherwelt ist in der That nur die Carikatur der wirklichen Welt. Beide entspringen aus derselben Quelle. Jene aber erscheint in einem freien beweglichen Medio. Daher sind dort alle Farben greller, weniger Mittellinien, die Bewegungen lebhafter, die Umrisse daher frappanter, der Ausdruck hyperbolisch. Jene erscheint nur fragmentarisch, diese ganz. Daher ist jene poetischer, geistvoller, interessanter, malerischer, aber auch unwahrer, unphilosophischer, unsittlicher. Die meisten Menschen, die meisten Gelehrten mitgerechnet, haben auch nur eine Buchansicht, eine fragmentarische Ansicht der wirklichen Welt, und dann leidet diese unter den nämlichen Gebrechen, genießt aber auch die nämlichen Vortheile als die Bücherwelt. Viele Bücher sind auch nichts als Darstellungen solcher einzelnen fragmentarischen Ansichten der wirklichen Welt. —

Die meisten Schriftsteller sind zugleich ihre Le-

ſer, indem ſie ſchreiben, und daher entſtehen in ihren Werken ſo viele Spuren des Leſers, ſo viele kritiſche Rückſichten, ſo manches, was dem Leſer zukömmt, und nicht dem Schriftſteller: Gedankenſtriche, großgedruckte Worte, herausgehobene Stellen, alles dieß gehört in das Gebiet des Leſers. Der Leſer ſetzt den Accent willkührlich; er macht eigentlich aus einem Buche, was er will. Es giebt kein allgemein geltendes Leſen, im gewöhnlichen Sinn. Leſen iſt eine freie Operation; wie ich, und was ich leſen ſoll, kann mir keiner vorſchreiben. —

Die meiſten wiſſen ſelbſt nicht, wie intereſſant ſie wirklich ſind, was ſie wirklich für intereſſante Dinge ſagen. Eine ächte Darſtellung ihrer ſelbſt, eine Aufzeichnung und Beurtheilung ihrer Reden würde ſie über ſich ſelbſt in Erſtaunen ſetzen, und ihnen in ſich ſelbſt eine durchaus neue Welt entdecken helfen. —

Ein Autodidaktos hat, bei allen Lücken und Unvollkommenheiten ſeines Wiſſens, die aus der Art ſeines Studiums nothwendig entſtehen, dennoch den großen Vortheil, daß jede neue Idee, die er ſich zu eigen macht, ſogleich in die Gemeinſchaft ſeiner Kenntniſſe und Ideen tritt, und ſich mit dem Ganzen aufs innigſte vermiſcht, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannigfaltigen neuen Entdeckungen giebt. —

Die Schriftsteller sind so einseitig, wie alle Künstler Einer Art, und nur noch hartnäckiger. Unter den Schriftstellern von Profession giebt es gerade wenig liberale Menschen, besonders, wenn sie gar keine andre Subsistenz, als ihre Schriftstellerei haben. —

Alles, was ein Gelehrter thut, sagt, spricht, leidet, hört, u. s. w., muß ein artistisches, technisches, wissenschaftliches Product, oder eine solche Operation seyn. Er spricht in Epigrammen; er agirt in einem Schauspiele; er ist Dialogist; er trägt Abhandlungen und Wissenschaften vor; er erzählt Anekdoten, Geschichte, Märchen, Romane; er empfindet poetisch; wenn er zeichnet, so zeichnet er als Künstler, so als Musiker; sein Leben ist ein Roman, so sieht und hört er auch Alles, so liest er. — Kurz, der ächte Gelehrte ist der vollständig gebildete Mensch, der Allem, was er berührt und thut, eine wissenschaftliche, idealische Form giebt. —

Eine Idee ist desto gediegener, individueller und reizender, je mannigfaltigere Gedanken, Welten und Stimmungen sich in ihr kreuzen, berühren. Wenn ein Werk mehr Veranlassungen, mehr Bedeutungen, mehrfaches Interesse, mehr Seiten, überhaupt mehr Arten, verstanden und geliebt, zu werden hat, so ist es gewiß höchst interessant: ein

ächter Ausfluß der Persönlichkeit. Wie sich die höchsten und gemeinsten Menschen, die höchst- und gemeinverständlichsten gewissermaßen gleichen, so auch mit den Büchern. Vielleicht gleicht das höchste Buch einem Abc-Buch. Ueberhaupt ist es mit den Büchern und mit Allem, so wie mit dem Menschen. Der Mensch ist eine Analogien-Quelle für das Weltall. —

In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnißvoller Pulsschlag, und bezeichnet die Brührungsstelle mit der unsichtbaren Welt, ein Lebendigwerden. —

Das Interessante ist, was mich, nicht um mein selbst willen, sondern nur als Mittel, als Glied, in Bewegung setzt. Das Classische stört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich selbst. Es ist nicht für mich da, als classisch, wenn ich es nicht setze, als ein solches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht selbst zur Hervorbringung desselben für mich bestimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir selbst losrisse, und diesen Keim sich auf eine eigenthümliche Weise vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwickelung, die oft nur eines Moments bedarf, und mit der sinnlichen Wahrnehmung des Objects zusammenfällt, so daß ich ein Object vor mir sehe, in wel-

chem das gemeine Object und das Ideal, wechselseitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden. —

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Besinnung gebrachte Eigenschaft, Handlungsweise unsers Geistes ist im eigentlichsten Sinne eine neu entdeckte Welt. —

Humor ist eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche ist das Pikante daran. Humor ist das Resultat einer freien Vermischung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein interessant, und erhält objectiven Werth. Wo Phantasie und Urtheilskraft sich berühren, entsteht Witz; wo sich Vernunft und Willkühr paaren: Humor. Persiflage gehört zum Humor, ist aber um einen Grad geringer, sie ist nicht mehr rein artistisch, und viel beschränkter. In heitern Seelen giebt es keinen Witz. Witz zeigt ein gestörtes Gleichgewicht an, er ist die Folge der Störung und zugleich das Mittel der Herstellung. Den stärksten Witz hat die Leidenschaft. Es giebt eine Art des geselligen Witzes, die nur magisches Farbenspiel in höheren Sphären ist. Der Zustand der Auflösung aller Verhältnisse, die Verzweiflung oder das geistige Sterben ist am fürchterlichsten witzig. —

Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungesittete wird durch Witz allein gesellschaftsfähig; es ist gleichsam nur um des Witzes willen. —

Witz, als Prinzip der Verwandtschaften, ist zugleich das menstruum universale. Witzige Vermischungen sind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberei und Edelmuth, Tugend und Hetärie, Ueberfluß und Mangel an Urtheilskraft in der Naivetät, und so fort ins Unendliche. —

Der Mensch erscheint am würdigsten, wenn sein erster Eindruck der Eindruck eines absolut witzigen Einfalls ist: nemlich Geist und bestimmtes Individuum zugleich zu seyn. Einen jeden vorzüglichen Menschen muß gleichsam ein Geist zu durchschweben scheinen, der die sichtbare Erscheinung idealisch parodirt. Bei manchen Menschen ist es, als ob dieser Geist der sichtbaren Erscheinung ein Gesicht schnitte. —

Von einem liebenswerthen Gegenstande können wir nicht genug hören, nicht genug sprechen. Wir freuen uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht Gegenstand aller Gegenstände wird. — —

Lehrjahre sind für den poetischen, akademische Jahre für den philosophischen Jünger. Akademie sollte ein durchaus philosophisches Institut seyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung

und zweckmäßigen Uebung der Denkkraft organisirt. Lehrjahre im vorzüglichen Sinn sind die Lehrjahre der Kunst zu leben. Durch planmäßig geordnete Versuche lernt man ihre Grundsätze kennen und erhält die Fertigkeit, nach ihnen beliebig zu verfahren. —

Ein ächter Klubb ist eine Mischung von Institut und Gesellschaft. Er hat einen Zweck, wie das Institut; aber keinen bestimmten, sondern einen unbestimmten, freien: Humanität überhaupt. Aller Zweck ist ernsthaft; die Gesellschaft ist durchaus fröhlich. —

Die Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung sind nichts, als Mittel der Belebung. Dieß bestimmt ihre Wahl, ihren Wechsel, ihre Behandlung. Die Gesellschaft ist nichts, als gemeinschaftliches Leben: eine untheilbare, denkende und fühlende Person. Jeder Mensch ist eine kleine Gesellschaft. —

Gesellschaftstrieb ist Organisationstrieb. Durch diese geistige Assimilation entsteht oft aus gemeinen Bestandtheilen eine gute Gesellschaft um einen geistvollen Menschen her. —

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher ist der am meisten gebildete irdische Mensch dem Kinde so ähnlich. —

Das Intereſſante iſt die Materie, die ſich um die Schönheit bewegt. Wo Geiſt und Schönheit iſt, häuft ſich in concentriſchen Schwingungen das Beſte aller Naturen. —

Je verworrener ein Menſch iſt (man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe), deſto mehr kann durch fleißiges Selbſtſtudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müſſen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädiſten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hinderniſſen zu kämpfen, ſie dringen nur langſam ein, ſie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber ſind ſie auch Herren und Meiſter auf immer. Der Geordnete kommt geſchwind hinein, aber auch geſchwind heraus. Er erreicht bald die zweite Stufe, aber da bleibt er auch gewöhnlich ſtehen. Ihm werden die letzten Schritte beſchwerlich, und ſelten kann er es über ſich gewinnen, bei einem gewiſſen Grade von Meiſterſchaft ſich wieder in den Zuſtand eines Anfängers zu verſetzen. Verworrenheit deutet auf Ueberfluß an Kraft und Vermögen, bei mangelhaften Verhältniſſen; Beſtimmtheit auf richtige Verhältniſſe, aber ſparſames Vermögen und Kraft. Daher iſt das Verworrene ſo progreſſiv, ſo perfectibel; dahingegen der Ordentliche ſo früh als Philiſter aufhört. Ordnung und

Bestimmtheit allein ist nicht Deutlichkeit. Durch Selbstbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmlischen Durchsichtigkeit, zu jener Selbsterleuchtung, die der Geordnete so selten erreicht. Das wahre Genie verbindet diese Extreme. Es theilt die Geschwindigkeit mit dem letzen, und die Fülle mit dem ersten. —

Je unwissender man von Natur ist, desto mehr Capacität für das Wissen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern und lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieses deutlich beim Eintritt in eine Wissenschaft. Daher verliert man durch zu vieles Studiren an Capacität. Es ist eine der ersten Unwissenheit entgegengesetzte Unwissenheit. Jene ist Unwissenheit aus Mangel, diese aus Ueberfluß der Erkenntnisse. Letztere pflegt die Symptome des Skepticismus zu haben. Es ist aber ein unächter Skepticismus, aus indirecter Schwäche unsers Erkentnißvermögens. Man ist nicht im Stande, die Masse zu durchdringen und sie in bestimmter Gestalt vollkommen zu beleben: die plastische Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfindungsgeist junger Köpfe und Schwärmer, so wie der glückliche Griff des geistvollen Anfängers oder Laien leicht erklärbar. —

Sollte nicht die Distanz einer besondern Wissenschaft von der allgemeinen, und so der Rang

der Wissenschaften unter einander, nach der Zahl ihrer Grundsätze zu rechnen seyn? Je weniger Grundsätze, desto höher die Wissenschaft. —

Innigste Gemeinschaft aller Kenntnisse, scientifische Republik, ist der hohe Zweck der Gelehrten. —

Wer sucht, wird zweifeln! Das Genie sagt aber so dreist und sicher, was es in sich vorgehen sieht, weil es nicht in seiner Darstellung, die Darstellung also auch nicht in ihm befangen ist, sondern seine Betrachtung und das Betrachtete frei zusammen stimmen, zu Einem Werke frei sich zu vereinigen scheinen. —

Ein Genie muß durch genialische Berührungen der manchfaltigsten Art versucht, erregt und gebildet werden, daher jeder Mensch, in Ermangelung lebendiger Genies, durch genialische Producte. (Jedes Product eines Genies ist selbst Genie). —

Die Rechtslehre entspricht der Physiologie, die Moral der Psychologie. Die Vernunftgesetze der Rechts- und Sittenlehre in Naturgesetze verwandelt, geben die Grundsätze der Physiologie und Psychologie. —

Jede specifische Incitation verräth einen specifischen Sinn. Je neuer sie ist, desto plumper, aber desto stärker: je bestimmter, je ausgebildeter, manchfaltiger sie wird, desto schwächer. So erregte der

erste Gedanke an Gott eine gewaltsame Emotion im ganzen Individuum; so die erste Idee von Philosophie, von Menschheit, Weltall u. s. w. —

Man versteht das Künstliche gewöhnlich besser, als das Natürliche. Es gehört mehr Geist zum Einfachen, als zum Complicirten, aber weniger Talent. —

Eine Wissenschaft gewinnt durch Fressen, durch Assimiliren anderer Wissenschaften u. s. w. So die Mathematik, z. B. durch den gefressenen Begriff des Unendlichen. —

Methaphysik und Astronomie sind Eine Wissenschaft. Die Sonne ist in der Astronomie, was Gott in der Metaphysik ist; Freiheit und Unsterblichkeit sind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit werden einst die Basen der geistigen Physik eben so werden, wie Sonne, und Wärme die der irdischen Physik. —

Jede Wissenschaft hat ihren Gott, der zugleich ihr Ziel ist. So lebt eigentlich die Mechanik vom perpetuo mobili, und sucht zu gleicher Zeit als ihr höchstes Problem ein perpetuum mobile zu construiren; so die Chemie mit dem menstruo universali, und dem geistigen Stoffe, oder dem Stein der Weisen; die Philosophie sucht ein erstes und ein einziges Prinzip; die Mathematik die Quadra-

tur des Zirkels und eine Principalgleichung; der Mensch Gott; der Mediciner ein Lebenselixir, eine Vereinigungs-Essenz und vollkommenes Gefühl und Handhabung des Körpers; der Politiker ewigen Frieden und einen vollkommenen und freien Staat. Jede immer getäuschte und immer erneuerte Erwartung deutet auf ein Kapitel in der Zukunftslehre hin. — Wir suchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge. —

Es ist eine falsche Idee, daß man Langeweile haben würde, wenn man Alles wüßte. Jede überwundene Last befördert die Leichtigkeit der Lebensfunctionen, und läßt eine Kraft übrig, die nachher zu etwas Anderm bleibt. Es ist mit dem Wissen, wie mit dem Sehen; je mehr man sieht, desto besser und angenehmer ist es. —

Es ist nicht das Wissen allein, das uns glücklich macht, es ist die Qualität des Wissens, die subjective Beschaffenheit des Wissens. Vollkommenes Wissen ist Ueberzeugung; und sie ist es, die uns glücklich macht und befriedigt, sie verwandelt das todte Wissen in ein lebendiges. —

Am Ende beruht die Begreiflichkeit eines Phänomens auf Glauben und Willen. Mache ich ein Geheimniß aus einer Erscheinung, so ist es für mich eins. Es ist damit wie mit den Schranken. —

Eine Idee verliert außerordentlich, wenn ich ihr den Stempel meiner Erfindung aufdrücke und sie zu einer Patent-Idee mache. —

Der vollendete Mensch muß gleichsam an mehreren Orten und in mehreren Menschen leben; ihm müssen beständig ein weiter Kreis und manchfache Begebenheiten gegenwärtig seyn. Hier bildet sich dann die wahre, großartige Gegenwart des Geistes, die den Menschen zum eigentlichen Weltbürger macht, und ihn in jedem Augenblicke seines Lebens durch die wohlthätigsten Associationen reizt, stärkt, und in die helle Stimmung einer besonnenen Thätigkeit versetzt. —

Alle Leidenschaften endigen sich wie ein Trauerspiel. Alles Einseitige endigt mit Tod: so die Philosophie der Empfindung, die der Phantasie, die des Gedankens. Alles Leben endigt sich mit Alter und Tod. Alle Poesie hat einen tragischen Zug. (Allem ächten Scherz liegt Ernst zum Grunde: auch Farcen und Marionettenspiele haben eine tragische Wirkung: eben so das Gemeine und Triviale.) —

Deutlich wird etwas nur durch Repräsentation. Man versteht eine Sache am leichtesten, wenn man sie repräsentirt sieht. So versteht man das Ich nur, in sofern es vom Nicht-Ich repräsentirt wird. Das Nicht-Ich ist das Symbol des Ich, und dient

nur zum Selbſtverſtändniß des Ich. So verſteht man das Nicht-Ich umgekehrt nur, in ſofern es vom Ich repräſentirt, und dieſes ſein Symbol wird. In Hinſicht auf die Mathematik läßt ſich dieſe Bemerkung ſo anwenden, daß die Mathematik, um verſtändlich zu ſeyn, repräſentirt werden muß. Eine Wiſſenſchaft läßt ſich nur durch eine andere wahrhaft repräſentiren. Die pädagogiſchen Anfangsgründe der Mathematik müſſen daher ſymboliſch und analogiſch ſeyn. Eine bekannte Wiſſenſchaft muß zum Gleichniß für die Mathematik dienen, und dieſe Grundgleichung muß das Prinzip der Darſtellung der Mathematik werden. So wie die Anthropologie die Baſis der Menſchengeſchichte, ſo iſt die Phyſik der Mathematik die Baſis der Geſchichte der Mathematik. Die Phyſik überhaupt iſt die urſprüngliche eigentliche Geſchichte: die gewöhnlich ſo genannte Geſchichte iſt nur abgeleitete Geſchichte. — Gott ſelbſt iſt nur durch Repräſentation verſtändlich. —

Die ganze Repräſentation beruht auf einem Gegenwärtigmachen des nicht Gegenwärtigen, und ſo fort. (Wunderkraft der Fiction. Glauben und Liebe beruht auf repräſentativem Glauben.) So die Annahme: der ewige Friede iſt ſchon da; Gott iſt unter uns; hier iſt Amerika oder nirgend;

das goldne Zeitalter ist hier; wir sind Zauberer; wir sind moralisch u. s. w. —

Alle historische Wissenschaft strebt mathematisch zu werden, die mathematische Kraft ist die ordnende Kraft. Jede mathematische Wissenschaft strebt wieder philosophisch zu werden, animirt, oder rationalisirt zu werden; dann poetisch, endlich moralisch, zuletzt religiös.—

Mit dem bloßen Stoff den Anfang in der Philosophie der Wissenschaften zu machen, ist eben so einseitig, antinomisch und unkritisch, als mit der bloßen Bewegung anzufangen. Mit dem Menschen anzufangen ist schon kritischer; mit dem idealischen Menschen, d. h. mit dem Genius anzufangen, noch kritischer; mit Gott anzufangen ein Maximum der Kritik. — Man sagt nicht ohne Bedeutung, um die Schwierigkeit eines Unternehmens anzuzeigen: das Unternehmen ist kritisch. Die Kritik ist also gefährlich und mühsam. —

Das Wahre und Aechte scheint, als wenn es so seyn müßte, und nicht anders seyn könnte. (Seine Simplicität, kindliche Naivität, Leichtigkeit, Bequemlichkeit, Nothwendigkeit, Unbedeutendheit.) Sucht nach Originalität ist gelehrter, grober Egoismus. Wer nicht jeden fremden Gedanken wie den seinigen, und einen eigenthümlichen wie einen fremden Gedanken behandelt, ist kein ächter Ge-

lehrter. Das Hervorbringen neuer Ideen kann unnützer Luxus werden: es ist ein actives Sammeln; die Bearbeitung des Gesammelten ist schon ein höherer Grad der Thätigkeit. Für den ächten Gelehrten giebt es nichts Eigenthümliches und nichts Fremdes, Alles ist ihm fremd und eigenthümlich zugleich. (Dem philosophischen Körper ist der Körper selbst fremd und eigen, Reiz und Reizbarkeit zugleich.) Der Gelehrte weiß das Fremde sich zuzueignen und das Eigne fremd zu machen (Lernen und Lehren, Beobachten und Darstellen, Essen und Absondern). Höheres Streben nach höherer Originalität. Auch in der gelehrten Welt muß man lieben und wählen, um selbst existiren und sich selbst genießen zu können. —

Doppelte Universalität jeder wahren Wissenschaft. Die eine entsteht, wenn ich alle andern Wissenschaften zur Ausbildung der besondern benutze; die andre, wenn ich sie zur Universalwissenschaft mache, und sie selbst unter sie ordne, alle andern Wissenschaften als ihre Modificationen betrachte. Den ersten Versuch der letztern Art hat Fichte mit der Philosophie unternommen. Er soll in allen Wissenschaften unternommen werden. —

Die Mathematik ist wohl die exoterisirte zu einem äußern Object und Organ gemachte Seelen-

kraft des Verstandes, ein realisirter und objectivirter Verstand. Sollte dieses vielleicht mit mehreren, und vielleicht allen Seelenkräften der Fall seyn, daß sie durch unsre Bemühungen äußerliche Werkzeuge werden sollen? Alles soll aus uns heraus und sichtbar werden, unsre Seele soll repräsentabel werden. Das System der Wissenschaften soll symbolischer Körper (Organ-System) unsers Innern werden. Unser Geist soll sinnlich wahrnehmbare Maschine werden, nicht in uns, aber außer uns. — — Eine sinnlich wahrnehmbare, zur Maschine gewordene Einbildungskraft ist die Welt. Die Einbildungskraft ist am leichtesten und ersten zur Welt gekommen oder geworden, die Vernunft vielleicht zuletzt. —

Der Act des sich selbst Ueberspringens ist überall der höchste, der Urpunkt, die Genesis des Lebens. So ist die Flamme nichts, als ein solcher Act. So hebt alle Philosophie da an, wo der Philosophirende sich selbst philosophirt, d. h. zugleich verzehrt und erneuert. Die Geschichte dieses Prozesses ist die Philosophie. So hebt alle Moralität damit an, daß ich aus Tugend gegen die Tugend handle; damit beginnt das Leben der Tugend, durch welches vielleicht die Capacität ins Unendliche zunimmt, ohne je eine Gränze, d. i. die Bedingung der Mög-

lichkeit ihres Lebens zu verlieren. Alles Leben ist ein überschwenglicher Erneuerungs-Prozeß, der nur von der Seite den Schein eines Vernichtungs-Prozesses hat. Das Präcipitat des Lebens ist ein Lebendiges, Lebensfähiges. Wie sich Wärme zur Flamme verhält, so Geist zum Leben. —

Hätten wir auch eine Phantastik, wie eine Logik, so wäre die Erfindungskunst erfunden. Zur Phantastik gehört auch die Aesthetik gewissermaßen wie die Vernunftlehre zur Logik. —

Sittlichkeit und Philosophie sind Künste. Erstere ist die Kunst, unter den Motiven zu Handlungen einer sittlichen Idee, einer Kunstidee a priori, gemäß zu wählen, und auf diese Art in alle Handlungen einen großen tiefen Sinn zu legen, dem Leben eine höhere Bedeutung zu geben, und so die Masse innerer und äußerer Handlungen (innere sind die Gesinnungen und Entschließungen) kunstmäßig zu einem idealischen Ganzen zu ordnen und zu vereinigen. Die andre ist die Kunst, auf eine ähnliche Art mit den Gedanken zu verfahren, unter den Gedanken zu wählen, die Kunst, unsre gesammten Vorstellungen nach einer absoluten, künstlerischen Idee zu produciren, und ein Weltsystem a priori aus den Tiefen unsers Geistes heraus zu denken; das Denkorgan activ zur Darstellung einer

rein intelligiblen Welt zu gebrauchen. — Eigentlich wird in allen ächten Künſten Eine Idee, Ein Geiſt realiſirt; von Innen heraus producirt die Geiſterwelt. Für das Auge iſt es die ſichtbare Welt a priori, für das Ohr die hörbare Welt a priori, für das ſittliche Organ die ſittliche Welt a priori, für das Denkorgan die denkbare Welt a priori, und ſo weiter. Alle dieſe Welten ſind nur verſchiedene Ausdrücke verſchiedener Werkzeuge Eines Geiſtes und Einer Welt. —

Was iſt Myſticismus? Was muß myſtiſch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht ſich auf Myſticismus. Wenn alle Menſchen ein paar Liebende wären, ſo fiele der Unterſchied zwiſchen Myſticismus und Nichtmyſticismus weg.

Dialogen.

1.

A. Der neue Meßkatalog?

B. Noch naß von der Presse.

A. Welche Last Buchstaben! welche ungeheure Abgabe von der Zeit!

B. Du scheinst zu den Omaristen zu gehören, wenn es erlaubt ist, euch nach dem Consequentesten unter euch zu benennen.

A. Du willst doch nicht den Lobredner dieser Bücherseuche machen?

B. Warum den Lobredner? — Aber ich freue mich im Ernst über die jährliche Zunahme dieses Handlungsartikels, bei dem die Exportation nur Ehre, aber die Importation baaren Gewinn bringt. Es sind doch bei uns mehr wahre, gediegene Gedanken in Umlauf, als bei unsern Nachbarn zusammengenommen; die Entdeckung dieser mächtigen Minen in Deutschland, die mehr als Potosi und Brasilien sind, und die wahrhaftig eine größere Revo-

lution machen und machen werden, als die Entdeckung von Amerika, fällt in die Mitte dieses Jahrhunderts. Wie haben wir nicht seitdem schon an wissenschaftlicher Gewinnung, Aufbewahrung und glänzender und nutzbarer Bearbeitung zugenommen. Wir holen jetzt überall die rohen Erze oder die schönen Formen, schmelzen jene um, und wissen diese nachzuahmen und zu übertreffen. Und du willst, daß wir alles zuschütten, und zu der rohen Armuth unsrer Väter zurückkehren sollen? Ist es nicht wenigstens eine Veranlassung zur Thätigkeit? und ist nicht jede Thätigkeit lobenswerth?

A. So läßt sich nichts dagegen einwenden, aber nun laß uns doch die große Kunst und das edle Metall näher beleuchten.

B. Die Argumente gegen das Ganze aus der Gebrechlichkeit und den Mängeln des Einzelnen lasse ich nicht gelten. So etwas will im Ganzen angesehen seyn.

A. Ein Ganzes aus elenden Gliedern ist selbst ein elendes, oder vielmehr gar kein Ganzes. Ja wenn es ein planmäßiger Fortschritt wäre! Wenn jedes Buch irgendwo eine Lücke ausfüllte, und so jede Messe gleichsam ein systematisches Glied in der Bildungskette wäre, so wäre jede Messe eine nothwendige Periode, und so entstände aus zweck-

mäßigen Fortschritten endlich ein vollendeter Weg zur idealischen Bildung. Ein solcher systematischer Katalog, wie viel kleiner an Volumen, und wie viel größer an Gewicht?

B. Es geht dir und vielen wie den Juden. Sie hoffen ewig auf den Messias, und dieser ist schon längst da. Glaubst du denn, daß das Menschenschicksal, oder wenn du willst, die Natur der Menschheit erst nöthig hat, unsre Hörsäle zu frequentiren, um zu erfahren, was ein System ist? Mir scheint es, als wenn unsre Systematiker noch bei ihr in die Schule gehen könnten. Die Zufälle sind die einzelnen Thatsachen; die Zusammenstellung der Zufälle, ihr Zusammentreffen, ist nicht wieder Zufall, sondern Gesetz, Erfolg der tiefsinnigsten, planmäßigsten Weisheit. Es ist kein Buch im Meßkatalog, das nicht seine Frucht getragen hat, und hätte es auch nur den Boden gedüngt, auf dem es wuchs. Wir glauben viele Tautologien zu finden; dort wo sie entstanden, belebten sie doch diese und jene Ideen vorzüglich. Sie sind nur für das Ganze, für uns, Tautologien; der schlechteste Roman hat wenigstens den Freunden und Freundinnen des Verfassers ein Vergnügen gewährt. Armselige Predigten und Erbauungsbücher haben ihr Publikum und ihre Anhänger, und wirken in typo-

graphiſcher Rüſtung mit zehnfacher Energie auf ihre Hörer und Leſer, und ſo durchaus.

A. Du ſcheinſt die nachtheiligen Folgen des Leſens, und den ungeheuren Koſtenaufwand auf dieſen Artikel des modernen Luxus ganz zu vergeſſen.

B. O Lieber! — Iſt nicht das Geld zum Beleben da? Warum ſoll es nun nicht auch dieſem Bedürfniß unſrer Natur dienen, den Sinn für Gedanken beſeelen und befriedigen? In Anſehung der nachtheiligen Folgen, ſo bitte ich dich nur um ein augenblickliches ernſtes Nachdenken, weil ein ſolcher Einwurf von dir mich beinahe ärgert.

A. Ich weiß, wohin du willſt, und ich wünſche in der That nicht die ächten Philiſter-Bedenklichkeiten zu den meinigen zu machen, indeſſen haſt du nicht oft genug ſelbſt über dein Bücherleſen geklagt? haſt du nicht oft von der fatalen Gewöhnung an die gedruckte Natur geſprochen?

B. Es kann ſeyn, daß meine Klagen der Art Anlaß zu Mißverſtändniſſen geben konnten; aber abgerechnet, daß es gewöhnlich nur Aeußerungen mißmuthiger Augenblicke ſind, wo man nicht allgemein, ſondern wie die Leidenſchaft und Laune, einſeitig ſpricht, ſo habe ich mich damit mehr über die unvermeidliche Schwäche unſrer Natur, ihren Ge-

wöhnungs- und Verwöhnungs-Hang, und nicht im Grunde über die Chiffernwelt beschwert; diese kann nichts dafür, daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr sehen, und unsre fünf leiblichen Sinne beinah so gut wie nicht mehr haben. Warum heften wir uns so einzig, wie kümmerliches Moos, an den Druckerstock?

A. Wenn das aber so fortgeht, so wird man am Ende keine ganze Wissenschaft mehr studiren können, so ungeheuer wächst der Umfang der Literatur.

B. Glaube das nicht. Uebung macht den Meister, und auch im Bücherlesen. Du lernst dich bald auf deine Leute verstehen. Man hat oft nicht zwei Seiten dem Autor zugehört, so weiß man schon, wen man vor sich hat. Oft ist der Titel selbst physiognomisch lesbar genug. Auch die Vorrede ist ein subtiler Büchermesser. Die Klügern lassen deßhalb jetzt diesen verrätherischen Inhaltsanzeiger gewöhnlich weg, und die Bequemen thun es, weil eine gute Vorrede schwerer ist, wie das Buch.

Die Citaten- und Kommentar-Manier der ältern Philologen, was war sie als ein Kind der Armuth an Büchern und des Ueberflusses an literärischem Geist?

A. Ich weiß aber nicht, mir sind selbst der vortrefflichen Bücher zu viel. Wie lange bring' ich nicht bei Einem guten Buche zu, oder vielmehr jedes gute Buch wird mir zum Vehikel lebenslänglicher Beschäftigung, zum Gegenstand eines nie sich erschöpfenden Genusses. Warum schränkst du dich denn nur auf wenig gute und geistvolle Menschen ein? Ist es nicht aus demselben Grunde? Wir sind nun einmal so eingeschränkt, daß wir nur weniges ganz genießen können, und ist es nicht am Ende besser, Einen schönen Gegenstand sich durchaus zuzueignen, als an hunderten vorbeizustreichen, überall zu nippen, und so mit vielen, oft sich widersprechenden, halben Genüssen zeitig genug sich die Sinne abzustumpfen, ohne etwas dabei auf ewig gewonnen zu haben?

B. Du sprichst wie ein Religios. Leider trifft du einen Pantheisten in mir, dem die unermeßliche Welt gerade weit genug ist. Ich schränke mich auf wenig gute und geistvolle Menschen ein, weil ich muß. Wo habe ich denn mehr? So mit Büchern. Die Büchermacherei wird mir noch bei weitem nicht genug ins Große getrieben. Wenn ich das Glück hätte, Vater zu seyn, Kinder könnte ich nicht genug haben, nicht etwa zehn bis zwölf, hundert wenigstens.

A. Nicht auch Frauen, Vielhaber?

B. Nein, nur Eine, im vollen Ernste.

A. Welche bizarre Inconsequenz!

B. Nicht bizarrer und nicht mehr Inconsequenz, als nur Einen Geist in mir, und nicht hundert. So wie mein Geist sich in Hundert und Millionen Geister verwandeln soll, so meine Frau in so viel Weiber, als es giebt. Jeder Mensch ist ohne Maaß veränderlich. Wie mit den Kindern, so mit den Büchern. Ich möchte eine ganze Büchersammlung aus allen Kunst- und Wissenschaftsarten als Werk meines Geistes vor mir sehen. Und so mit allem. Wilhelm Meisters Lehrjahre haben wir jetzt allein. Wir sollten so viel Lehrjahre, in demselben Geist geschrieben, besitzen, als nur möglich wäre, die sämmtlichen Lehrjahre aller Menschen, die je gelebt hätten.

A. Jetzt höre auf, mir schwindelt schon. Morgen mehr. Dann bin ich wieder im Stande, einige Gläser von deinem Lieblingswein mit zu trinken.

2.

A. Hast du heute Lust, mir deine Ideen über die Schriftstellerei, und sonst weiter, mitzutheilen, ich hoffe einen lebhaften parodoxen Stoß ertragen

zu können, und wenn du mich in Schwung bringst, so helfe ich dir vielleicht; wenn der Träge nur erst in Bewegung ist, so ist er auch desto unaufhaltsamer und kühner.

B. Natürlich, je schwerer ein Ding Kraft äußert, desto mehr Kraft kann es aufnehmen, und mit dieser Bemerkung ständen wir vor der deutschen Literatur, welche die Wahrheit derselben auffallend bestätigt. Ihre Capacität ist ungeheuer. Es dürfte ihr kein empfindlicher Vorwurf seyn, daß sie nicht leicht zu Filigranarbeiten zu benutzen sey. Indeß ist doch das nicht zu läugnen, daß sie in Masse den alten Heerhaufen ihres Volks gleicht, die im Kampfe von Mann zu Mann wohl zehn römische Heere besiegt haben würden; aber freilich in Masse, durch Gesammeltheit, Zucht, gut verbundene, leichte Bewegung und Uebersicht der schicklichen Situation leicht zu werfen waren.

A. Glaubst du, daß ihre Geschwindigkeit und Kraft noch im Zunehmen, oder doch wenigstens noch im Zeitraum der gleichförmig beschleunigten Bewegung ist?

B. Im Zunehmen allerdings, und zwar so, daß sich ihr Kern immer mehr von der lockern Materie, die ihn umgab, und seine Bewegung aufhielt, scheidet und säubert. Bei einem Wesen, wie

eine Literatur, findet der Fall Statt, daß die Kraft, die ihm den Stoß gab, bei vordringender Richtung in dem Verhältniß wächst, als seine Geschwindigkeit zunimmt, und daß sich also seine Capacität eben so vermehrt. Du siehst, daß es hier auf eine Unendlichkeit abgesehen ist. Es sind zwei veränderliche Factoren, die im wachsenden Wechselverhältniß stehen, und deren Product hyperbolisch fortschreitet. Um aber das Bild deutlicher zu machen, müssen wir uns erinnern, daß wir nicht mit einer Größenbewegung- und Ausdehnung, sondern mit einer veredelnden Variation (Verschiedenung) von Beschaffenheiten, deren Inbegriff wir Natur nennen, zu thun haben. Den einen jener veränderlichen Factoren wollen wir die Sinnfähigkeit, Organibilität, Belebungsfähigkeit nennen, worin denn zugleich die Variabilität mit begriffen ist. Der andre sey uns die Energie, Ordnung und Mannigfaltigkeit der erregenden Potenzen. Denke dir beide in Wechselzunahme durchaus, und schließe dann auf die Productenreihe. Mit der Einfachheit wächst der Reichthum, mit der Harmonie die Volltönigkeit, die Selbst- und Vollständigkeit des Gliedes mit der des Ganzen: innere Vereinigung und äußere Verschiedenheit.

A. So treffend und schmeichelhaft auch dieß Bild der Geschichte unsrer Schriftwelt seyn kann,

so ist es mir doch noch zu unverständlich, zu gelehrt. Ich verstehe es nur so obenhin, indessen mag das gut seyn, und ich bitte dich statt einer unerklärbaren Erklärung lieber die ewige Schneelinie zu verlassen, und so plan als möglich über einige Erscheinungen am Fuße des Berges und aus dem Pflanzenstriche zu reden, hier bist du den Göttern nicht so nahe, und ich habe keine Orakelsprache zu befürchten.

— — —

3.

Das Leben ist sehr kurz.

Mir kommt es sehr lang vor.

Es ist kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz seyn sollte.

Wer lebt denn? Sind Sie es nicht, der bei dem Unangenehmen verweilt, und bei dem Angenehmen vorbei fliegt? —

Das ist eben das Schlimme, daß ich mich hierin nicht ändern kann, so wenig als Sie. Das Angenehme befördert unsre Kraft, das Unangenehme hemmt sie.

Nun und sie merken doch hier Unvollständigkeit?

Leider nur zu lebhaft.

Wer heißt Sie, dieſer Indication nicht folgen?

Was für einer Indication?

Daß Sie das, was Sie wünſchen, nicht erwarten, ſondern anſſuchen ſollen. Merken Sie nicht, daß Sie an ſich ſelbſt verwieſen werden?

Zur Geduld, das weiß ich ſchon lange.

Nicht auch zur Hülfe?

Der Kranke läßt den Arzt rufen, weil er ſich nicht helfen kann.

Wenn nun aber der Arzt gerade zur Arznei dem Kranken Anſtrengung ſeines Verſtandes vorſchreibt? Wer ſich ſelbſt fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihn ſich ſelbſt verſchreibt.

Vergeſſen Sie nicht, daß wir von der Länge und Kürze des Lebens ausgingen.

Die Anwendung iſt kurz und leicht wie der frohe Genuß, und lang und mühſam, wie Duldung. In jener Rückſicht gab ich ſie Ihnen. In dieſer bleibt ſie Ihnen ſelbſt überlaſſen. Mäßigen Sie das allzuſchnelle Strömen der Kraft in der Freude durch Nachdenken. Beſchleunigen Sie den trägen Fortſchritt durch regelmäßige Thätigkeit.

Am Ende iſt Ihr Recept doch nicht das, was ich ſuche. Sie verordnen eine Mixtur mit Verdünnung, halb nehm' ichs mit Dank an.

Lieber, Sie sind kein Chemist, sonst würden Sie wissen, daß durch ächte Mischung ein Drittes entsteht, was Beides zugleich, und mehr als Beides ist.

4.

Sie haben doch Recht gehabt. Unsre Unterhaltung hat mich auf ein interessantes Resultat geführt.

Nun ist die Reihe des Belehrtwerdens an mir. Ein Wechsel, der allein ächten Umgang gewährt.

Sie haben mir einen Weg durch die Zweifel über den Werth der Lust gebahnt. Ich begreife nun, daß unsre ursprüngliche Existenz, wenn ich mich so ausdrücken darf, Lust ist. Die Zeit entsteht mit der Unlust, daher alle Unlust so lang und alle Lust so kurz. Absolute Lust ist ewig, außer aller Zeit; relative Lust mehr oder weniger Ein ungetheilter Moment.

Sie begeistern mich; nur wenig Schritte noch, und wir stehen auf der Höhe der innern Welt.

Ich weiß, welche Schritte Sie meinen. Unlust ist, wie die Zeit, endlich. Alles Endliche entsteht aus Unlust. So unser Leben.

Ich löse Sie ab, und fahre fort. Das Endliche ist endlich. Was bleibt? Absolute Lust, Ewigkeit, unbedingtes Leben. Und was haben wir in der Zeit zu thun, deren Zweck Selbstbewußtseyn der Unendlichkeit ist?

Vorausgesetzt, daß sie einen Zweck hat: denn man könnte wohl fragen, ob nicht Zwecklosigkeit gerade die Illusion charakterisirt?

Auch das; indeß was sollen wir zu bewirken suchen? Verwandlung der Unlust in Lust, und mit ihr der Zeit in Ewigkeit, durch eigenmächtige Absonderung und Erhebung des Geistes, des Bewußtseyns der Illusion, als solcher. Ja, Lieber, und hier an den Säulen des Herkules lassen Sie uns einander umarmen, im Genuß der Ueberzeugung, daß es bei uns steht, das Leben wie eine schöne genialische Täuschung, wie ein herrliches Schauspiel zu betrachten, daß wir schon hier im Geist in absoluter Lust und Ewigkeit seyn können, und daß gerade die alte Klage, daß alles vergänglich sey, der fröhlichste aller Gedanken werden kann und soll.

Diese Ansicht des Lebens, als zeitliche Illusion, als Drama, möge uns zur andern Natur werden. Wie schnell werden dann trübe Stunden vorüber fliegen, und wie reizend wird uns nicht so die Vergänglichkeit vorkommen. —

5.

A. Lieber Freund, ſchaffen Sie mir doch einen deutlichen, proberechten Begriff von den Fürſten. Ich grüble nun ſchon lange, aber die verzweifelten Fürſten ſtehen mir nicht. Sie verſchwinden unter dem Focus meiner Aufmerkſamkeit. Sie müſſen nicht feuer- und lichtbeſtändig ſeyn. Iſt ein Begriff vom Fürſten etwa ein Rahmen und ein Bild der Aegyptiſchen Finſterniß?

B. Ein glücklicher Genius hat Sie gerade zu mir geführt. Ein günſtiger Zufall hat mich dieſes große Geheimniß gelehrt, das ſich freilich, wie jedes Geheimniß, paradox genug hören läßt:

Fürſten ſind Nullen, ſie gelten an ſich nichts,
aber mit Zahlen,
Die ſie beliebig erhöhn, neben ſich, gelten
ſie viel.

A. Am Ende, Lieber, was ſollen alle dieſe Hypotheſen? Eine einzige wahrhaft beobachtete Thatſache iſt doch mehr werth, als die glänzendſte Hypotheſe. Das Hypotheſiren iſt eine gefährliche Spielerei. Es wird am Ende leidenſchaftlicher Hang zur Unwahrheit, und vielleicht hat nichts den beſten Köpfen und den Wiſſenſchaften mehr ge-

ſchadet, als dieſe Renommiſterei des phantaſtiſchen Verſtandes. Dieſe ſcientifiſche Unzucht ſtumpft den Sinn für Wahrheit gänzlich ab, und entwöhnt von ſtrenger Beobachtung, welche doch allein die Baſis aller Erweiterung und Entdeckung iſt.

B. Hypotheſen ſind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;
Iſt nicht Amerika ſelbſt durch Hypotheſe gefunden?
Hoch und vor allen lebe die Hypotheſe, nur ſie bleibt
Ewig neu, ſo oft ſie auch ſchon ſich ſelber beſiegte.

Und nun in Proſa die Nutzanwendung. Der Skeptiker, mein Freund, hat ſo wenig, wie der gemeine Empirismus, das Mindeſte zu Erweiterung der Wiſſenſchaft gethan. Der Skeptiker verleidet höchſtens den Hypothetikern den Ort, wo ſie ſtehen, macht ihnen den Boden ſchwankend; eine ſonderbare Art, Fortſchritte zu Stande zu bringen: wenigſtens ein ſehr indirectes Verdienſt. Der ächte Hypothetiker iſt kein andrer, als der Erfinder, dem vor ſeiner Erfindung oft ſchon dunkel das entdeckte Land vor Augen ſchwebt, der mit dem dunkeln Bilde über der Beobachtung, dem Verſuche, ſchwebt, und nur durch freie Vergleichung, durch mannig-

fache Berührung und Reibung seiner Ideen mit der Erfahrung, endlich die Idee trifft, die sich negativ zur positiven Erfahrung verhält, daß beide dann auf immer zusammenhängen, und ein neues und himmlisches Licht die zur Welt gekommene Kraft anstrahlt. —

Die Fabellehre enthält die Geschichte der urbildlichen Welt; sie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft. — Die Menschenwelt ist das gemeinschaftliche Organ der Götter; Poesie vereinigt sie mit uns. —

Die höchsten Kunstwerke sind schlechthin ungefällig; sie sind Ideale, die nur approximando gefallen können und sollen, ästhetische Imperative. So soll auch das Moralgesetz approximando Neigung werden.

In eigentlichen Poemen ist keine als die Einheit des Gemüths. —

Der Geist der Poesie ist das Morgenlicht, das die Statue des Memnon tönen macht. —

Alles Vollendete spricht sich nicht allein, es spricht seine ganze mitverwandte Welt aus. Daher schwebt um das Vollendete jeder Art der Schleier der ewigen Jungfrau, den die leiseste Berührung

in magiſchen Duft auflöst, der zum Wolkenwagen des Sehers wird. Es iſt nicht die Antike allein, die wir ſehen; ſie iſt der Himmel, das Fernrohr und der Firſtern zugleich, und mithin eine ächte Offenbarung einer höheren Welt. — Man glaube nur auch nicht allzuſteif, daß die Antike und das Vollendete gemacht ſey — gemacht — was wir ſo gemacht nennen. Sie ſind ſo gemacht, wie die Geliebte durch das verabredete Zeichen des Freundes in der Nacht; wie der Funken durch die Berührung der Leiter, oder der Stern, durch die Bewegung im Auge. — — Mit jedem Zuge der Vollendung ſpringt das Werk vom Meiſter ab, in mehr als Raumfernen, und ſo ſieht mit dem letzten Zuge der Meiſter ſein vorgebliches Werk durch eine Gedankenkluft von ſich getrennt, deren Weite er ſelbſt kaum faßt, und über die nur die Einbildungskraft, wie der Schatten des Rieſen Intelligenz (Goethe's Märchen) zu ſetzen vermag. In dem Augenblicke, da es ganz ſein werden ſollte, ward es mehr als er, ſein Schöpfer, er zum unwiſſenden Organ und Eigenthum einer höhern Macht. Der Künſtler gehört dem Werke, und nicht das Werk dem Künſtler.

Der Sinn für Poeſie hat viel mit dem Sinn für Myſticismus gemein; er iſt der Sinn für das Eigenthümliche, Perſonelle, Unbekannte, Geheimniß-

volle, zu Offenbarende, das Nothwendig-Zufällige. Er stellt das Undarstellbare dar; er sieht das Unsichtbare, fühlt das Unfühlbare. Kritik der Poesie ist ein Unding; es ist schon schwer zu entscheiden, ob etwas Poesie sey oder nicht. Der Dichter ist wahrhaft sinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er stellt im eigentlichsten Sinne das Subject-Objekt vor: Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts — seine Ewigkeit. Der Sinn für Poesie hat nahe Verwandtschaft mit dem Sinn der Weissagung und dem religiösen Sinn, dem Wahnsinn überhaupt. Der Dichter ordnet, vereiniget, wählt, erfindet, und es ist ihm selbst unbegreiflich, warum gerade so und nicht anders. —

Es giebt einen speziellen Sinn für Poesie, eine poetische Stimmung in uns. Die Poesie ist durchaus personell, und darum unbeschreiblich, und nicht zu definiren. Wer es nicht unmittelbar weiß und fühlt, was Poesie ist, dem läßt sich kein Begriff davon beibringen, Poesie ist Poesie: von Sprech- oder Redekunst unendlich verschieden. —

Man sucht mit der Poesie, die gleichsam nur das mechanische Instrument dazu ist, innere Stimmungen, oder Gemälde und Anschauungen hervorzubringen, vielleicht auch geistige Tänze u. s. w. Poesie ist Gemüthserregungskunst. —

Poesie ist Darstellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Gesammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an: denn sie sind ja die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plastik zur äußern gestalteten Welt, und die Musik zu den Tönen ist. Effect ist ihr gerade entgegengesetzt, in sofern sie plastisch ist, doch giebt es eine musikalische Poesie, die das Gemüth selbst in ein mannigfaltiges Spiel von Bewegungen setzt. —

Dem Dichter ist ein ruhiger aufmerksamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdischer Geschäftigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine sorgenfreie Lage, Reisen, Bekanntschaft mit vielartigen Menschen, mannigfache Anschauungen, Leichtsinn, Gedächtniß, Gabe zu sprechen, keine Anheftung an Einen Gegenstand, keine Leidenschaft im vollen Sinn, eine vielseitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten sind Isolatoren und Leiter des poetischen Stroms zugleich. —

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Tasten, und die ganze Poesie beruht auf thätiger Ideenassociation, auf selbstthätiger, absichtlicher, idealischer Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter ist allwissend; er ist eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, sich andere Gedanken vorzustellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannigfaltigsten Ausdrücken darzustellen. Wie ein Tonkünstler verschiedene Töne und Instrumente in seinem Innern sich vergegenwärtigen, sie vor sich bewegen lassen, und sie auf mancherlei Weise verbinden kann, so daß er gleichsam der Lebensgeist dieser Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Maler, als Meister und Erfinder farbiger Gestalten, diese nach seinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu stellen, und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen versteht, so muß der Dichter den redenden Geist aller Dinge und Handlungen in seinen unterschiedlichen Trachten sich vorzubilden, und alle Gattungen von Spracharbeit zu fertigen, und mit besonderm, eigenthümlichen Sinn zu beseelen vermögend seyn. Gespräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beschreibungen, leidenschaftliche Aeußerungen, mit allen möglichen Gegenständen angefüllt, unter mancherlei Umständen, und von tausend verschiedenen Menschen muß er erfinden, und in angemeßnen Worten aufs Papier bringen können. Er muß im Stande seyn, über alles auf eine unterhaltende und bedeutende Weise zu sprechen, und das Sprechen oder Schrei-

den muß ihn selbst zum Schreiben und Sprechen begeistern. —

Sollten die Grundgesetze der Phantasie die Entgegengesetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik seyn? —

Die Poesie ist der Held der Philosophie. Die Philosophie erhebt die Poesie zum Grundsatz; sie lehrt uns den Werth der Poesie kennen. Philosophie ist die Theorie der Poesie! sie zeigt uns, was die Poesie sey; daß sie Eins und Alles sey. —

Die Trennung von Philosoph und Dichter ist nur scheinbar und zum Nachtheil beider. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Constitution. —

Philosophie klingt wie Poesie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poesie: ferne Berge, ferne Menschen, ferne Begebenheiten u. s. w. (alles wird romantisch); daher ergiebt sich unsre urpoetische Natur. Poesie der Nacht und Dämmerung. —

Es giebt eine symptomatische und eine genetische Nachahmung. Die letzte ist allein lebendig; sie setzt die innigste Vereinigung der Einbildungskraft und des Verstandes voraus. —

Aechte poetische Charaktere sind schwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es sind gleichsam ver-

schiedene Stimmen und Instrumente. Sie müssen allgemein und doch eigenthümlich, bestimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll seyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerst selten Charaktere; sie sind so selten wie gute Schauspieler. Viele Menschen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenschen, die Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterscheiden. Der Charakter ist durchaus selbstthätig. —

Das Lächerliche ist eine Mischung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden gesucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei diesem Streben und Gefühl unwillkührlich beabsichtigen, ist allerdings etwas sehr Hohes, aber das zu frühe Greifen darnach ist um deßwillen äußerst ungeschickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiste und richtige Zeichnung selbsterfundener Gegenstände und Geschichten fähig wird, freies Gemüth in eine scheinbare Weltcopei zu legen. —

Es ist eine unangenehme Empfindung, bei einem bestimmten Endzweck überflüssige Worte zu hören, und da die Poesie nichts als ein gebildeter Ueberfluß, ein sich selbst bildendes Wesen ist, so muß die

Poesie recht zuwider werden, wenn man sie am unrechten Orte sieht, und wenn sie raisonniren und argumentiren, und überhaupt eine ernsthafte Miene annehmen will: dann ist sie nicht mehr Poesie. —

Je persönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht ist, desto näher steht es dem Centro der Poesie. Ein Gedicht muß ganz unerschöpflich seyn, wie ein Mensch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Musik setzt, warum setzt man sie nicht in Poesie? —

Das Theater ist die thätige Reflexion des Menschen über sich selbst. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drei Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraus tritt, und so fort? —

Das lyrische Gedicht ist das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyrischen Dichter sind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemischter Chor. —

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können theils allegorisch, theils Poesie der Geschichte seyn. In wenige einfache Gespräche wird die Zeit gedrängt, die local, personell und temporell sind. —

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauer-

ſpiel im eigentlichen Sinn; alle Darſtellung des Kommenden, des Zukünftigen, ein Luſtſpiel. Das Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volks am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben deſſelben. —

Plaſtik, Muſik und Poeſie verhalten ſich wie Epos, Lyra und Drama. Es ſind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunſtweſen zuſammen, und nur nach Beſchaffenheit, in verſchiedenen Verhältniſſen geeinigt ſind. —

Die Kunſt, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenſtand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das iſt die romantiſche Poetik. —

Der Romon iſt gleichſam die freie Geſchichte, gleichſam die Mythologie der Geſchichte. —

Das Leben iſt etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker ſtudirt das Leben, wie der Maler, Muſiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie ſorgfältiges Studium von Farbe, Geſtaltung, Ton und Kraft den Maler, Muſiker und Mechaniker. —

Der Roman iſt völlig als Romanze zu betrachten. — Die Poetik läßt ſich freilich als eine Combination untergeordneter Künſte betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniß, der Kunſt unei-

gentlich zu reden, witzig und scharfsinnig zu seyn; werden diese Künste gut verbunden, und mit Geschmack angewandt, so wird man das Product Gedicht nennen müssen. Wir sind freilich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchsten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Namen eines Gedichts zu geben. Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erst dem dichterisch Gestimmten, oder dem Verfasser Gedicht, was es sonst nicht ist. —

Das Individuum wird das vollkommenste, das reinsystematische seyn, das nur durch einen einzigen Zufall individualisirt ist, z. B. durch seine Geburt. In diesem Zufalle muß die ganze Reihe seiner Zufälle und Zustände determinirt seyn. — Ein Romanschreiber macht eine Art von Bouts rimés, der aus einer gegebenen Menge von Zufällen und Situationen eine wohlgeordnete, gesetzmäßige Reihe macht, der Ein Individuum zu Einem Zweck durch alle diese Zufälle zweckmäßig hindurch führt. Ein eigenthümliches Individuum muß er haben, das die Begebenheiten bestimmt, und von ihnen bestimmt wird. Dieser Wechsel, oder die Veränderungen eines Individuums in einer continuirlichen Reihe,

machen den interessanten Stoff eines Romans aus. Ein Romandichter kann auf mancherlei Art zu Werke gehen: er kann sich z. B. erst eine Menge Begebenheiten aussinnen, und zu der Belebung dieser ein Individuum erdenken (eine Menge Reize, und zu diesen eine besondre, sie mannigfach verändernde und specificirende Constitution); oder er kann sich umgekehrt erst ein Individuum eigener Art festsetzen, und zu diesem eine Menge Begebenheiten erfinden. Er kann also A) Begebenheiten und Individualitäten in Verbindung, und zwar 1) entweder die Veränderungen der Begebenheiten, der Zufälle durch ein Individuum, oder 2) umgekehrt, die Veränderungen des Individuums durch die Begebenheiten, oder 3) beide wechselseitig sich verändernd; oder B) beide unabhängig von einander, und zwar 1) sich durchkreuzend, 2) parallel, 3) gänzlich getrennt, darstellen. Die Begebenheiten können aber 1) entweder zusammenhängende Handlungen eines vernünftigen Wesens (hieher gehört auch das Fatum), oder 2) isolirte Zufälle, oder beides vermischt seyn. Sind sie das Erste, so wird B 1. Darstellung eines Kampfs, B 2. Darstellung einer Gemeinschaft, B 3. Darstellung doppelter Welten, die höchstens malerischen, poetischen Zusammenhang haben, seyn. Sind sie das Zweite, so wird

B 1. Kampf mit dem Unglück, B 2. Gemeinschaft mit dem Glück, B 3. wie beim Ersten seyn. Die Regeln des Dritten ergeben sich aus den beiden ersten. Wenn man weiß, welche Klasse dieser verschiedenen Darstellungen der Dichter gewählt hat, so muß sich alles darin aus diesem Begriffe deduciren und rechtfertigen lassen. Einheit muß jede Darstellung haben, wenn sie Eine Darstellung, Ein Ganzes seyn will, und nicht etwa aus Prinzip im Großen gestaltlos, und nur im Einzelnen poetisch gestaltet seyn will; dann aber ist sie auch in sofern kein Kunstwerk, sondern eine Sammlung von Kunstfragmenten. Je größer der Dichter ist, desto weniger Freiheit erlaubt er sich, desto philosophischer ist er. Er begnügt sich mit der willkührlichen Wahl des ersten Moments, und entwickelt nachher nur die Anlagen dieses Keims, bis zu seiner Auflösung. Jeder Keim ist eine Dissonanz, ein Mißverhältniß, das sich erst nachgerade ausgleichen soll. Dieser erste Moment begreift die Wechselglieder in einem Verhältniß, welches nicht so bleiben kann; so im Wilhelm Meister: Sinn für schöne Kunst und Geschäftsleben streiten sich um ihn; dieß kann unmöglich bleiben. Schönheit und Nutzen sind die Göttinnen, die ihm einigemal unter verschiedenen Gestalten auf Scheidewegen erscheinen. Endlich kommt

Natalie, die beiden Wege und die beiden Gestalten fließen in Eins. — Durch die Annahme mehrerer willkührlichen Punkte, die er zu verbreiten suchen muß, erleichtert sich der Dichter, so paradox es auch scheint, seine Arbeit. Ein solches Bout rimé auszufüllen, ist in der That leichter, als a priori aus dem einfachen Kern die dazu gehörige mannigfaltige Reihe streng zu entwickeln. —

Die Schreibart des Romans muß kein Continuum, es muß ein in allen und jeden Perioden gegliederter Bau seyn. Jedes kleine Stück muß etwas Abgeschnittenes, Begränztes, ein eignes Ganzes seyn. —

Die Gegenstände des Romantischen müssen, wie die Töne der Aeolsharfe da seyn, auf einmal, ohne Veranlassung, ohne ihr Instrument zu verrathen. —

Alle Zufälle unsers Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans. —

Sollte der Roman alle Gattungen des Stiels in einer durch den gemeinsamen Geist verschiedentlich gebundenen Folge begreifen? —

Welche unerschöpfliche Menge von Materialien

zu neuen individuellen Combinationen liegt nicht umher? Wer einmal dieses Geheimniß errathen hat, der hat nichts mehr nöthig, als den Entschluß, der unendlichen Mannigfaltigkeit und ihrem blossen Genusse zu entsagen, und irgendwo anzufangen. Aber dieser Entschluß kostet das freie Gefühl einer unendlichen Welt, und fordert die Beschränkung auf eine einzelne Erscheinung derselben. Sollten wir vielleicht einem ähnlichen Entschlusse unser irdisches Daseyn zuzuschreiben haben? —

Es lassen sich Erzählungen ohne Zusammenhang, jedoch mit Association, wie Träume, denken; Gedichte, die blos wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang, höchstens einzelne Strophen verständlich, wie Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen. Diese wahre Poesie kann höchstens einen allegorischen Sinn im Großen, und eine indirecte Wirkung, wie Musik haben. Darum ist die Natur so rein poetisch, wie die Stube eines Zauberers, eines Physikers, eine Kinderstube, eine Polter- und Vorrathskammer. —

Ein Mährchen ist wie ein Traumbild ohne Zusammenhang. Ein Ensemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine musikalische Phan-

taſie, die harmoniſchen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur ſelbſt. —

In einem ächten Mährchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und zuſammenhängend ſeyn; alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß wunderlich mit der ganzen Geiſterwelt gemiſcht ſeyn; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Geſetzloſigkeit, Freiheit, der Naturſtand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Dieſe Zeit vor der Welt liefert gleichſam die zerſtreuten Züge der Zeit nach der Welt, wie der Naturſtand ein ſonderbares Bild des ewigen Reichs iſt. Die Welt des Mährchens iſt die der Welt der Wahrheit durchaus entgegengeſetzte, und eben darum ihr ſo durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich iſt. — In der künftigen Welt iſt alles wie in der ehemaligen, und doch durchaus anders; die künftige Welt iſt das vernünftige Chaos; das Chaos, das ſich ſelbſt durchdrang, das in ſich und außer ſich iſt. — Das ächte Mährchen muß zugleich prophetiſche Darſtellung, idealiſche Darſtellung, abſolut nothwendige Darſtellung ſeyn. Der ächte Mährchendichter iſt ein Seher der Zukunft. —

Der erſte Menſch iſt der erſte Geiſterſeher, ihm erſcheint alles als Geiſt. Was ſind Kinder anders,

als erſte Menſchen? Der friſche Blick des Kindes iſt überſchwenglicher, als die Ahnung des entſchiedenſten Sehers. —

Es liegt nur an der Schwäche unſerer Organe und der Selbſtberührung, daß wir uns nicht in einer Feenwelt erblicken. Alle Mährchen ſind nur Träume von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgends iſt. Die höheren Mächte in uns, die einſt als Genien unſern Willen vollbringen werden, ſind jetzt Muſen, die uns auf dieſer müheſeligen Laufbahn mit ſüßen Erinnerungen erquicken. —

Die Sieſte des Geiſterreichs iſt die Blumenwelt. In Indien ſchlummern die Menſchen noch immer, und ihr heiliger Traum iſt ein Garten, den Zucker und Milch umfließen. — —

III.

Moraliſche Anſichten.

Ein wahrhafter Fürſt iſt der Künſtler der Künſtler, das iſt, der Director der Künſtler. Jeder Menſch ſollte Künſtler ſeyn; alles kann zur ſchönen Kunſt werden; der Stoff des Fürſten ſind die Künſtler. Sein Wille iſt ſein Meißel. Er erzieht, ſtellet und weiſet die Künſtler an, weil nur er das Bild im Ganzen und aus dem rechten Standpunkte überſieht, weil nur ihm die große Idee, die durch vereinigte Kräfte und Ideen dargeſtellt und executirt werden ſoll, vollkommen gegenwärtig iſt. Der Regent führt ein unendlich mannigfaches Schauſpiel auf, in welchem Bühne und Parterre, Schauſpieler und Zuſchauer Eins ſind, und er ſelbſt Poet, Director und Held des Stücks zugleich iſt. —

Es wird eine Zeit kommen, und das bald, wo man allgemein überzeugt ſeyn wird, daß kein König

ohne Republik, und keine Republik ohne König bestehen könne; daß beide so untheilbar sind, wie Körper und Seele, und daß ein König ohne Republik, sowie eine Republik ohne König, nur Worte ohne Bedeutung sind. Daher entstand mit einer ächten Republik immer ein König zugleich, und zugleich mit einem ächten König eine Republik. Der ächte König wird Republik, die ächte Republik König seyn. —

Republik und Monarchie werden durch eine Unionsacte vereinigt. Es muß mehrere nothwendige Stufen von Staaten geben, die aber durch eine Union vereinigt seyn müssen. —

Ein einstürzender Thron ist wie ein fallender Berg, der die Ebene zerschmettert, und da Ruinen und ein todtes Meer hinterläßt, wo sonst fruchtbares Land und lustige Wohnstätte war. —

Das Volk ist eine Idee. Wir sollen ein Volk werden. Ein vollkommener Mensch ist ein kleines Volk. Aechte Popularität ist das höchste Ziel des Menschen. —

Die Basis aller ewigen Verbindungen ist eine absolute Tendenz nach allen Richtungen. Darauf beruht die Macht der Hierarchie, der ächten Maçonnerie und des unsichtbaren Bundes ächter Denker. Hierin liegt die Möglichkeit einer Universalrepublik,

welche die Römer bis zu den Kaisern zu realisiren begonnen hatten. Zuerst verließ August diese Basis, und Hadrian zerstörte sie ganz. —

Gerichtshöfe, Theater, Hof, Kirche, Regierung, öffentliche Zusammenkünfte, Akademien, Collegien u. s. w. sind gleichsam die speziellen, innern Organe des mystischen Staatsindividuums. —

Ob sich nicht etwas für die neuerdings so sehr gemißhandelten Alltagsmenschen sagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiste Kraft? und soll der Mensch mehr als einer aus dem Popolo seyn? —

Alles Ausgezeichnete verdient den Ostracismus; es ist gut, wenn es ihn sich selbst giebt; alles Absolute muß aus der Welt heraus. In der Welt muß man mit der Welt leben; man lebt nur, wenn man im Sinn der Menschen lebt, mit denen man lebt. Alles Gute in der Welt kommt von innen her (und also ihr von außen), aber es blitzt nur hindurch. Das Ausgezeichnete bringt die Welt weiter, aber es muß auch bald fort. —

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegentheil seyn: er ist eine Armatur der gespannten Thätigkeit; sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig, und nicht absolut schwach,

nicht zum trägſten, ſondern zum thätigſten Weſen zu machen. Der Staat überhebt den Menſchen keiner Mühe, ſondern er vermehrt ſeine Mühſeligkeiten vielmehr ins Unendliche; freilich nicht, ohne ſeine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfaſſenden Thätigkeit. —

Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staate; er hat kein Eigenthum außer dem Staate. Das Völkerrecht iſt der Anfang zur univerſellen Geſetzgebung, zum univerſellen Staate. —

Der Staat iſt immer inſtinctmäßig nach der relativen Einſicht und Kenntniß der menſchlichen Natur eingetheilt worden; der Staat iſt immer ein Makroanthropos geweſen: die Zünfte die Glieder und einzelnen Kräfte, die Stände das Vermögen. Der Adel war das ſittliche Vermögen, der Prieſter das religiöſe Vermögen, die Gelehrten die Intelligenz, der König der Wille. So daß jeder Staat immer ein allegoriſcher Menſch geweſen iſt. —

Der Staat wird zu wenig bei uns verkündigt. Es ſollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt ſind die meiſten Staatsgenoſſen auf einem ſehr gemeinen, dem feindlichen ſehr nahe kommenden Fuße mit ihm. —

Die Lehre vom Mittler leidet Anwendung auf

die Politik. Auch hier sind der Monarch oder die Regierungsbeamten, Staats-Repräsentanten, Staatsmittler. Je geistvoller und lebendiger die Glieder sind, desto lebendiger, persönlicher ist der Staat. Aus jedem ächten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staats hervor, sowie in einer religiösen Gemeinschaft ein persönlicher Gott gleichsam in tausend Gestalten sich offenbart: der Staat und Gott, sowie jedes geistige Wesen, erscheint nicht einzeln, sondern in tausend mannigfaltigen Gestalten; nur pantheistisch erscheint Gott ganz, und nur im Pantheismus ist Gott ganz, überall in jedem Einzelnen. So ist für das große Ich das gewöhnliche Ich und das gewöhnliche Du nur Supplement; jedes Du ist ein Supplement zum großen Ich; wir sind gar nicht Ich, wir können und sollen aber Ich werden, wir sind Keime zum Ich-Werden. Wir sollen alles in ein Du, in ein zweites Ich verwandeln; nur dadurch erheben wir uns selbst zum großen Ich, das Eins und Alles zugleich ist. — —

Aus Oekonomie giebt es nur Einen König. Müßten wir nicht haushälterisch zu Werke gehen, so wären wir alle Könige. —

Die Ehe ist für die Politik, was der Hebel für die Maschinenlehre. Der Staat besteht nicht aus einzelnen Menschen, sondern aus Paaren und Ge-

ſellſchaften. Die Stände der Ehe ſind die Stände des Staats: Frau und Mann. Die Frau iſt der ſogenannte ungebildete Theil. —

Die Bevölkerung iſt nie zu groß. Die zweckmäßige, ſyſtematiſche Beſchäftigung der Menſchenmaſſe iſt das Hauptproblem des Politikers. Kein Stand wird überſetzt, ohne daß ein anderer Mangel leidet. Je mehr Abgaben, je mehr Staatsbedürfniſſe, deſto vollkommener der Staat. Keine Abgabe ſoll ſeyn, die nicht ein Gewinn für die Einzelnen iſt; wie viel mehr müßte ein Menſch außer dem Staate anwenden, um ſich Sicherheit, Recht, gute Wege u. ſ. w. zu verſchaffen! Nur wer nicht im Staate lebt, in dem Sinne, wie man in ſeiner Geliebten lebt, wird ſich über Abgaben beſchweren, denn ſie ſind der höchſte Vortheil. Die Abgaben kann man als Beſoldung des Staats, d. i. eines ſehr mächtigen, ſehr gerechten, ſehr klugen und ſehr amüſanten Menſchen betrachten. — Das Bedürfniß eines Staats iſt das dringendſte Bedürfniß für den Menſchen; um Menſch zu werden und zu bleiben, bedarf er eines Staats. Der Staat hat natürlich Rechte und Pflichten, wie der einzelne Menſch. Ein Menſch ohne Staat iſt ein Wilder. Alle Kultur entſpringt aus den Verhältniſſen eines Menſchen mit dem Staate; je gebildeter, deſto mehr

Glied eines gebildeten Staats. Es gibt wilde und gesittete Staaten, moralische und unmoralische, genialische und Philister-Staaten. Staaten erziehen sich entweder selbst, oder werden von andern Staaten erzogen. —

Aus der Polarisirung der Stände müßte am Ende eine große Welt entstehen, so wie ein Pöbel. Der Haß des Gemeinen führt zum Vornehmen, denn nur dieß ist dem Gemeinen entgegen gesetzt. Der gebildete Mensch muß beides vereinigen können; er muß beides seyn können, wann und wie er will. —

Der edle Kaufmannsgeist, der ächte Großhandel, hat nur im Mittelalter und besonders zur Zeit der deutschen Hanse geblüht. Die Medicie, die Fugger waren Kaufleute, wie sie seyn sollten. Unsere Kaufleute im Ganzen, die größten nicht ausgenommen, sind nichts als Krämer. —

Gold und Silber sind das Blut des Staats. Häufungen des Bluts im Kopfe und Herzen verrathen Schwäche in beiden. Je stärker das Herz ist, desto lebhafter und freigebiger treibt es das Blut nach den äußern Theilen: warm und belebt ist jedes Glied, und rasch und mächtig strömt das Blut nach dem Herzen zurück. —

Wie wir den Pflanzenboden düngen, so düngen

uns die Pflanzen den Luftboden. Die Pflanzen sind Erdenkinder, wir Kinder des Aethers. Die Lunge ist eigentlich unser Wurzelkern, wir leben, wenn wir athmen, und fangen unser Leben mit Athmen an. — (Kinder des Himmels freiten die Töchter der Erde.) Wir fressen die Pflanzen, und sie gedeihen in unserm Moder. Was uns das Fressen ist, das ist den Pflanzen die Befruchtung. Empfangen ist das weibliche Genießen, Verzehren das männliche. (Ein Säufer ist einer liederlichen Frau zu vergleichen) Das Befruchten ist die Folge des Essens, es ist die umgekehrte Operation; dem Befruchten steht das Gebären, wie dem Essen das Empfangen entgegen. Der Mann ist gewissermaßen auch Weib, sowie das Weib Mann; entsteht etwa hieraus die verschiedene Schamhaftigkeit? —

Es gibt gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Glück und Unglück stehen in beständiger Wage. Jedes Unglück ist gleichsam das Hinderniß eines Stroms, der nach überwundenem Hinderniß nur desto mächtiger durchbricht. Dieß ist nirgend auffallender, als beim Mißwachs in der Oekonomie. —

Der Weltstaat ist der Körper, den die schöne Welt, die gesellige Welt beseelt. Er ist ihr nothwendiges Organ. —

An Gedanken interessirt uns entweder der Inhalt, die neue frappante, richtige Function, oder ihre Entstehung, ihre Geschichte, ihre Verhältnisse, ihre mannigfaltige Stellung, ihre mannigfaltige Anwendung, ihr Nutzen, ihre verschiedenen Formationen. So läßt sich ein an sich trivialer Gedanke sehr interessant bearbeiten; ein weitläufiges Unternehmen der Art kann sehr interessant seyn, ungeachtet das Resultat eine Armseligkeit ist; hier ist die Methode, der Gang, der Prozeß, das Interessante und Angenehme. Je reifer man ist, desto mehr wird man Interesse an Productionen der letztern Art haben. Das Neue interessirt weniger, weil man sieht, daß sich aus dem Alten so viel machen läßt. Man verliert die Lust am Mannigfaltigen, je mehr man Sinn für die Unendlichkeit des Einzelnen bekömmt. Man lernt das mit Einem Instrumente machen, wozu Andre hundert nöthig haben, und interessirt sich überhaupt mehr für das Ausführen, als für das Erfinden. —

Das Essen ist ein accentuirtes Leben. Essen, Trinken und Athmen entspricht der dreifachen Abtheilung der Körper in feste, flüssige und luftige. Der ganze Körper athmet, nur die Lippen essen und trinken; gerade das Organ, das in mannigfachen Tönen das wieder aussendet, was der Geist berei-

tet, und durch die übrigen Sinne empfangen hat. Die Lippen sind für die Geselligkeit so viel: wie sehr verdienen sie den Kuß! Jede sanfte weiche Erhöhung ist ein symbolischer Wunsch der Berührung. So ladet uns alles in der Natur figürlich und bescheiden zu seinem Genusse ein, und so dürfte die ganze Natur wohl weiblich, Jungfrau und Mutter zugleich seyn. —

Durch das Eigenthum wird der Besitz veredelt, wie durch die Ehe der körperliche Genuß. —

Das Postulat des weiblichen Mysticismus ist gäng und gäbe. Alles fordert von den Frauen unbedingte Liebe zum ersten besten Gegenstande. Welche hohe Meinung von der freien Gewalt und Selbstschöpfungskraft ihres Geistes setzt dieß nicht voraus! —

Die Muster der gewöhnlichen Weiblichkeit empfinden die Grenzen der jedesmaligen Existenz sehr genau, und hüten sich gewissenhaft dieselben zu überschreiten; daher ihre gerühmte Gewöhnlichkeit. Sie mögen selbst übertriebene Feinheiten, Delicatessen, Wahrheiten, Tugenden, Neigungen nicht leiden. Sie lieben Abwechselung des Gemeinen, Neuheit des Gewöhnlichen; keine neue Ideen, aber neue Kleider, Einförmigkeit im Ganzen, oberflächliche Reize. Sie lieben den Tanz, vorzüglich wegen seiner Leichtigkeit, Eitelkeit und Sinnlichkeit. Zu guter Witz ist ihnen

fatal, so wie alles Schöne, Große und Edle; mittelmäßige und selbst schlechte Lectüre, Acteurs, Stücke u. s. w. machen ihnen Freude.

Es giebt Menschen von eigensinniger und wunderlicher Individualität, die nicht zum Ehestande gemacht sind. Eheleute müssen eine Art von Mischung der Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit haben. Sie müssen festen Charakter, als Sachen, haben, um ein Besitzthum seyn zu können, und doch gechmeidig, elastisch und durchaus bestimmt seyn, ohne eigensinnig und ängstlich zu werden. —

Liebe ohne Eifersucht ist nicht persönliche Liebe, sondern indirecte Liebe — man kann Vernunftliebe sagen; denn man liebt hier nicht als Person, sondern als Glied der Menschheit: man liebt die Rivale mehr als den Gegenstand. —

Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand. —

Das schöne Geheimniß der Jungfrau, das sie eben so unaussprechlich anziehend macht, ist das Vorgefühl der Mutterschaft, die Ahnung einer künftigen Welt, die in ihr schlummert, und sich aus ihr entwickeln soll. Sie ist das treffendste Ebenbild der Zukunft. —

Die Ehe bezeichnet eine neue, höhere Epoche der

Liebe — die geſellige, die lebendige Liebe. Die Philoſophie entſteht mit der Ehe. —

Die Fröhlichkeit löst allmählig alle Bande. Daher ſchickt ſie ſich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befeſtigung jener Bande eine heilige höhere Pflicht wird; Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Feſten beiwohnen. Ein milder Ernſt iſt die ihnen nöthige Stimmung, und eine klare Beſonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältniſſe ihr Beruf. — —

Gerade wegen der Einfachheit ihrer Verhältniſſe iſt die Moral ſo ſchwierig in der Praxis. —

Aller unbeſtimmte, allgemeine ſubjective Trieb oder Reiz läßt ſich nur durch eine unendliche Reihe beſtimmter Handlungen befriedigen. Er ſtrebt nach keinem Object; er erhält ſich nur ſelbſt: er iſt eine sollicitatio perpetua; er iſt die ewige Triebfeder unendlicher, terminirter Veränderungen. —

Ein Charakter iſt ein vollkommen gebildeter Wille. —

Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen ſo viel Kraft und Anſtrengung, weil für den eigentlichen Menſchen nichts ungewöhnlicher, nichts ungemeiner iſt, als armſelige Gewöhnlichkeit? — Das Höchſte iſt das Verſtändlichſte, das Nächſte, das Unentbehrlichſte. Nur durch Un-

bekanntſchaft mit uns ſelbſt, Entwöhnung von uns ſelbſt, entſteht hier eine Unbegreiflichkeit, die ſelbſt unbegreiflich iſt. —

Ein Verbrecher kann ſich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenſchlich behandelt. Sein Verbrechen war ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der Tyrannei. Maaß und Proportion giebt es nicht in dieſer Welt, daher darf ihn die Unverhältnißmäßigkeit der Gegenwirkung nicht befremden. —

Der Menſch beſteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit Preis, ſo gibt er ſich ſelbſt Preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth ſich ſelbſt. Es iſt hier nicht die Rede vom Lügen, ſondern vom Handeln gegen Ueberzeugung. —

Alle Menſchen ſind in einem perpetuirlichen Duell begriffen. —

Wenn der Menſch nicht weiter kann, ſo hilft er ſich mit einem Machtſpruche, oder einer Machthandlung: einem raſchen Entſchluß. —

Die Erhebung iſt das vortrefflichſte Mittel, das ich kenne, um auf einmal aus fatalen Colliſionen zu kommen. So z. B. die allgemeine Erhebung in Adelſtand, die Erhebung aller Menſchen zu Genies, die Erhebung aller Phänomene in Wunderſtand,

der Materie zu Geist, des Menschen zu Gott, aller Zeit zur goldenen Zeit u. s. w. —

Neigungen sind materiellen Ursprungs; Anziehungs- und Abstoßungskräfte sind hier wirksam. Die Neigungen machen uns zu Naturkräften. Sie perturbiren den Lauf des Menschen, und man kann von leidenschaftlichen Menschen im eigentlichsten Sinne sagen, daß sie fallen. Wer sich den Neigungen unbedingt ergiebt, handelt selbst gegen das eigentliche Interesse der Neigungen, weil sie nur durch einen verhältnißmäßigen Widerstand eine volle und dauerhafte Wirkung thun können. —

Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlichern Nebenbuhler, als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens, was man auch das Ideal der ästhetischen Größe (im Grunde sehr richtig, der Meinung nach aber sehr falsch) benannt hat. Es ist das Maximum der Barbaren, und hat leider in diesen Zeiten der verwildernden Cultur gerade unter den größten Schwächlingen sehr viele Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Thier-Geiste, eine Vermischung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat. —

Schon das Gewissen beweist unser Verhältniß, Verknüpfung (die Uebergangs-Möglichkeit) mit ei-

ner andern Welt, eine innere unabhängige Macht und einen Zustand außer der gemeinen Individualität. — Hierauf allein beruht die Möglichkeit des thätigen Empirismus. Wir werden erst Physiker werden, wenn wir imaginative Stoffe und Kräfte zum Maaßstab der Naturstoffe und Kräfte machen. —

Es ist ein bedeutender Zug in vielen Mährchen, daß, wenn Ein Unmögliches möglich wird, auch zugleich ein andres Unmögliches unerwartet möglich wird; daß, wenn der Mensch sich selbst überwindet, er auch zugleich die Natur überwindet, und ein Wunder vorgeht, welches ihm das entgegengesetzte Angenehme gewährt, in dem Augenblick, als ihm das entgegengesetzte Unangenehme angenehm ward. Dieses sind die Zauberbedingungen, z. B. ein Bär soll in einen Prinzen verwandelt werden, aber nur in dem Augenblicke, in welchem der Bär geliebt wird. Vielleicht geschähe eine ähnliche Verwandlung, wenn der Mensch das Uebel in der Welt lieb gewänne; in dem Augenblick, in welchem ein Mensch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendste Wollust in seinen Armen, die höchste positive Lust durchdringt ihn. Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Synthesis seyn? Je fürchterlicher der Schmerz, desto höher die darin verborgene Lust? Jede Krankheit

ist vielleicht ein nothwendiger Anfang der innigeren Verbindung zweier Wesen, der nothwendige Anfang der Liebe. So kann der Mensch enthusiastisch für Krankheiten und Schmerz werden, und vor allen den Tod als eine nähere Verbindung liebender Wesen ansehen. Fängt nicht überall das Beste mit Krankheit an? Halbe Krankheit ist übel, ganze Krankheit ist Lust, und zwar höhere. — Ließe sich das Uebel in der Welt vielleicht vertilgen, wie das Böse? Soll etwa die Poesie die Unlust, wie die Moral das Böse vertilgen? Der Uebergang des guten Herzens zur Tugend ist nicht durch das Böse, sondern durch die Philosophie. — Es giebt nichts absolut Böses, und kein absolutes Uebel. Es ist möglich, daß der Mensch sich allmählig absolut böse macht, und so allmählig auch ein absolutes Uebel schafft; aber beides sind künstliche Producte, die der Mensch nach Gesetzen der Moral und Poesie schlechthin annihiliren soll, nicht glauben, nicht annehmen. — Alles Uebel und Böse ist isolirt und isolirend, es ist das Prinzip der Trennung. Durch Verbindung wird die Trennung aufgehoben und nicht aufgehoben, aber das Böse und Uebel als scheinbare Trennung und Verbindung wird in der That durch wahrhafte Trennung und Vereinigung, die nur wechselseitig bestehen, aufgehoben. — Ich

vernichte das Böse und Uebel u. s. w. durch Philosophiven. Es ist eine Erhöhung, eine Richtung des Bösen und Uebels auf sich selbst, welches beim Guten und der Lust u. s. w. gerade umgekehrt der Fall ist. —

Es ist sonderbar, daß der eigentliche Grund der Grausamkeit Wollust ist. —

Es ist wunderbar genug, daß nicht längst die Association von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und ihre gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat. —

Man kann immer zugeben, daß der Mensch einen vorwaltenden Hang zum Bösen hat; um so besser ist er von Natur, denn nur das Ungleichartige zieht sich an. —

Böse Menschen müssen das Böse aus Haß gegen die Bösen thun. Sie halten alles für böse, und darum ist ihr zerstörender Hang sehr natürlich; denn sowie das Gute das Erhaltende, so ist das Böse das Zerstörende. Dieß reibt sich am Ende selbst auf, und widerspricht sich sogar im Begriff, dagegen sich jenes selbst bestätigt, und in sich selbst bestreht und fortdauert. Die Bösen müssen wider ihren und mit ihrem Willen zugleich böse handeln; sie fühlen, daß jeder Schlag sie selbst trifft, und

doch können sie das Schlagen nicht lassen. Bosheit ist nichts als eine Gemüthskrankheit, die in der Vernunft ihren Sitz hat, und daher so hartnäckig und nur durch ein Wunder zu heilen ist. —

In Fichte's Moral sind die wichtigsten Ansichten der Moral. Die Moral sagt schlechthin nichts Bestimmtes; sie ist das Gewissen, eine bloße Richterin ohne Gesetz; sie gebietet unmittelbar, aber immer einzeln; sie ist durchaus Entschlossenheit. Gesetze sind der Moral durchaus entgegen. —

Spinoza und Andere haben mit sonderbarem Instinkt alles in der Theologie gesucht, die Theologie zum Sitz der Intelligenz gemacht. Spinozas Idee von einem kategorischen, imperativen, schönen oder vollkommnen Wissen, einem an sich befriedigenden Wissen, einem alles übrige Wissen annihilirenden und den Wissenstrieb angenehm aufhebenden Wissen, kurz, einem wollüstigen Wissen (welche Idee allem Mysticismus zum Grunde liegt) ist äußerst interessant. — Ist nicht die Moral, in so fern sie auf Bekämpfung der sinnlichen Neigung beruht, selbst wollüstig, ächter Eudämonismus? —

Wenn ein Mensch plötzlich wahrhaft glaubte, er sey moralisch, so würde er es auch seyn. —

Mir scheint ein Trieb in unsern Tagen allgemein verbreitet zu seyn, die äußere Welt hinter

künſtlichen Hüllen zu verſtecken, vor der offenen Natur ſich zu ſchämen, und durch Verheimlichung und Verborgenheit der Sinnenweſen eine dunkle Geiſterkraft ihnen beizulegen. Romantiſch iſt der Trieb gewiß, allein der kindlichen Unſchuld und Klarheit nicht vortheilhaft; beſonders bei Geſchlechtsverhältniſſen iſt dieß bemerklich. —

Jeder Tugend entſpricht eine ſpecifiſche Unſchuld. Unſchuld iſt moraliſcher Inſtinct. Tugend iſt die Proſa, Unſchuld die Poeſie. Es giebt rohe und gebildete Unſchuld, die Tugend ſoll wieder verſchwinden und Unſchuld werden. —

Scham iſt wohl ein Gefühl der Profanation. Freundſchaft, Liebe und Pietät ſollten geheimnißvoll behandelt werden. Man ſollte nur in ſeltenen, vertrauten Momenten davon reden, ſich ſtillſchweigend darüber einverſtehen. Vieles iſt zu zart, um gedacht, noch mehreres, um beſprochen zu werden. —

Unſchuld und Unwiſſenheit ſind Schweſtern. Es giebt aber edle und gemeine Schweſtern. Die gemeine Unſchuld und Unwiſſenheit ſind ſterblich; ſie haben hübſche Geſichter, aber ohne alle Bedeutung und nicht dauerhaft; die edlen Schweſtern ſind unſterblich, ihre hohe Geſtalt iſt unveränderlich, und ewig leuchtet ihr Antlitz vom Tage des Paradieſes.

Beide wohnen im Himmel, und besuchen nur die edelsten und geprüftesten Menschen.

In sofern ein Ding für mich da ist, bin ich sein Zweck; es bezieht sich auf mich, es ist meinetwegen da. Mein Wille bestimmt mich, also ist er auch mein Eigenthum. Die Welt soll seyn, wie ich will: ursprünglich ist die Welt so, wie ich will; wenn ich sie also nicht so finde, so muß ich den Fehler dieses Products in den beiden Factoren suchen, oder in Einem. Entweder ist die Welt eine ausgeartete, oder mein widersprechender Wille ist nicht mein wahrer Wille, oder beides zugleich ist unterscheidbar zugleich wahr. — — Meine geistige Wirksamkeit, meine Realisation von Ideen wird keine Decomposition und Umschaffung der Welt (wenigstens nicht, in sofern ich Mitglied dieser bestimmten Welt bin), sondern es wird nur eine Variations-Operation seyn können. Ich werde unbeschadet der Welt und ihrer Gesetze, mittelst derselben, sie für mich ordnen, einrichten und bilden können. —

Ansicht der ganzen Welt durch den Moralsinn. Deduction des Universums aus der Moral; alle wahren Verbesserungen sind moralische Verbesserungen, alle wahren Erfindungen moralische Erfindungen, Fortschritte (Verdienste des Sokrates.) —

Aller innere Sinn ist Sinn für Sinn.

Sittliches Gefühl ist Gefühl des absolut schöpferischen Vermögens, der productiven Freiheit, der unendlichen Personalität, des Mikrokosmus, der eigentlichen Divinität in uns. —

Gott ist ein gemischter Begriff. Er ist aus der Vereinigung aller Gemüthsvermögen, mittelst einer moralischen Offenbarung, entstanden. —

Ist unsre Unwissenheit etwa Bedingung unsrer Moralität? Wollen wir unwissend seyn, weil wir es bewandten Umständen nach wollen müssen? Wir sind nur unwissend, weil wir es wollen. —

Der rechtliche Zustand soll ein moralischer werden, und dann fallen alle Schranken und Bestimmungen von selbst weg, und jeder ist und hat Alles, unbeschadet der Andern. — Die Mathematik bezieht sich nur auf Recht, rechtliche Natur und Kunst, nicht magische Natur und Kunst; magisch werden beide nur durch Moralisirung. Liebe ist der Grund der Möglichkeit der Magie. Die Liebe wirkt magisch. — Alles Seyn soll in ein Haben verwandelt werden. Seyn ist einseitig, Haben synthetisch, liberal. —

Güte ist Moralität. Schönheit ist objective Güte, Wahrheit subjective Güte. Beide beziehen sich auf die vernunftlose Natur. Im Vernunftwe-

ſen iſt Recht der Wahrheit, Güte der Schönheit analog. —

Das Syſtem der Moral muß Syſtem der Natur werden. Alle Krankheiten gleichen der Sünde, darin, daß ſie Tranſcendenzen ſind. Unſre Krankheiten ſind alle Phänomene einer erhöhten Senſation, die in höhere Kräfte übergehen will. Wie der Menſch Gott werden wollte, ſündigte er. — Krankheiten der Pflanzen ſind Animaliſationen, Krankheiten der Thiere Rationaliſationen, Krankheiten der Steine Vegetationen. Sollte nicht jeder Pflanze ein Stein und ein Thier entſprechen? — Pflanzen ſind geſtorbene Steine, Thiere geſtorbene Pflanzen. —

Die Natur ſoll moraliſch werden; wir ſind ihre Erzieher, ihre moraliſchen Tangenten, ihre moraliſchen Reize. — Läßt ſich die Moralität, wie der Verſtand u. ſ. w. objectiviren und organiſiren? —

Die Natur wird moraliſch ſeyn, wenn ſie aus ächter Liebe zur Kunſt ſich der Kunſt hingiebt, thut, was die Kunſt will; die Kunſt, wenn ſie aus ächter Liebe zur Natur für die Natur lebt, und mit der Natur arbeitet. Beide müſſen es zugleich, aus eigner Wahl, um ihrer ſelbſt willen und aus fremder Wahl um des andern willen, thun. Sie müſſen in ſich ſelbſt mit dem Andern, und mit ſich ſelbſt im Andern zuſammen treffen. —

Sollte die Menschen-Psychologie, etwa, wie die Wissenschaftslehre, bloß den Menschen als ein Ganzes, als ein System betrachten (und bloß von oben herunter), und Psychologie überhaupt nur mit Ganzen zu thun haben? Dann scheint mir Psychologie und Physiologie vollkommen Eins, und die Seele nichts als Prinzip des Systems, Substanz zu seyn, ihre Wohnstätte wäre der Himmel. — Physiologie überhaupt wäre Welt-Psychologie, und die Natur und Seele auch eins, da unter Natur doch nur der Geist des Ganzen, substantielles Prinzip verstanden wird. — — Gott und Natur muß man also trennen. Gott hat gar nichts mit der Natur zu schaffen, er ist das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem sie einst harmoniren soll. Die Natur soll moralisch werden. — — Der moralische Gott ist etwas viel höheres als der magische Gott. — — Wir müssen Magier zu werden suchen, um recht moralisch seyn zu können. Je moralischer, desto harmonischer mit Gott, desto göttlicher, desto verbündeter mit Gott. Nur durch den moralischen Sinn wird uns Gott vernehmlich. Der moralische Sinn ist der Sinn für Daseyn, ohne äußere Affection, der Sinn für Bund, der Sinn für das Höchste, der Sinn für Harmonie, der Sinn für frei gewähltes und erfundenes und den

noch gemeinschaftliches Leben und Seyn, der Sinn für das Ding an sich, der ächte Divinotionssinn (diviniren, etwas ohne Veranlassung, Berührung vernehmen). Das Wort Sinn, das auf unmittelbare Erkenntniß, Berührung, Mischung hindeutet, ist hier freilich nicht recht schicklich, indeß ist es ein unendlicher Ausdruck, wie es unendliche Größen giebt. Das Eigentliche kann hier nur approximando, zur Nothdurft ausgedrückt werden. Es ist Nicht-Sinn; oder Sinn, gegen den jenes Nicht-Sinn ist. — — Moralisch handeln und religiös handeln sind also aufs innigste vereinigt. Man soll gänzlich innere und äußere Harmonie beabsichtigen; zugleich das Gesetz und den Willen Gottes, jedes um sein selbst willen, erfüllen. Es gibt also ein einseitiges moralisches und ein einseitiges religiöses Handeln. —

Können Wunder Ueberzeugung wirken? Oder wäre nicht wahrhafte Ueberzeugung, diese höchste Funktion unsers Gemüths und unsrer Personalität, das einzige, wahre, Gott verkündende Wunder? Jedes Wunder muß isolirt in uns bleiben, unverknüpft mit unserm übrigen Bewußtseyn, ein Traum. Aber eine innige moralische Ueberzeugung, eine göttliche Anschauung, dieß wäre ein reales bleibendes Wunder. —

Sollten gewisse intellectuelle Grenzen oder Unvollkommenheiten der Religion wegen da seyn, wie die Hülflosigkeit der Liebe wegen? Wir haben uns, um verbunden zu seyn, auf unendliche Art, auch mit den Transmundanern, zu Menschen bestimmt, und einen Gott zu einem Monarchen gewählt. Deduction der Geister und der Wesen der Vernunft. Unser Verhältniß mit ihnen. Wir haben keine Grenze des intellectuellen Fortschritts, aber wir sollen uns welche ad hunc actum transitorische Grenzen setzen, begrenzt und unbegrenzt zugleich seyn, Wunder thun können, aber keine thun wollen, alles wissen können, aber nicht wollen. — Mit der richtigen Bildung unsers Willens geht auch die Bildung unsers Könnens und Wissens fort. In dem Augenblick, wo wir vollkommen moralisch sind, werden wir Wunder thun können, d. i. wo wir keine thun wollen, höchstens moralische (Christus). Der Wunder höchstes ist eine tugendhafte Handlung, ein Actus der freien Determination. —

Die Moral ist, wohl verstanden, das eigentliche Lebens-Element des Menschen. Sie ist innig eins mit der Gottesfurcht. Unser eigener sittlicher Wille ist Gottes Wille. Indem wir seinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unser eignes Daseyn, und es ist, als hätten wir um unser selbst

willen, aus innrer Natur so gehandelt. Die Sünde ist allerdings das eigentliche Uebel in der Welt. Alles Ungemach kommt von ihr her. Wer die Sünde versteht, versteht die Tugend und das Christenthum, sich selbst und die Welt. Ohne dieß Verständniß kann man sich Christi Verdienst nicht zu eigen machen, man hat keinen Theil an dieser zweiten höhern Schöpfung. — —

Wenn der Geist heiligt, so ist jedes ächte Buch Bibel. Aber selten nur wird ein Buch um des Buchs willen geschrieben, und wenn Geist gleich edlem Metall ist, so sind die meisten Bücher Ephraimiten. Freilich muß jedes nützliche Buch wenigstens stark legirt seyn. Rein ist das edle Metall im Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte. —

Sollte die Bibel nicht noch im Wachsen begriffen seyn? —

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Licht beim Erwachen geblendet würden, wenn wir von sichtbaren Gegenständen geträumt hätten. Wohl also denen, die hier schon vom Sehen träumen! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können. —

Wenn die Welt gleichsam ein Niederschlag aus der Menschennatur ist, so ist die Götterwelt eine Sublimation derselben. Beide geschehen uno actu. Keine Präcipitation ohne Sublimation. Was dort an Agilität verloren geht, wird hier gewonnen —

Die Phantasie setzt die künftige Welt entweder in die Höhe oder in die Tiefe, oder in der Metempsychose zu uns. Wir träumen von Reisen durch das Weltall; ist denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefe unsers Geistes kennen wir nicht. — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns oder nirgend ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt ist die Schattenwelt, sie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt scheint es uns freilich innerlich so dunkel, einsam, gestaltlos; aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn diese Verfinsterung vorbei, und der Schattenkörper hinweg gerückt wird. Wir werden mehr genießen, als je: denn unser Geist hat entbehrt. —

Leben ist der Anfang des Todes. Das Leben ist um des Todes willen. Der Tod ist Endigung und Anfang zugleich. Scheidung und nähere Selbstverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduction vollendet. —

Im höchsten Schmerz tritt zuweilen eine Para-

lysis der Empfindsamkeit ein. Die Seele zersetzt sich. Daher der tödtliche Frost, die freie Denkkraft, der schmetternde unaufhörliche Witz dieser Art von Verzweiflung. Keine Neigung ist mehr vorhanden; der Mensch steht wie eine verderbliche Macht allein. Unverbunden mit der übrigen Welt verzehrt er sich allmählig selbst, und ist seinem Prinzip nach Misanthropos und Misotheos. —

Manche Leute hängen wohl darum so an der Natur, weil sie als verzogene Kinder sich vor dem Vater fürchten, und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen. —

Nichts ist zur wahren Religiosität unentbehrlicher, als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit verbindet. Unmittelbar kann der Mensch schlechterdings nicht mit derselben in Verhältniß stehn. In der Wahl dieses Mittelglieds muß der Mensch durchaus frei seyn. Der mindeste Zwang hierin schadet seiner Religion. Die Wahl ist charakteristisch, und es werden mithin die gebildeten Menschen ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, da hingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall hier bestimmt werden wird. Da aber so wenig Menschen einer freien Wahl überhaupt fähig sind, so werden manche Mittelglieder allgemeiner werden; sey es durch Zufall, durch Association, oder ihre besondere Schick-

lichkeit dazu. Auf diese Art entstehen Landesreligionen. Je selbstständiger der Mensch wird, desto mehr vermindert sich die Quantität des Mittelgliedes, die Qualität verfeinert sich, und seine Verhältnisse zu demselben werden mannigfaltiger und gebildeter: Fetische, Gestirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, Ein Gottmensch. Man sieht bald, wie relativ diese Wahlen sind, und wird unvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Wesen der Religion wohl nicht von der Beschaffenheit des Mittlers abhange, sondern lediglich in der Ansicht desselben, in den Verhältnissen zu ihm, bestehe. —

Es ist ein Götzendienst im weitern Sinn, wenn ich diesen Mittler in der That für Gott selbst ansehe. Es ist Irreligion, wenn ich gar keinen Mittler annehme; und in sofern ist Aberglaube und Götzendienst, und Unglaube oder Theismus, den man auch ältern Judaismus nennen kann, beides Irreligion. Hingegen ist Atheismus nur Negation aller Religion überhaupt, und hat also gar nichts mit der Religion zu schaffen. Wahre Religion ist, die jenen Mittler als Mittler annimmt, ihn gleichsam für das Organ der Gottheit hält, für ihre sinnliche Erscheinung. In dieser Hinsicht erhielten die Juden zur Zeit der Babylonischen Gefangen-

ſchaft eine ächt religiöſe Tendenz, eine religiöſe Hoffnung, einen Glauben an eine künftige Religion, der ſie auf eine wunderbare Weiſe von Grund aus umwandelte, und ſie in der merkwürdigſten Beſtändigkeit bis auf unſre Zeiten erhielt. —

Die wahre Religion aber ſcheint bei einer näheren Betrachtung abermals antinomiſch getheilt in Pantheismus und Monotheismus. Ich bediene mich hier einer Licenz, indem ich Pantheismus nicht im gewöhnlichen Sinne nehme, ſondern darunter die Idee verſtehe, daß alles Organ der Gottheit, Mittler ſeyn könne, indem ich es dazu erhebe: ſo wie Monotheismus im Gegentheil den Glauben bezeichnet, daß es nur Ein ſolches Organ in der Welt für uns gebe, das allein der Idee eines Mittlers angemeſſen ſey, und wodurch Gott allein ſich vernehmen laſſe, welches ich alſo zu wählen durch mich ſelbſt genöthigt werde; denn ohnedem würde der Monotheismus nicht wahre Religion ſeyn.

So unverträglich auch beide zu ſeyn ſcheinen, ſo läßt ſich doch ihre Vereinigung bewerkſtelligen, wenn man den monotheiſtiſchen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheismus macht, und dieſe gleichſam durch ihn centrirt, ſo daß beide einan-

der, jedoch auf verschiedene Weise nothwendig machen. —

Das Gebet oder der religiöse Gedanke, besteht also aus einer dreifach aufsteigenden, untheilbaren Abstraction oder Setzung. Jeder Gegenstand kann dem Religiösen ein Tempel im Sinn der Auguren seyn. Der Geist dieses Tempels ist der allgegenwärtige Hoheprieſter, der monotheistische Mittler, welcher allein im unmittelbaren Verhältnisse mit der Gottheit steht. —

Jedes Willkührliche, Zufällige, Individuelle kann unser Weltorgan werden. Ein Gesicht, ein Stern, eine Gegend, ein alter Baum u. s. w. kann Epoche in unserm Innern machen. Dieß ist der große Realismus des Fetischdienstes. —

Licht ist Symbol der ächten Besonnenheit. Also ist Licht, der Analogie nach, Action der Selbstrührung der Materie. Der Tag ist also das Bewußtseyn des Wandelsterns, und während die Sonne, wie ein Gott, in ewiger Selbstthätigkeit die Mitte beseelt, thut ein Planet nach dem andern auf längere oder kürzere Zeit das Eine Auge zu, und erquickt im kühlen Schlafe sich zu neuem Leben und Anschauen. Also auch hier Religion. Denn ist das Leben der Planeten etwas anders, als Sonnendienst? Auch hier kommst du uns also entge-

gen, uralte, kindliche Religion der Parsen, und wir finden in dir die Religion des Weltalls. —

Sonderbar genug ist es, daß die griechische Mythologie so unabhängig von der Religion war. Es scheint, daß die Kunstbildung in Griechenland vor der Religion, und ein unendlich erhabener Idealismus der Religion den Griechen Instinkt war. Die Religion war wesentlich Gegenstand der menschlichen Kunst. Die Kunst schien göttlich, oder die Religion künstlich und menschlich. Der Kunstsinn war der Religions-Erzeugungssinn, die Gottheit offenbarte sich durch die Kunst. —

Die Geistlichen und Herrnhuter haben das Vorzügliche und Bemerkenswerthe, daß sie Idealisten von Profession sind, und Religion ex professo treiben, sie zu ihrem Hauptgeschäfte machen, und eigentlich auf dieser Welt in einer andern und für eine andere leben. —

Sicherheit vor sich selbst und den unsichtbaren Mächten war die Basis der bisherigen geistlichen Staaten. —

Unter den Menschen muß man Gott suchen. In den menschlichen Begebenheiten, in menschlichen Gedanken und Empfindungen offenbart sich der Geist des Himmels am hellsten. —

In gottesdienstlichen Versammlungen sollte jeder

aufstehen, und aus dem Schatze seiner Erfahrungen göttliche Geschichte den andern mittheilen; diese religiöse Aufmerksamkeit auf die Sonnenblicke der andern Welt ist ein Haupterforderniß des religiösen Menschen. Wie man alles zum Gegenstand eines Epigramms oder eines Einfalls machen kann, so kann man auch alles in einen Spruch, in ein religiöses Epigramm, in Gottes Wort verwandeln. —

Noch ist keine Religion. Man muß eine Bildungsschule ächter Religion erst stiften. Glaubt ihr, daß es Religion gebe? Religion muß gemacht und hervorgebracht werden durch die Vereinigung mehrerer Menschen. —

Liebe kann durch absoluten Willen in Religion übergehen. Des höchsten Wesens wird man nur durch Tod werth (Versöhnungstod). —

Die Religion enthält unendliche Wehmuth. Sollen wir Gott lieben, so muß er hülfsbedürftig seyn. In wiefern ist im Christianismus diese Aufgabe gelöst? —

Spinoza ist ein Gott-trunkener Mensch. —

Der Spinozismus ist eine Uebersättigung mit Gottheit; Unglauben ein Mangel an göttlichem Organ und an Gottheit. Es gibt also directe und indirecte Atheisten. Je besonnener und ächt poeti-

ſicher der Menſch iſt, deſto geſtalteter und hiſtoriſcher wird ſeine Religion ſeyn. —

Sollte der Teufel, als Vater der Lüge, ſelbſt nur ein nothwendiges Geſpenſt ſeyn? Trug und Illuſion ſtehen allein der Wahrheit, Tugend und Religion entgegen. — Dem freien Willen ſtehen die Grille, die ſklaviſche Willkühr, der Aberglaube, die Laune, die Verkehrtheit, die durch lauter Zufälligkeiten beſtimmte Willkühr gegenüber: daraus geht die Täuſchung hervor. —

Es gibt manche Blumen auf dieſer Welt, die überirdiſchen Urſprungs ſind, die in dieſem Klima nicht gedeihen, und eigentliche Herolde, rufende Boten eines beſſern Daſeyns ſind. Unter dieſe Boten gehören vorzüglich Religion und Liebe. Das höchſte Glück iſt, ſeine Geliebte tugendhaft zu wiſſen, die höchſte Sorge iſt die Sorge für ihren Edelſinn. Aufmerkſamkeit auf Gott, Achtſamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmliſchen Ueberzeugung und Beruhigung in unſre Seelen einbricht, iſt das Wohlthätigſte, was man für ſich und ſeine Lieben haben kann. —

Alle unſre Neigungen ſcheinen nichts als angewandte Religion zu ſeyn; das Herz ſcheint gleichſam das religiöſe Organ. Vielleicht iſt das höhere Erzeugniß des productiven Herzens nichts anderes

als der Himmel. — Indem das Herz, abgezogen von allen einzelnen wirklichen Gegenständen, sich selbst empfindet, sich selbst zu einem idealischen Gegenstande macht, entsteht Religion. Alle einzelnen Neigungen vereinigen sich in Eine, deren wunderbares Objekt ein höheres Wesen, eine Gottheit ist, daher ächte Gottesfurcht alle Empfindungen und Neigungen umfaßt. Dieser Naturgott ißt uns, gebiert uns, spricht mit uns, erzieht uns, läßt sich von uns essen, von uns zeugen und gebären, und ist der unendliche Stoff unsrer Thätigkeit und unsres Leidens. — Machen wir die Geliebte zu einem solchen Gott, so ist dieß angewandte Religion. —

Religionslehre ist wissenschaftliche Poesie. Poesie ist unter den Empfindungen, was Philosophie in Beziehung auf Gedanken ist. —

Die Religion begreift das ganze Gebiet des sogenannten Uebersinnlichen und Ueberirdischen in sich. Sie ist theils theoretisch, theils praktisch. —

Die katholische Religion ist gewissermaßen schon angewandte christliche Religion. Auch die Fichtesche Philosophie ist vielleicht angewandter Christianismus. —

Eine Predigt ist ein Bruchstück der Bibel, des heiligen Buchs, des kanonischen Theils der Bibel. Jede Predigt soll Religion erwecken, Religions-

Wahrheiten vortragen; sie ist das Höchste, was ein Mensch liefern kann. Predigten enthalten Betrachtungen Gottes und Experimente Gottes. Jede Predigt ist eine Inspirationswirkung, sie muß und kann nur genialisch seyn. Wie vermeidet man bei Darstellung des Vollkommnen die Langeweile? Die Betrachtung Gottes scheint als eine religiöse Untersuchung zu monoton; man erinnre sich an die vollkommnen Charaktere im Schauspiele, an die Trockenheit eines ächten, rein philosophischen oder mathematischen Systems. So ist selbst die Betrachtung Jesu ermüdend. Die Predigt muß pantheistisch seyn; angewandte individuelle Religion, individualisirte Theologie enthalten. —

Aller Glaube ist wunderbar und wunderthätig: Gott ist in dem Augenblicke, da ich ihn glaube. — Glaube ist indirectwunderthätige Kraft. Durch den Glauben können wir in jedem Augenblick Wunder thun für uns, oft für andre mit, wenn sie Glauben zu uns haben. — Glaube ist hienieden wahrgenommene Wirksamkeit und Sensation in einer andern Welt, ein vernommener transmundaner Actus. Der ächte Glaube bezieht sich nur auf Dinge einer andern Welt. Glaube ist Empfindung des Erwachens und Wirkens in einer andern Welt. Angewandter, irdischer Glaube ist Wille. Glauben ist Wahrnehmung des realisirten Willens. —

Die Meynung von der Negativität des Christenthums ist vortrefflich; das Christenthum wird dadurch zum Rang der Grundlage der projectirenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menschenthums erhoben, eines lebendigen moralischen Raums. — Auch schließt sich dieß schön an meine Ideen von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit, deren Persönlichkeit und Urkraft mir unbeschreiblich einleuchtend geworden ist. Die Thätigkeit des Raums und der Zeit ist die Schöpfungskraft, und ihre Verhältnisse sind die Angeln der Welt. — Absolute Abstraction, Vernichtung des Jetzigen, Apotheose der Zukunft, dieser eigentlich bessern Welt: dieß ist der Kern der Geheiße des Christenthums, und hiemit schließt es sich an die Religion der Antiquare, die Göttlichkeit der Antike, die Herstellung des Alterthums, als der zweite Hauptflügel an; beide halten das Universum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit. —

Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinignng mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe. Dithyramben sind ein ächt christliches Product. —

Die christliche Religion ist auch dadurch vorzüglich merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nimmt, und darauf Werth legt. Sie steht in Opposition mit Wissenschaft und Kunst und eigentlichem Genuß.

Vom gemeinen Manne geht sie aus. Sie beseelt die große Majorität der Beschränkten auf Erden.

Sie ist das Licht; was in der Dunkelheit zu glänzen anfängt.

Sie ist der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität.

Ihr unpoetisches Aeußere, ihre Aehnlichkeit mit einem modernen häuslichen Gemälde scheint ihr nur geliehen zu seyn.

Sie ist tragisch und doch unendlich mild; ein ächtes Schauspiel, Vermischung des Lust- und Trauerspiels.

Die griechische Mythologie scheint für die gebildeteren Menschen zu seyn, und also in gänzlicher Opposition mit dem Christenthum. Der Pantheismus ist ein drittes Ende. —

Die Vernichtung der Sünde, dieser alten Last der Menschheit und alles Glaubens an Buße und Sühnung, ist durch die Offenbarung des Christenthums eigentlich bewirkt worden. —

Die Zukunft ist nicht für den Kranken, nur der Blick des Gesunden kann sich dreist in ihre wunderlichen Wege verlieren. Unglück ist der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher sich auch die alten Heiligen selbst ins Unglück stürzten. —

Märtyrer sind geistliche Helden. Jeder Mensch hat wohl seine Märtyrerjahre. Christus war der große Märtyrer unsers Geschlechts; durch ihn ist das Märtyrerthum unendlich tiefsinnig und heilig geworden. —

Man sollte sich schämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte, zu denken, was man wollte. Bitte Gott um seinen Beistand, daß er die ängstlichen Gedanken verjagen helfe. Lerne nur erst einen ängstlichen Gedanken auch gleich als solchen kennen. Mit innigem Gebet und festem Vorsatz ist vieles möglich. Sobald du ängstlich wirst, und traurige, bängliche Vorstellungen sich dir aufdringen, so fange an, recht herzlich zu beten. Gelingt es die ersten Male nicht, so gelingt es gewiß mit der Zeit. Hat man Gott im Herzen, so grübelt man nicht: dann ist nur Eine große erhebende Empfindung in der Seele. Auf dem göttlichen Gesichtspunkte gibt es keine Wolken; da ist nur Ein Glanz, Eine Herrlichkeit. Der Mann ist

anders, als das Kind. Mann seyn kommt von Gott. Die Alten waren immer fröhlich. —

Beten ist in der Religion, was Denken in der Philosophie ist. Beten ist Religion machen; Predigten sollen eigentlich Gebete seyn. Der religiöse Sinn betet, wie das Denkorgan denkt. Religion geht auf Religion, sie hat eine religiöse Welt, ein eignes religiöses Element. —

Der heilige Geist ist mehr als die Bibel; er soll unser Lehrer des Christenthums seyn, nicht todter, irdischer, zweideutiger Buchstabe. —

Unser ganzes Leben ist Gottesdienst. —

Eine Verbindung, die auch für den Tod geschlossen ist, ist eine Hochzeit, die uns eine Genossin für die Nacht giebt. Im Tode ist die Liebe am süßesten; für den Lebenden ist der Tod eine Brautnacht, ein Geheimniß süßer Mysterien:

Ist es nicht klug für die Nacht ein geselliges Lager zu suchen?
Darum ist klüglich gesinnt, wer auch Entschlummerte liebt. — —

Die Bibel fängt herrlich mit dem Paradiese, dem Symbol der Jugend an, und schließt mit dem ewigen Reiche, mit der heiligen Stadt. Auch ihre zwei Hauptbestandtheile sind ächt großhistorisch. Zu jedem großhistorischen Gliede muß gleichsam

die große Geschichte symbolisch verjüngt liegen). Der Anfang des neuen Testaments ist der zweite höhere Sündenfall (Sünde: was gesühnt werden muß), und der Anfang der neuen Periode. Die Geschichte eines jeden Menschen soll eine Bibel seyn. Christus ist der neue Adam. Eine Bibel ist die höchste Aufgabe der Schriftstellerei. —

Höchst sonderbar ist die Aehnlichkeit unsrer heiligen Geschichte mit Mährchen: anfänglich eine Bezauberung, dann die wunderbare Versöhnung u. s. w. die Erfüllung der Verwünschungsbedingung. Wahnsinn und Bezauberung haben viel Aehnliches. Ein Zauberer ist ein Künstler des Wahnsinns. —

Die Geschichte Christi ist ebenso gewiß ein Gedicht wie eine Geschichte; und überhaupt ist nur die Geschichte eine Geschichte, die auch Fabel seyn kann. —

Mystischer Glaube an das, was einmal da ist: das Alte, Bekannte; und mystische Hoffnung und Freude auf alles, was da kommen soll: das Neue, Unbekannte; dieß sind zwei sehr wichtige Charakterzüge der bisherigen Menschheit. —

Ob das Menschengeschlecht progrediendo geht? ist eine sonderbare, unbeantwortliche philosophische Frage; warum fragt man nicht auch: verändert sich das Menschengeschlecht? Diese Frage ist höher.

Aus der Veränderung läßt sich erst ein Schluß auf die Verbesserung oder Verschlimmerung ziehn. —

Nur wenn wir uns, als Menschen, mit andern Vernunftwesen vergleichen könnten, würden wir wissen, was wir eigentlich sind, auf welcher Stelle wir stehen. —

Der Gegensatz von Leib und Geist ist einer der allermerkwürdigsten und gefährlichsten. In der Historie hat er eine große Rolle gespielt. —

Die Natur ist lauter Vergangenheit, ehemalige Freiheit; daher durchaus Boden der Geschichte. —

Jetzt regt sich nur hie und da Geist: wann wird der Geist sich im Ganzen regen? Wann wird die Menschheit in Masse sich selbst zu besinnen anfangen? —

Die Körperwelt ist die prosaische. Der bloße (rohe) Raum ist Anfangspoem; Endpoem wird der gebildete Raum seyn. Natürlicher Raum, — künstlicher Raum. Ein Körper ist ein consonirter Raum. Der ferne Körper löst sich wieder in Raum auf, verschwindet in Raum. Alles soll wieder Raum werden (Körper-Schema — Weltkugel). Schema der Züge oder Ströme, Weltkugelfluß. Zug der Ströme, dem Körper entgegengesetzt — Bewegung. Die consonirte Bewegung der Zeit ist die wirkliche Bewegung. Ferne Bewegung löst sich wieder in

absolute Bewegung auf. Wo Körper ist, ist Raum nicht. Wo Bewegung ist, ist Zeit nicht. Alle Ströme und Bewegungen sollen Zeit (Ewigkeit) werden. Rohe Zeit — gebildete Zeit. Die Zeit dauert absolut. Alle Ströme sollen dauernd, alle Körper durchdringlich werden. —

Der jetzige Himmel und die jetzige Erde sind prosaischer Natur; es ist eine Weltperiode des Nutzens. Das Weltgericht ist der Anfang der neuen, gebildeten, poetischen Periode. —

Ueber den gegenwärtigen Moment, oder den immerwährenden Erstarrungs-Proceß der irdischen Zeit. — Sie hat eine sonderbare Lebensflamme. Die Zeit macht alles, wie sie auch alles zerstört, bindet, trennt. — Natur der Erinnerung. Seelenflamme. Besonderes Leben der Seele. Innere Lebensweise. Der Erstarrungs-Proceß. — Dieß rührt von der Berührung einer zweiten Welt, eines zweiten Lebens her, wo alles entgegengesetzt ist. — Wir springen wie ein elektrischer Funken in die andere Welt hinüber. Zunahme der Capacität. Tod ist Verwandlung, Verdrängung des Individualprincips, das nun eine neue, haltbarere, fähigere Verbindung eingeht. —

Unsere Welt ist das, was sie ist, als Glied des Universalweltsystems, ihre Veränderungen wer-

den mit durch die Veränderungen des großen Systems bestimmt. — Je mannigfacher etwas individualisirt ist, desto mannigfacher ist seine Berührung mit andern Individuen, desto veränderlicher seine Gränze und Nachbarschaft. —

Ein unendlich charakteristisches Individuum ist Glied eines Infinitoriums. So unsre Welt. Sie gränzt an unendliche Welten, und doch vielleicht nur an Eine. Die Welt im Ganzen hat auch nur Eine Welt gegen sich über — Himmel und Erde. —

Manche haben mehr eine räumliche Personalität, andre mehr eine zeitliche. Sollte dieß der Unterschied unter Helden und Künstlern seyn? —

Der Buchstabe ist, was ein Tempel oder Monument ist; ohne Bedeutung ist er freilich todt. Es gibt geistvolle Historiker des Buchstabens, philosophische Antiquare. Der Antiquar ist eigentlich ein Restaurator des Buchstabens, ein Auferwecker desselben. —

Glück ist Talent für die Historie, oder das Schicksal. Der Sinn für Begebenheiten ist der prophetische, und Glück ist der divinatorische Instinct. (Die Alten rechneten daher mit Recht das Glück eines Menschen zu seinen Talenten). Es gibt eine

divinatorische Lust. Der Roman ist aus Mangel an Geschichte entstanden. —

Wo Kinder sind, da ist ein goldnes Zeitalter. —

Es fehlt uns nicht an Gelegenheit, Menschen außer der Welt, und zwar vor und nach der Welt zu betrachten. Zu Menschen und nicht zu Menschen bestimmte Stamina: jenes Kinder, dieses Alte. —

Manchen fehlt es an Gegenwart des Geistes, dafür haben sie mehr Zukunft des Geistes. —

Beinah alles Genie war bisher einseitig; Resultat einer krankhaften Constitution. Die eine Klasse hat zu viel äußern, die andre zu viel innern Sinn. Selten gelang der Natur ein Gleichgewicht zwischen beiden, eine vollendete genialische Constitution. Durch Zufälle entstand oft eine vollkommne Proportion, aber nie konnte diese von Dauer seyn, weil sie nicht durch den Geist aufgefaßt und fixirt ward: es blieb bei glücklichen Augenblicken. Das erste Genie, das sich selbst durchdrang, fand hier den typischen Keim einer unermeßlichen Welt; es machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigste in der Weltgeschichte seyn mußte; denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menschheit, und auf dieser Stufe wird erst wahre Geschichte aller Art möglich; denn der Weg, der bisher zurück gelegt wurde, macht nun ein eignes, durchaus erklärbares

Ganzes aus. Jene Stelle außer der Welt ist gegeben, und Archimedes kann nun sein Versprechen erfüllen. —

Die Geschichte erzeugt sich selbst. Erst durch Verknüpfung der Vergangenheit und Zukunft entsteht sie. So lange jene nicht fest gehalten wird, durch Schrift und Satzung, kann diese nicht nutzbar und bedeutend werden. — Die Menschen gehen viel zu nachläßig mit ihren Erinnerungen um. —

Eine Geschichte ist ein eigenthümliches Product des Verstandes und des Willens; ohne deren Zuthun gibt es keine Geschichte; durch sie kann aber alles zur Geschichte, zum Beispiel, zum Bilde eines Gesetzes werden. —

Der Geschichtschreiber organisirt historische Wesen. Die Data der Geschichte sind die Masse, welcher der Geschichtschreiber Form gibt, durch Belebung. Mithin steht auch die Geschichte unter den Grundsätzen der Belebung und Organisation überhaupt, und bevor nicht diese Grundsätze da sind, giebt es auch keine ächten historischen Kunstgebilde, sondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat. —

Unsre alte Nationalität war, wie mich dünkt,

ächt römische: natürlich, weil wir auf eben dem Wege wie die Römer entstanden; und so wäre der Name römisches Reich wahrlich ein artiger, sinnreicher Zufall. Deutschland ist Rom, als Land. Ein Land ist ein groser Ort mit seinen Gärten. Das Kapitol ließe sich vielleicht nach dem Gänsegeschrei vor den Galliern bestimmen. Die instinctartige Universalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im deutschen Volk. Das Beste, was die Franzosen bei der Revolution gewonnen haben, ist eine Portion Deutschheit. —

Deutsche gibt es überall. Germanität ist so wenig wie Romanität oder Grācität und Britannität auf einen besondern Staat eingeschränkt. Es sind allgemeine Menschencharaktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden sind. Deutschheit ist ächte Popularität, und darum ein Ideal. —

Jede Person, die aus Personen besteht, ist eine Person in der zweiten Potenz, oder ein Genius. In dieser Beziehung darf man wohl sagen, daß es keine Griechen, sondern nur einen griechischen Genius gegeben hat. Ein gebildeter Grieche war nur sehr mittelbar, und nur zu einem sehr geringen Theil sein eignes Werk. Daher erklärt sich auch die groſe Individualität der griechischen Kunst und

Wissenschaft, wobei doch nicht zu verläugnen ist, daß an einigen Gränzen ägyptischer und orientalischer Mysticismus sie angegriffen und modernisirt hat. —

Die Forderung, die gegenwärtige Welt für die beste und einzige zu halten, ist der ganz gleich, meine mir angetraute Frau für die beste und einzige zu halten, und ganz für sie und in ihr zu leben. Es gibt noch viele ähnliche Forderungen und Ansprüche, deren Anerkennung der zur Pflicht macht, der einen für immer entschiedenen Respect vor allem hat, das geschehen ist, der historisch religiös ist, der absolute Gläubige und Mystiker der Geschichte überhaupt, der ächte Liebhaber des Schicksals. Das Fatum ist die mystificirte Geschichte. Jede willkührliche Liebe, in der bekannten Bedeutung, ist eine Religion, die nur Einen Apostel, Einen Evangelisten und Anhänger hat und haben, und Wechselreligion seyn kann, aber nicht zu seyn braucht. —

Es giebt eine Reihe idealischer Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen sie zusammen. Menschen und Zufälle modificiren gewöhnlich die idealische Begebenheit, so daß sie unvollkommen erscheint, und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen sind. So bei der Reformation.

Statt des Protestantismus kam das Lutherthum hervor. —

Was bildet den Menschen, als seine Lebensgeschichte? Und so bildet den großartigen Menschen nichts als die Weltgeschichte. —

Manche Menschen leben besser mit der vergangenen Zeit und der zukünftigen, als mit der gegenwärtigen.

Auch ist die Gegenwart gar nicht verständlich, ohne die Vergangenheit, und ohne ein hohes Maaß von Bildung, eine Sättigung mit den höchsten Producten, mit dem gediegensten Geist des Zeitalters und der Vorzeit, und einer Verdauung, woraus der menschlich prophetische Blick entsteht, dessen der Historiker, der thätige, idealistische Bearbeiter der Geschichtsdaten nicht so entbehren kann, wie der grammatische und rhetorische Erzähler. —

Eine gewisse Einsamkeit scheint dem Gedeihen der höheren Sinne nothwendig zu seyn, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menschen mit einander manchen heiligen Keim ersticken, und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreuter Gesellschaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verscheuchen. —

Frankreich verficht einen weltlichen Proteſtantismus. Sollten auch weltliche Jeſuiten nun entſtehen, und die Geſchichte der letzten Jahrhunderte erneuert werden?

Anhang.

1.

Blumen.

1798.

An den König.

Mehr als ein Königreich gab der Himmel Dir in Luisen,
Aber Du brachtest ihr auch mehr als die Krone, Dein Herz.

Die Alpenrose.

Selten haftet auf Höh'n ein Funken himmlischen Lebens,
Aber, als Königin, blüht dann auch die Rose des Bergs.

Der König.

Nur wer mehr als König schon ist, kann königlich herrschen,
Also soll König auch seyn, welcher die Herrlichste liebt.

Das irdiſche Paradies.

Wo die Geliebten ſind, da ſchmückt ſich bräutlich die Erde,
Aber den Frevler verzehrt ſchneller die himmliſche Luft.

Es iſt an der Zeit.

Glänzend ſteht nun die Brücke, der mächtige Schatten erinnert
Nur an die Zeit noch, es ruht ewig der Tempel nun hier.
Götzen von Stein und Metall mit furchtbaren Zeichen der Willkühr
Sind geſtürzt und wir ſehn dort ein liebendes Paar —
An der Umarmung erkennt ein jeder die alten Dynaſten,
Kennt den Steuermann, kennt wieder die glückliche Zeit.

Das Ende des Haders.

Lange währte der Zweifel, es konnte keiner ihn ſchlichten,
Mancher ſchöne Kryſtall brach in dem feindlichen Stoß.
Nur die Liebe beſitzt den Talisman ewigen Friedens —
Da nur, wo ſie erſcheint, fließen die Maſſen in Eins.

Der ſterbende Genius.

Willkommen, Lieber, nun und nicht wieder ruft
Dich meine Stimme; nah iſt der Abſchied mir.
Gefunden hab' ich, was ich ſuchte,
Und der Bezauberung Bande ſchmelzen.

Das ſchöne Weſen — ſiehſt du die Königin —
Hebt Bann und Zauber; lange vergebens flog
Um jeden Thron ich, aber endlich
Winkte durch Sie mir die alte Heimath.

Schon lodert mächtig jene geheime Glut —
Mein altes Weſen — tief in dem irdiſchen
Gebilde: Du ſollſt Opferprieſter
Seyn, und das Lied der Zurückkehr ſingen.

Nimm dieſe Zweige, decke mit ihnen mich,
Nach Oſten ſinge dann das erhabne Lied,
Bis auf die Sonne geht und zündet,
Und mir die Thore der Urwelt öffnet.

Der Duft des Schleiers, der mich vor dem umgab,
Sinkt dann vergoldet über die Ebenen,
Und wer ihn athmet, ſchwört begeiſtert
Ewige Liebe der ſchönen Fürſtin.

Land.

Jenes himmliſche Paar ſchwimmt hoch auf der Flut, wie die Taube
Und der Oelzweig; es bringt Hoffnung des Landes wie dort.

2.

Der Fremdling.

Den 22ſten Jänner 1797.

Der Frau B.-R. von Ch. gewidmet.

Müde biſt du und kalt, Fremdling, du ſcheineſt nicht
Dieſes Himmels gewohnt, — wärmere Lüfte wehn
Deiner Heimath, und freier
Hob ſich vormals die junge Bruſt.

Streute ewiger Lenz dort nicht auf ſtiller Flur
Buntes Leben umher? ſpann nicht der Frieden dort
Feſte Weben? und blühte
Dort nicht ewig, was Einmal wuchs?

O! du ſucheſt umſonſt — untergegangen iſt
Jenes himmliſche Land — keiner der Sterblichen
Weiß den Pfad, den auf immer
Unzugängliches Meer verhüllt.

Wenig haben sich nur Deines verwandten Volks
Noch entrissen der Flut — hierhin und dorthin sind
Sie gesä't und erwarten
Bessre Zeiten des Wiedersehns.

Folge willig mir nach — wahrlich ein gut Geschick
Hat hieher Dich geführt — Heimathsgenossen sind
Hier, die eben, im Stillen,
Heut ein häusliches Fest begehn.

Unverkennbar erscheint dort Dir die innige
Herzensemheit — es strahlt Unschuld und Liebe Dir
Klar von allen Gesichtern,
Wie vorzeiten im Vaterland.

Lichter hebt sich Dein Blick — wahrlich, der Abend wird,
Wie ein freundlicher Traum, schnell Dir vorübergehn,
Wenn in süßem Gespräche
Sich Dein Herz bei den Guten löst —

Seht — der Fremdling ist hier — der aus demselben Land
Sich verbannt fühlt, wie Ihr; traurige Stunden sind
Ihm geworden — es neigte
Früh der fröhliche Tag sich ihm.

Doch er weilet noch gern, wo er Genossen trifft,
Feiert munter das Fest häuslicher Freuden mit;
Ihn entzücket der Frühling,
Der so frisch um die Eltern blüht.

Daß das heutige Fest oft noch zurückekehrt,
Eh' den Weinenden sich ungern die Mutter raubt,
Und auf die nächtlichen Pfaden
Folgt dem Führer ins Vaterland —

Daß der Zauber nicht weicht, welcher das Band beglückt
Eures Bundes — und daß auch die Entfernteren
Des genießen, und wandern
Einen fröhlichen Weg mit Euch —

Dieses wünschet der Gast — aber der Dichter sagts
Euch für ihn; denn er schweigt gern, wenn er freudig ist,
Und er sehnet so eben
Seine fernen Geliebten her.

Bleibt dem Fremdlinge hold — spärliche Freuden sind
Ihm hienieden gezählt — doch bei so freundlichen
Menschen sieht er geduldig
Nach dem großen Geburtstag hin.

3.

Briefe.

Weißenfels, den 22. März 1797.

Es ist für mich eine traurige Pflicht, ihnen die Nachricht mitzutheilen, daß Sophie nicht mehr ist. Nach unaussprechlichen Leiden, die sie musterhaft ertrug, endigte sie den 19ten März früh um halb 10 Uhr. Den 17ten März 1783 war sie geboren, und den 15ten März 1795 erhielt ich von ihr die Gewißheit, daß sie mein seyn wollte. Seit dem 17ten Nov. 1795 hat sie gelitten. Acht Tage vor ihrem Tode verließ ich sie, mit der festesten Ueberzeugung, sie nicht wiederzusehen.— Es war über meine Kräfte, die entsetzlichen Kämpfe der unterliegenden blühenden Jugend, die fürchterlichen Beängstigungen des himmlischen Geschöpfs ohnmächtig mit anzusehen. Das Schicksal habe ich niemals gefürchtet. — Erst vor drei Wochen sahe ich es drohen. Es ist Abend um mich geworden, während ich noch in die Morgenröthe hineinsah. Meine Trauer ist gränzen-

los, wie meine Liebe. Drei Jahre ist sie mein stündlicher Gedanke gewesen. Sie allein hat mich an das Leben, an das Land, an meine Beschäftigungen gefesselt. Mit ihr bin ich von Allem getrennt, denn ich habe mich selbst fast nicht mehr. Aber es ist Abend geworden, und es ist mir, als würde ich früh weggehen, und da möchte ich doch gern ruhig werden und lauter wohlwollende Gesichter um mich sehen — ganz in ihrem Geiste möchte ich leben, sanft und gutmuthig seyn, wie sie war.

Unvergeßlich wird mir, wie meiner verewigten Sophie, die Freundschaft; die Sorgfalt seyn, mit der Sie ihre letzten Tage zu erheitern bemüht waren. Sophie hat sich Ihrer Gefälligkeiten mit dem wärmsten Dank noch erinnert und ich habe einen stillen Auftrag gefühlt, Ihnen diesen Dank mit dem Meinigen vereinigt, zu überbringen. Sie verzeihen meiner Liebe, wenn ich Ihnen sage, daß mich Ihre Aufmerksamkeit für Sophiens Wünsche, Ihr halbjähriges Zusammenleben mit ihr, Sie, jetzt erst, mir recht werth gemacht hat. Ich habe Sie in einer höchst ungünstigen Stimmung kennen gelernt. Sie haben mich nicht gesund gesehen. Ungeheure Widersprüche kreuzten sich in meiner Seele. — Sophiens Krankheit und tausend andere Verdrießlichkeiten hatten einen sehr widrigen Einfluß auf meine Denkungsart. Gern gestehe ich Ihnen jetzt, daß mir manches an Ihnen mehr mißfiel, als es zu jeder andern Zeit geschehen seyn würde. Ich mag Sie damals oft beleidigt haben. Verzeihen Sie mir beim Andenken an meine Sophie. Durch Thränen sieht man keine menschlichen Fehler —. Thränen waschen jeden Flecken weg. Der Unglückliche

drückt ihn einem höhern Gleichheitsgefühl jeden aufrichtig und warm an das müde, liebende Herz. Behalten Sie mich lieb — ich traue Ihnen zu, daß Sie Sophiens immer mit warmer Achtung gedenken werden. Es ist möglich, daß ich diesen Sommer in — verlebe. Im Anfange werde ich viele Erinnerungen zu bekämpfen haben — aber ich freue mich doch, mit Ihnen recht viel von Sophien reden zu können — ich muß mich an die Vergangenheit halten, da ich von der Zukunft nichts mehr zu erwarten habe. Leben Sie wohl, und seyn Sie glücklicher, als

Ihr Freund Hardenberg.

Tennstädt, den 14. April 1797.

Die Antwort auf Ihren wohlwollenden, zustimmenden gefühlvollen Brief, glaubt' ich mündlich bringen zu können. Diese Freude war mir nicht bestimmt. Ich habe meinem Vorsatze, diesen Sommer in — eben so angenehm als lehrreich zuzubringen, entsagen müssen. Der unerwartet eintretende Tod meines Bruders Erasmus beschleunigte meine Abreise, und da wählt' ich Tennstädt — so weh mir die Erinnerungen thaten — weil ich hier unter sehr frenndschaftlichen Menschen bin, und aus Verlangen nach der Nähe ihres Grabes.

Ich wußte schon von Ihrer Krankheit, Lieber, — aber ich wußte nicht, daß sie so gefährlich sey. Nur keine lange Krankheit — es ist was entsetzliches und so etwas unnützes, da nur Ideen, aber körperliche Leiden nicht bilden — besonders wenn sie so schwer sind, daß der Geist sich nicht mehr ermannen kann. Meine Sophie hat einen schönen Tod gehabt. — Vorher sind einige schreckliche Tage gewesen, die sie still und lächelnd

und tröstend durchlebt hat. Sie ist mit jeder Minute liebenswürdiger geworden. — Heiter und gefaßt hat sie zuletzt um ihren Tod gewußt. — Ein sanfter Schmerz hat sie auf einmal allen Lasten enthoben. Ihr unbemerkt ist ihr Körper schon die letzten Tage fast in völlige Auflösung übergegangen; die letzte Nacht phantasirt sie — auf einmal schüttelt sie mit dem Kopf — lächelt und sagt: Ich fühls, ich bin närrisch — ich bin nicht mehr nütze in der Welt — ich muß fort.

Guter, — auch ich bins — das Beste in mir zieht sich zusammen — das Uebrige zerfällt in erbärmlichen Staub.

Sehr Recht haben Sie, daß ich das Zutrauen zu mir selbst nicht verlieren soll — damit halte ich Sie allein noch fest. Es erwacht täglich beständiger, kräftiger in mir — es gedeiht jetzt in der süßen Ruhe, die mich umgibt. Meine Kräfte haben eher zu- als abgenommen — ich fühle es jetzt oft, wie schicklich es hat so kommen müssen. Zufrieden bin ich ganz — die Kraft, die über den Tod erhebt, habe ich ganz neu gewonnen. — Einheit und Gestalt hat mein Wesen angenommen — es keimt schon ein künftiges Daseyn in mir. Diesen Sommer will ich recht genießen, recht thätig seyn, mich recht in Liebe und Begeisterung stärken. — Krank will ich nicht zu ihr kommen — im vollen Gefühl der Freiheit — glücklich wie ein Zugvogel seyn. Genußvoller fühle ich mich jetzt schon — die Farben sind heller auf dem dunkeln Grunde, der Morgen naht — das verkündeten mir die ängstlichen Träume. Wie entzückt werde ich ihr erzählen, wenn ich nun aufwache, und mich in der alten, längstbekannten Urwelt finde, und sie vor mir steht.

— Ich träumte von dir ich hätte dich auf der Erde geliebt — du glichst dir auch in der irdischen Gestalt — du starbst — und da währte es noch ein ängstliches Weilchen, da folgte ich dir nach.

Sie wollen im Mai fortwandern — auf lange Zeit — gern hätte ich Sie noch einmal gesehen. Könnten Sie nicht noch hier in unsre Gegend kommen — oder wenn ich wüßte, daß Sie in Erfurt wären? Werden Sie nur nicht lange krank — dafür ist mir recht bange. Mein guter Erasmus hat mich diese Leiden wieder tief empfinden lassen. Ich habe ihn sehr lieb gehabt — jetzt verliert sich der Schmerz über seinen Verlust in die ungeheure Woge, die über meine Besitzungen herschlug.

Nun noch einiges Wenige. — . . . Anhänglichkeit an das erhabene Bild Sophiens hat mir ihn lieber gemacht, als alle seine trefflichen Werke. Jetzt habe ich ihn wahrhaft lieb — er gehört zu meinem Herzen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich . . . nicht für den Apostel der Schönheit halten könnte, wenn ihn nicht schon das bloße Bild ergriffen hätte. — Es ist gewiß nicht Leidenschaft — ich fühle es zu unwidersprechlich, zu kalt, zu sehr mit meiner ganzen Seele, daß sie Eine der edelsten, idealischsten Gestalten war, die je auf Erden gewesen sind und seyn werden. Die schönsten Menschen müssen ihr ähnlich gewesen seyn. Ein Bild von Raphael in der Physiognomik hat die treffendste Aehnlichkeit von ihr, die ich noch fand, unerachtet es gewiß kein vollkommnes Bild von ihm ist. Sollte . . . ihr nicht einen stillen Kranz gewunden haben? — O! daß ich davon Gewißheit hätte.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE DEC 15 '39

DUE JAN -8 '51

OCT 17 1941

OCT 23 '53H

DUE NOV 4 '42

DUE NOV

APR -4 '55 H

DUE NOV 28 '45

JUN -7 '55 H

DUE NOV 18 '48

JUN 5 '57 H

DUE OCT 28 '50